

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 38 (2005)

Artikel: Schwedische Privatprosa 1650-1710 : Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich
Autor: Müller, Silvia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

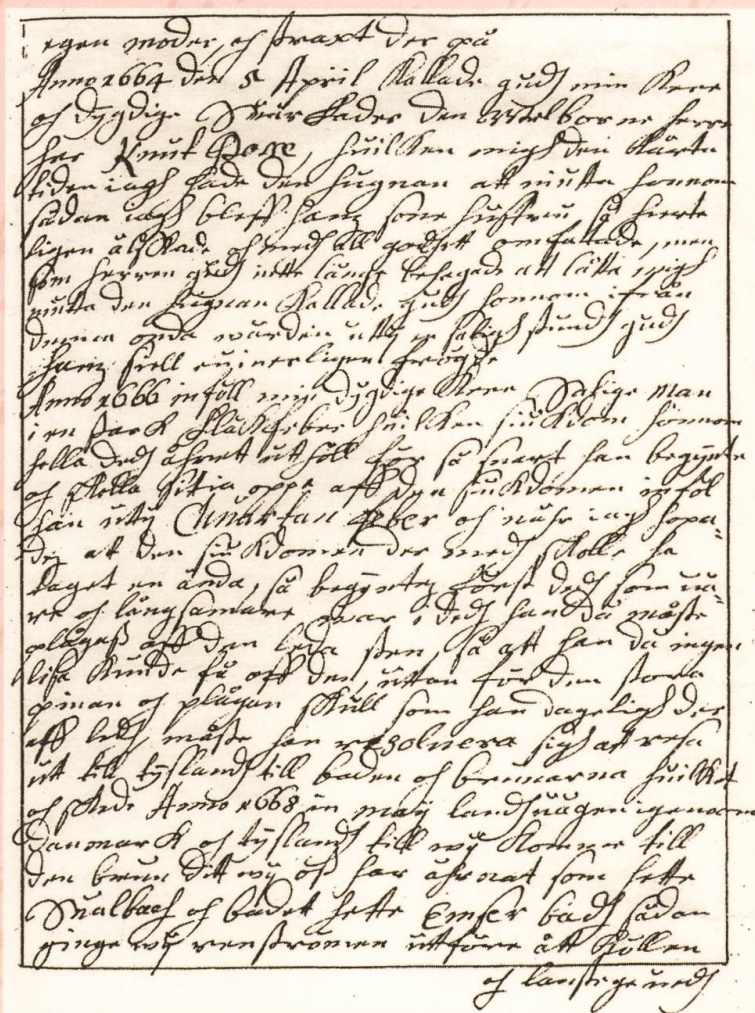
Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Silvia Müller

Schwedische Privatprosa 1650 – 1710

Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich



A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Schwedische Privatprosa 1650-1710

Beiträge zur Nordischen Philologie

Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft
für Skandinavische Studien

Redaktion:

Oskar Bandle, Jürg Glauser, Silvia Müller, Hans-Peter Naumann,
Barbara Sabel, Thomas Seiler

Beirat:

Michael Barnes, François-Xavier Dillmann, Annegret Heitmann,
Andreas G. Lombnæs, Stefanie Würth

Band 38 · 2005

A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Silvia Müller

Schwedische Privatprosa 1650–1710

Sprach- und Textmuster von
Frauen und Männern im Vergleich

A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich im Wintersemester 2002/2003 auf Antrag von Prof. Dr. Hans-Peter Naumann als Dissertation angenommen.

Gedruckt mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

© 2005 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: www.francke.de
E-Mail: info@francke.de

Bandredaktion: Jürg Glauser und Oskar Bandle
Satz: Silvia Müller
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany

ISBN 3-7720-8035-9

Vorbemerkung

Idee und Konzept zur vorliegenden Studie entstanden im Anschluss an meine Mitarbeit im Forschungsprojekt "Der Einfluss des Hochdeutschen auf die schwedische Standardsprache seit der Reformation" unter der Leitung von Prof. Dr. Hans-Peter Naumann (Universität Zürich). An erster Stelle geht mein Dank daher an meinen Doktorvater Hans-Peter Naumann für die langjährige Betreuung und Zusammenarbeit. Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ermöglichte mit einem Doktorandenstipendium von 1999-2001 die Durchführung meines Vorhabens und übernahm einen Druckkostenanteil. Grossen Dank möchte ich auch nach Schweden richten. Die Swedish Women's Educational Association International (SWEA) verlieh mir für die Dissertation 2002 ihr "Stipendium für Forschung in schwedischer Sprache, Literatur und Gesellschaft".

Den vielen skandinavistischen Fachleuten, die mir im Laufe der Jahre in Gesprächen und mit Taten weitergeholfen haben, kann ich hier zwar nicht namentlich, dennoch aber herzlich danken. Besonders verbunden bin ich auch zwei Fachfremden: Dr.sc.nat. Lorenz Gygax für seine geduldige Betreuung in allen Fragen der Statistik und lic.phil. Hanspeter Mathys für inspirierende interdisziplinäre Methodendiskussionen. Auch an die Redaktoren der *Beiträge zur Nordischen Philologie* geht mein Dank für die Aufnahme in die Reihe, und speziell an Prof. Dr. em. Oskar Bandle, Prof. Dr. Jürg Glauser und PD Dr. Thomas Seiler für die Lektorierung.

Die am wenigsten sichtbare und doch unverzichtbarste Hilfe erhalten Promotionswillige indessen von Freunden und Familie. Dank allen Freunden, die unverdrossen an mich geglaubt und mir bei Bedarf Mut zugesprochen haben! Dank auch denen, die kein absehbares Ende meines Projekts mehr erwarteten – und es mir nie gesagt haben. Ohne meinen Mann wäre das meiste unmachbar geworden. Seine Pflege von Hard- und Software rettete mehr als einmal meine Daten und Nerven, und seine höchst seltenen, aber gezielten Wutausbrüche sorgten bei drohenden Stillständen für den nötigen Anschub. Hierin bekam er ab der zweiten Hälfte des dritten Kapitels Unterstützung von unserem älteren Sohn. Dessen bevorstehende Ankunft auf dieser Welt half mir damals, den Auswertungsteil trotz aller Mängel endlich beherzt abzuschliessen. Dafür, dass er mir ab Kapitel 4 und seither auf so beglückende Art wieder alle Termin- und Projektpläne durcheinanderbringt, kenne ich die richtigen Dankesworte nicht.

Zürich, im Juni 2005

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Quantitative Stilanalyse.....	5
1.1 Zum Begriff „Stil“	5
1.2 Prämissen sprachstilistischer Untersuchungen.....	6
1.3 Stilkonzeptionen	8
1.3.1 Stilkonzeptionen pragmatischer Ausrichtung	10
1.3.2 Quantitativ operierende Stilistik.....	12
1.3.2.1 Spezifische Prämissen der quantitativen Stilanalyse.....	13
1.3.3 Individualstil?	14
1.4 Aspekte der Stiluntersuchung historischer Texte	16
2. Zur quantitativen und statistischen Methode	19
2.0.1 „Suche nach Universalien“	19
2.0.2 Suche nach „statistical differentials“	20
2.1 Vorteile quantitativer und statistischer Verfahren	20
2.2 Prozedere.....	22
2.3 Grösse und Art der Samples	25
2.3.1 Ideale Grösse des Samples	27
2.3.2 Samplegrösse der vorliegenden Untersuchung.....	28
2.3.3 Korpuszusammenstellung	30
2.4 „Stilindikatoren“: Zur Variablenauswahl	32
2.4.1 Die erhobenen Werte in tabellarischer Übersicht.....	34
2.5 Wortschatz.....	36
2.5.1 Vorbereitung der Texte; ‘Bereinigung’	36
2.5.2 Definition Types/Tokens; Sonderfall ‘Homographen’	37
2.5.3 Ausgewertete Wortschatzelemente.....	38
2.5.4 Berechnungen Wortschatz.....	41
2.6 Syntax und Morphologie	43
2.7 Extralinguistische Merkmale.....	47
3. Quantitative und statistische Auswertungen	51
3.1 Lexik	51
3.1.1 Wortartenverteilung	51
3.1.2 Umfang und Variation des Vokabulars.....	55
3.1.3 Wortcharakteristiken.....	60
3.1.3.1 Exkurs: Orthographiereformen und Wortlänge.....	60
3.1.3.2 Auswertung der Wortcharakteristiken	69
3.2 Pronominale Charakteristiken (Explizitheit).....	75

3.2.1	Zwischenfazit: Pronominale Charakteristiken.....	89
3.3	Themen.....	91
3.4.	Syntax.....	94
3.5	Übersichtstabellen und Zusammenfassungen	99
	a) Geschlecht: Alle Variablen laut logistischer Regression	99
	b) Texttyp: Distinktive Variablen laut logistischer Regression.....	100
	c) Schicht: Distinktive Variablen laut logistischer Regression.....	101
	d) Periode: Distinktive Variablen laut logistischer Regression	102
	Übersicht über die gruppenspezifische Anzahl wirksamer Variablen.....	103
	Übersicht über nicht distinktive Sprachmerkmale.....	103
	Übersicht über alle distinktiven Merkmale.....	103
	Fazit: Geschlechtsspezifische Unterschiede.....	106
	Fazit: Texttypenspezifische Unterschiede	107
	Fazit: Schichtspezifische Unterschiede.....	108
	Fazit: Periodenspezifische Unterschiede.....	108
	Korrelationen zwischen den vier Korpusanordnungen	108
3.6	„Hierarchie“ der Unterscheidungsmerkmale.....	110
3.7.	Fazit: Individualstile.....	111
3.7.1	Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpus- gruppierung nach Geschlecht	113
3.7.2	Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpus- gruppierung nach Texttyp	115
3.7.3	Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpus- gruppierung nach Periode.....	117
3.7.4	Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpus- gruppierung nach sozialer Klasse.....	118
4.	Zum soziohistorischen Kontext.....	125
4.1	Kirche und Staatswesen.....	126
4.2	Bildungsgänge und Bildungswesen	132
4.2.1	Lateinschulen und Gymnasien.....	133
4.2.2	Privatunterricht.....	135
4.2.3	Universität	137
4.2.4	Le grand tour.....	138
4.3	Zeittypische Lehrinhalte	139
4.4	Sonderausbildungsideal des Adels	146
4.5	Möglichkeiten und Normen bei den Mädchen.....	149

5. Vom Leben zum Text – und umgekehrt.

Die Lebensläufe und ihre Verschriftung	163
5.1 Agneta Horn (1629-1672)	163
5.2 Johan Rosenhane (1611-1661)	170
5.3 Beata von Yxkull (1618-1667)	173
5.4 Petrus Magni Gyllenius (1622-1675)	179
4.5 Maria Agriconia (Åkerhielm) (1647-1672)	191
5.6 Andreas Bolinus (1642-1698)	197
5.7 Maria Euphrosyna (1625-1687)	200
5.8 Olaus Bodinus (1625-1691)	210
5.9 Anna Åkerhielm (1642-1698)	216
5.10 Henrik Henriksson Horn (1618-1693)	222
5.11 Märta Berendes (1639-1717)	224
5.12 Erik Dahlberg (1625-1703)	228
5.13 Christiana Juliana Oxenstierna (1661-1701)	231
5.14 Josias Cederhielm (1673-1729)	237
5.15 Maria Stenquist (1631-1712)	240
5.16 Zachris Franc (1687-1721)	243

Schlusswort	247
--------------------	------------

Anhang: Textauszüge	251
----------------------------	------------

Zu 5.1: Agneta Horn	251
Zu 5.2: Johan Rosenhane	252
Zu 5.3: Beata von Yxkull	254
Zu 5.4: Petrus Magni Gyllenius	258
Zu 5.5: Maria Månsdotter Agriconia	260
Zu 5.6: Andreas Bolinus	272
Zu 5.7: Maria Euphrosyna	274
Zu 5.8: Olaus Bodinus	276
Zu 5.9: Anna Åkerhielm	278
Zu 5.10: Henrik Henriksson Horn	280
Zu 5.11: Märta Berendes	282
Zu 5.12: Erik Dahlberg	287
Zu 5.13: Christiana Juliana Oxenstierna	290
Zu 5.14: Josias Cederhielm	291
Zu 5.15: Maria Stenquist	293
Zu 5.16: Zachris Franc	295

Quellenbibliographie	297
-----------------------------	------------

Bibliographie der Sekundärliteratur	299
--	------------

Datennachweis siehe Beiheft

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist eine korpuslinguistische, kontrastive Untersuchung zum Schreibverhalten schwedischer Frauen und Männer der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ihren Kern macht eine quantitativ-statistisch operierende Erhebung ausgewählter Sprachparameter aus. Obwohl die Überzeugung allgemein weit verbreitet war und ist, dass Frauen und Männer sich sprachlich anders verhalten, gibt es erstaunlich wenig empirisch operierende Forschungsliteratur zu diesem Thema – und sie analysiert zudem überwiegend gegenwärtiges Sprachverhalten in der für die Untermauerung dieser Thesen offensichtlich ergiebigsten Versuchsanordnung, der face-to-face-Konversation.

Doch über das Sprachverhalten von Menschen, die vor der Erfindung der audiovisuellen Medien lebten, können wir nur aus schriftlichen Texten etwas erfahren. Aufgrund der gegenwärtig zu beobachtenden Verhältnisse könnte man die Meinung vertreten, dass auch unter den historischen Textsorten solche mit gewissen face-to-face-Qualitäten besonders aufschlussreich sein müssten, etwa persönliche Briefe und dialogische Passagen in Dramen¹ – aber leider sind aus der schwedischen Grossmachtzeit keine von Frauen verfassten Dramen bekannt, und Frauendialoge in Dramen männlicher Autoren können hier selbstverständlich keinen Ersatz bieten. Die Sprache in Briefen andererseits unterliegt erwiesenermassen ausserordentlich vielfältigen textsortenabhängigen, situativen und pragmatischen Einflüssen, von denen das Geschlecht der Schreibenden – und ebenso wichtig der Adressaten² – noch einer der leichter kontrollierbaren ist. Für persönliche Briefe bestanden zu diesem Zeitpunkt bereits seit langem autoritative Textmuster, die den Schreibenden eine wirksame sprachliche Selbstzensur auferlegten. Das autobiographische und diaristische Schreiben hingegen war gattungsgeschichtlich betrachtet noch „jung“ und konnte sich an einer grossen Bandbreite möglicher Vorlagen orientieren (die Autobiographik beispielsweise an den Familienbüchern oder dem Nachruf, die Tagebücher an den Rechnungs- und Haushaltsbüchern, den Berufsjournalen und ähnlichen Gebrauchstexten). Je nach ihrem Schreibanstoss und dem mikrokulturellen Umfeld konnten die Schreibenden also aus einem ganzen Bündel an Gestaltungsmöglichkeiten die bevorzugten auswählen. Deshalb erscheint die Analyse solcher (oberflächlich betrachtet adressatenloser) Texte vielversprechender, weil sie weniger spezifischen gesellschaftlichen Vorgaben genügen mussten und inhaltlich wie sprachlich einen grösseren Freiraum boten. Dazu kommt, dass selbst literarisch gebildete Autoren im Rahmen der rhetorischen Stillehre der Zeit für Aufzeichnungen über das eigene Leben nur das *genus humile* anwenden konnten, das diesem Gegenstand (*res*) einzig angemess-

1 Vgl. Biber/Conrad/Reppen 1998:216.

2 Ein auffälliges Resultat einer Untersuchung von 276 englischen Briefen vom 17. Jahrhundert bis 1990 ist, dass das sprachliche Verhalten beider Geschlechter zu allen Zeiten wesentlich davon abhängt, ob sie sich an Frauen oder Männer wenden (Biber/Conrad/Reppen 1998:216-222).

sen war. Diese Einschränkung der Stilebene erweist sich als Vorteil für die Gegenüberstellung von Texten von Frauen und Männern unterschiedlicher Bildungsgänge.³

Die Materialgrundlage der Untersuchung umfasst daher zunächst alle heute bekannten autobiographischen und diaristischen Texte schwedischer Frauen, die zwischen 1650 und 1710 entstanden sind (mit wenigen, begründeten Ausnahmen). Es handelt sich um acht Texte von Agneta Horn, Beata Yxkull, Maria Agriconia, Maria Euphrosyna, Anna Åkerhielm, Märta Berendes, Christiana Juliana Oxenstierna und Maria Stenquist. Manche dieser Frauen haben in der schwedischen Literaturgeschichte bereits einen klingenden Namen, andere führten bisher eine Archivexistenz und werden hier zum ersten Mal veröffentlicht.

Dieser Sammlung wird eine entsprechende Kollektion vergleichbarer Privatprosatexte von Männern gegenübergestellt. Die Wahl fiel auf Johan Rosenhane, Petrus Magni Gyllenius, Andreas Bolinus, Olaus Bodinus, Henrik Henriksson Horn, Erik Dahlberg, Zachris Franc und Josias Cederhielm.

Zur Orientierung der Leser soll nun der Aufbau der Arbeit kurz skizziert werden. Da sich für das Forschungsvorhaben ein Methodentransfer aus der sprechsprachlich basierten Gegenwartslinguistik nicht eignet und auch die Historiolinguistik meines Wissens dazu nur bruchstückhafte Anleitungen und Anregungen bietet, nahm diese Arbeit – ungeplant bzw. viel stärker als gehant – zunächst lange Wege und Umwege in horizontlosen methodologischen Einöden, bis sie sich selber einen gangbaren Pfad geebnet hatte. Auch wenn in der vorliegenden Schlussfassung nun ein einigermaßen direkter Weg vom Ausgangs- zum Zielpunkt beschritten wird, machen methodologische Fragen unvermeidlich immer noch einen langen Teil des Marsches aus. Ungeduldigen Lesern soll diese Einleitung helfen, hier die gewünschten Abkürzungen einzuschlagen.

Das erste Kapitel erläutert die Zielsetzung der Arbeit, bespricht verschiedene Stilkonzepte und begründet den gewählten Stilbegriff, der ein quantitativ operierendes Vorgehen ermöglicht. Abgestützt vor allem auf die germanistische und skandinavistische Forschungsliteratur wird die Stellung der quantitativen Sprachuntersuchung innerhalb der sprach- und literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion erörtert. Zwei problematische Aspekte werden gesondert angesprochen: Zunächst die grundlegende Frage, ob individuelles stilistisches Verhalten mit quantitativen Methoden ausreichend erfasst werden kann, und weiter die besonderen Schwierigkeiten, die aus der Sprachstiluntersuchung historischer Texte erwachsen.

Das zweite Kapitel bespricht ausführlich die technisch-methodologischen Details. Hier wird die Wahl der untersuchten sprachlichen Merkmale begründet, und sie werden aus linguistischer Sicht genauer definiert. Das Prozedere der quantitativen Erhebung und die anschließende statistische Bearbeitung der Daten werden klargestellt.

Das dritte Kapitel enthält die quantitativen Untersuchungen. Die zugrundeliegende Datenerhebung bleibt im Textteil unsichtbar; nur statistisch signifikante Ergebnisse

3 Von dieser Vorschrift waren zwar die Texte über und von Regenten und hohen Fürsten ausgeschlossen, doch im vorliegenden Korpus wenden auch die Hochadeligen das *genus humile* an, mit wenigen Abweichungen, die vom Thema abzuhängen scheinen (vgl. auch Bernheiden 1988:240ff.).

werden aufgenommen und weiter besprochen. Alle relevanten Sprachmerkmale werden in Boxplotgrafiken dargestellt und unmittelbar kommentiert.

Die singulären Beobachtungen werden darauf in mehreren tabellarischen Übersichtsdarstellungen gebündelt und gruppenweise in Zwischenbesprechungen erläutert. Im Anschluss daran wird die in der Einleitung gestellte Frage nach der Messbarkeit von Individualstil wieder aufgenommen. Die Blickrichtung schwenkt nun vom Gesamtkorpus hin zum Einzeltext, und aufgrund der quantitativen Daten entstehen charakteristische, persönliche Textprofile. Die sechzehn Texte werden danach anhand der vom Gesamtkorpus konstituierten Norm auf einer Art Individualitätsskala angeordnet und es wird ein – untersuchungsspezifisches – Konzept der Messbarkeit von Individualstil entwickelt.

Die letzten zwei Kapitel versuchen eine Brücke zwischen der statistischen und der linguistischen Interpretation zu schlagen. Nun rücken – konzeptionell betrachtet – die vier extralinguistischen Kategorien Geschlecht, Texttyp, Klasse und Entstehungszeitpunkt in den Vordergrund, durch welche die sprachlichen Beobachtungen zumindest teilweise als Ausdruck soziohistorischer Gegebenheiten interpretiert werden.

Das vierte Kapitel zeichnet die Umrisse der politischen und sozialen Entwicklungen nach, die Schweden während des Untersuchungszeitraums durchlief. Hier interessieren diejenigen historischen Zusammenhänge, die für die schwedische Bevölkerung von ökonomischer und sozialer Relevanz waren, weil sie u.a. auch die Ausbildungs- und Karrieremöglichkeiten bestimmten und damit die Lebensläufe – und ihre Vertextung – beeinflussten. Das damalige Schulwesen und die Ausbildungsideale nehmen folglich einen wichtigen Platz ein. Eingehend werden auch die andersgearteten Voraussetzungen für die Mädchen und Frauen betrachtet.

Das fünfte, biographische Kapitel behandelt jeden Quellentext einzeln. Aufbauend auf den soziohistorischen Informationen des vorangegangenen Kapitels werden nun noch diejenigen Aspekte der Biographien der Autorinnen und Autoren vermittelt, die für den untersuchten Text bedeutsam scheinen.

Die Quellentexte werden detailliert besprochen, wobei grosses Gewicht auf ihrem Inhalt und ihrer Textsortenausformung liegt. Die im dritten Kapitel konstatierten individualstilistischen Charakteristika werden mit Beobachtungen zum Entstehungshintergrund des Textes, zu seinen beabsichtigten Funktionen, seinen Themen und den gängigen vorbildhaften Textmustern zusammengeführt. Manche der sprachlichen Texteigenschaften lassen sich im offenbaren Zusammenhang mit einem dieser textuellen Aspekte oder mit der persönlichen Ausbildungsbiographie der Schreibenden erklären.

Der Anhang enthält neben den Bibliographien die Quellentexte. Von den bereits früher gedruckten Quellen sind nur die hier untersuchten Auszüge aufgenommen. Die bisher unveröffentlichten Quellen von Beata von Yxkull, Maria Agriconia, Märta Berendes und Maria Stenquist werden in ihrer ganzen Länge zugänglich gemacht.

1. Quantitative Stilanalyse

1.1 Zum Begriff „Stil“

Zu den Vorbereitungen jeder Textanalyse gehört die Entscheidung für eine Textbeschreibungsstrategie. Den meisten Modellen zur sprachlichen Textbeschreibung gemeinsam ist die Terminologie: Stil, stilistisch, Stilanalyse, Stilmerkmal usw. sind darin offensichtlich unersetzliche Begriffe. Trotzdem stehen als durchgängiger Topos am Eingang fast jeder Arbeit zur Stilistik Klagen über die konzeptuellen und definitorischen Probleme des Stilbegriffs und über eine unübersichtlich reiche Sekundärliteratur.⁴ Tatsächlich sind wenige geisteswissenschaftliche Termini so verbreitet und dabei so umstritten wie der Begriff Stil. Die immer wieder angestrebte Begriffsklärung hat bis heute keine Definitionen geliefert, die zumindest in den einzelnen Disziplinen erschöpfend gültig wären, von einer fächerübergreifenden Begriffsdefinition ganz zu schweigen. Dass begriffliche Schwierigkeiten bestehen, bezeugt eine in letzter Zeit intensivierte, interdisziplinäre Beschäftigung mit dem Stilbegriff.⁵ Unbeirrt von seinen Unzulänglichkeiten halten viele Autoren an ihm als Arbeitsinstrument fest, in der Meinung, seine Mängel sollte „nicht dazu verführen, den Begriff völlig aufzugeben. Dasselbe gilt für viele abstrakte und allgemeine Begriffe, ohne die weder Humanisten noch Naturwissenschaftler in der Analyse, im Vergleich und in der Bewertung von Hypothesen auskommen könnten.“⁶

Schwäche und Stärke des Terminus hängen eng zusammen. Der Begriff Stil ist gleichzeitig vage und abstrakt, und letzteres gleich in zweierlei Hinsicht:

„Stil“ ist natürlich eine Abstraktion, und zwar in erster Linie in diesem Sinn, dass er nur einen von den vielen Aspekten einer literarischen Schöpfung darstellt.[...] Der Begriff ist aber noch in einem weiteren Sinne abstrakt. Viele Begriffe von Stil implizieren etwas Individuelles im Gegensatz zu etwas Allgemeinem; es geht mit anderen Worten darum, individuelle Eigenschaften und solche, die mit anderen Werken geteilt werden, gegeneinander abzuwägen.⁷

In diesem Zitat ist ausdrücklich vom Stilbegriff der Literaturwissenschaft die Rede. Dort und in den Sprachwissenschaften ist der Terminus möglicherweise noch heterogener als in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen. An dieser Stelle kann lediglich auf ausführliche Aufarbeitungen der verschiedenen Definitionen des Hilfs- und Sammelbegriffes Stil verwiesen werden.⁸

4 Sanders 1995:386; Püschel 1995:303; Selting 2001:3.

5 U.a. Gumbrecht/Pfeiffer (Hgg.) (1986); Jakobs/Rothkegel (Hgg.) (2001).

6 So argumentieren schon Spencer/Gregory 1964:55.

7 Spencer/Gregory 1964:55.

8 Übersichten über verschiedene Stilkonzeptionen z.B. in Abraham 1996:7–89 (mit kri-

1.2 Prämissen sprachstilistischer Untersuchungen

Sprachwissenschaftlich operierende Stiluntersuchungen gehen von folgenden, meist stillschweigend gemachten Prämissen aus:⁹ Stil unterliegt wie jede kulturelle Äußerung Einflüssen durch das Individuum, die Geschichte/Epoche, die Tradition usw. Sprachstil resultiert aus isolierbaren linguistischen Einzelmerkmalen, die, zumindest in verschiedenen Kombinationen untereinander, auch noch im Vergleich mehrerer Texte unterscheidungswirksam sind. Noch grundsätzlichere und selten formulierte Prämissen der linguistisch basierten Stilanalyse nennt Saporta:

(1) The application of linguistics to poetry must assume that poetry is language and disregard whatever else poetry may be. (2) Syntactic statements, that is, distributional statements, are to be explored before semantic, if only because they seem to afford the desired degree of precision. (3) Stylistics is in some way dependent on linguistics, since style cannot be clearly defined without reference to grammar; but whereas the aim of grammatical analysis is essentially predictive, the aim of stylistic analysis is primarily classificatory.¹⁰

Ob Präzision von Beschreibung und Erkenntnis tatsächlich eher mit der Untersuchung von grammatischen Aspekten als von semantischen einhergeht, wurde vielfach diskutiert. Unbestritten ist jedoch, dass semantische Merkmale schwieriger quantifizierbar und operationalisierbar sind.

Grundsätzlich besteht in der Textbeschreibung die Möglichkeit der Arbeit an Einzeltexten oder an einem Textkorpus. Es wäre aber ein Trugschluss, den Hauptunterschied dieser beiden Arbeitsweisen darin zu sehen, dass die Analyse von Einzeltexten ohne Rückgriff auf vergleichende Operationen erfolge. Gegen jene Verfechter von ‚rein literarischen‘ Analysemethoden gegenüber den linguistisch und/oder statistisch vergleichenden Methoden, die sich auf dieses Argument abstützen, stellt sich Bernd Spillner:

In einigen Richtungen der literaturbezogenen Stilanalyse wurde vorgegeben, ohne Vergleich zu arbeiten [...]. Tatsächlich sind bei Analysen und Interpretationen immer Bezüge zu Sprachnorm und Sprachgebrauch eingeflossen, ferner Leseerfahrungen des Interpreten, literarhistorische Kenntnisse und Lesererwartungen an die Gattung. Es wurde also sehr wohl verglichen, allerdings implizit und ohne das methodische Vorgehen offenzulegen.

Landläufige Aussagen der literarischen Stilistik wie
– ‘In der dritten Strophe dominiert der unheildrohende Laut *u*.’
– ‘Céline bevorzugt Naturmetaphern.’

sind also unmethodisch und in dieser Form sinnlos. Die Aussagen müssten vergleichend bezogen werden auf andere Textteile, auf ein Text-Corpus von zeitgenössischen Autoren, auf sprachstatistische Erhebungen, Paralleltexte etc. Aussagen der genannten Art halten übrigens einer empirischen Überprüfung nicht stand.¹¹

tischer Darstellung der damit verbundenen methodischen Probleme), Spillner 1974: 25–59, Westman 1974:199–202, Sowinski 1991:17–51.

9 Prämissen nach Bolz 1984:196–197.

10 Saporta 1960:93.

11 Spillner 1997:208. Auch Enkvist 1973:127ff. widmet den häufigen „pseudoquantita-

Gleichzeitig enthalten Begriffe wie „dominieren“ und „bevorzugen“ eine versteckte quantitative Aussage; Thavenius nennt sie „det pseudokvantitativa inslaget [...] i denna forskning [(ofta, typisk, utmärkande osv.)]“. Solche Begriffe machen eine rudimentäre Statistik aus und weisen der Vorkommenshäufigkeit eine gewisse Rolle in der Stilanalyse zu, wie Peter Hallberg im Einleitungskapitel der programmatischen schwedischen Publikation zu neuen literaturwissenschaftlichen Methoden 1966 festhielt:

Det är alltså snarare en fråga om gradskillnad än om något principiellt nytt, om man också på det här området tar steget över till en siffermässig presentation av sina iakttagelser och resultat.¹²

Das in der Linguistik oft geäußerte Unbehagen gegenüber dem Terminus „Stil“ gründet vor allem in der geringen Kompatibilität mit dem traditionellen literarischen Stilbegriff. Die literaturwissenschaftliche Stilistik war lange Zeit ausschliesslich auf poetische Texte oder zumindest auf solche mit einem ästhetischen Mindestanspruch ausgerichtet und verfolgte das Ziel, die individuellen Realisierungen dieser ästhetischen Absicht auszuleuchten. Dem schwer fassbaren und auch fachintern umstrittenen Stilbegriff der Literaturwissenschaft stellte man von linguistischer Seite die „Forderung nach wissenschaftlicher Überprüfbarkeit und methodischer Operationalisierbarkeit“¹³ entgegen.

Dieses Desiderat am konsequentesten umgesetzt hat die seit den 40er, vor allem aber in den 60er Jahren entwickelte statistisch arbeitende Linguostilistik. Zwar ist auch sie erwartungsgemäss am Ziel, *den* Stil eines Textes oder eines Individuums bis auf den Grund auszuloten, ebenso gescheitert wie die Methoden anderer Ausrichtung.¹⁴ Als taxonomische Disziplin verhalf sie jedoch zu wichtigen, an Korpora überprüfbaren Einsichten zur Sprachgestaltung. Ihre Ergebnisse zeigen oft textliche Eigenschaften, deren Wirkung als Stilmittel ohne die Quantifikation übersehen worden wäre. Gleichzeitig verhalf die Linguostilistik auch zur (häufig so bezeichneten) „objektiven“ Bestimmung sprachlichen „Standardverhaltens“ – statt von „objektiv“ sollte man jedoch besser von „kontrollierbar“ oder „nachvollziehbar“ sprechen. Mit der Verwendung von quantitativen Methoden und Computertechnologie geht zweifellos nicht die „pure Objektivität“ einher, wohl aber eine gewissermassen mechanische „Unbestechlichkeit“:

It is evident that intuition is involved at several stages: which features to study, how delicately to code, how to interpret the findings. It has long been widely recognized that stylistic statistics merely provide quantitative evidence whose significance can be assessed only by experience and common sense. [...] When correctly instructed, com-

tiven“ Denkmustern in Stiluntersuchungen einen längeren Abschnitt und fordert, es müsse sowohl der Untersuchungstext als auch die Norm, mit der er verglichen werden soll, explizit definiert sein.

12 Hallberg 1966:9; im gleichen Band auch Thavenius (S. 43).

13 Abraham 1996:156.

14 Häufig vorgebrachte Argumente für und wider quantitativ-statistisch arbeitende Stiluntersuchungen finden sich bei Thavenius 1966:44ff., Abraham 1996, Kap. 2.1.8,

puters make it more difficult to overlook inconvenient instances, and are to that extent a move towards descriptive neutrality.¹⁵

Alle mathematisch operierenden Bereiche der Linguistik haben sich allerdings längst zu äusserst spezialisierten Disziplinen entwickelt, die für Linguisten mit durchschnittlichen Mathematikkenntnissen unzugänglich sind. Skepsis gegenüber dem heuristischen Wert quantitativer Stilanalyseverfahren ist wohl teilweise auch auf Frustrationen über das ausgeprägte mathematisch-statistische Interesse der Disziplin zurückzuführen. Verschiedene Autoren haben es sich zur Aufgabe gemacht, den quantitativen Methoden in Linguistik und Literaturwissenschaft ein adäquates theoretisches Fundament zu verleihen und ihre Leistungsfähigkeit zu belegen.¹⁶ Mit den Worten Juhan Tuldavas:¹⁷

In unserer Zeit besteht keine Notwendigkeit mehr, die Anwendung quantitativer Kriterien in linguistischen, darunter lexikologischen, Untersuchungen zu verteidigen. Quantitative (besonders statistische) Methoden sind schon seit langem in der Linguistik etabliert. Um quantitative Methoden bei der Untersuchung von Forschungsobjekten anwenden zu können, reicht es, „dass die Eigenschaften dieser Objekte Wiederholbarkeit, Periodizität und in einem bestimmten Ausmass invariante Beziehungen sowie eine gesetzmässige Verteilung ihrer Parameter usw. besitzen“.

1.3 Stilkonzeptionen

Als Grundlage der meisten Sprachstildefinitionen kann gelten, dass Stil das Resultat einer Auswahl zwischen verschiedenen Optionen des sprachlichen Ausdrucks ist.¹⁸ Die Auswahl geschieht in mehrstufigen Selektionen, die jeweils die weiterhin zur Verfügung stehenden Wahlmöglichkeiten einengen und steuern. Wesentliche Auswahlstufen sind die Kommunikationsintention, die Wahl des Redegegenstandes, des sprachlichen Kodes (Dialekt, Hochsprache, Fremdsprache etc.), die grammatische Wahl (d.h. der Zwang, einmal begonnene grammatische Konstruktionen wie Frage- oder Aussagesatz korrekt zu Ende zu führen) sowie als letzte Stufe die eigentliche „stilistische Wahl“ („unter den noch verbleibenden semantisch äquivalenten fakultativen Ausdrucksmöglichkeiten kann der Sprecher eine stilistische Wahl treffen“).¹⁹ Stilistisch bedeutsam sind folglich sowohl fakultative als auch sprachsystematische obligatorische Erscheinungen. Nicht stilwirksam sind hingegen Texteigenschaften, die allein vom Sprachsystem abhängen, etwa die Anzahl verschiedener Phoneme in einem Text; solche suprastilistischen Charakteristiken variieren in der Regel nicht in Abhängigkeit von pragmatischen Faktoren oder stilistischen Intentionen. Die pragmatischen Faktoren gelten als

15 Stubbs 1996:154.

16 Stellvertretend sei hier nur auf Köhler/Altmann 1989, Altmann 1972, Pieper 1979 und Thavenius 1966 verwiesen.

17 Tuldava 1998:10.

18 Grimm 1991:14–25 bietet zur Auswahltheorie eine Übersicht und Besprechung ihrer wichtigsten Vertreter und deren Positionen.

19 Spillner 1974:47.

stilbeeinflussend. Dazu zählen subjektive, individuelle Eigenschaften wie Sprachbeherrschung, verbale Vorlieben, Stimmung etc. sowie objektive wie Textfunktion, Textsortenmodelle, Code und Kanal, thematische und grammatische Vorgaben usw.²⁰ Jeder Text ist somit das Produkt einer komplexen Entscheidungskette. Gleichzeitig entsteht Stil erst mit der Bündelung verschiedener Merkmale; eine Stilbestimmung aufgrund singulärer Charakteristika, wie sie in der empirischen Stilforschung vielfach versucht wurde, scheint mittlerweile unhaltbar.²¹

Die neuere Linguistik entfaltete ein Konzept von „Stil als Vermittlung zwischen Norm und Abweichung“, das von den Anhängern einer „hermeneutisch-intuitiven Stilforschung“²² als Usurpation ihres angestammten Forschungsgebietes gewertet und dessen Nutzen angezweifelt wurde. Birgit Stolt beispielsweise definiert Stil als

ein System von Möglichkeiten innerhalb eines gesellschaftlich bedingten Rahmens. Der vom Individuum realisierte Stil ist eine Funktion von Konformismus und Originalität. Mithin sind es nicht „Abweichungen“ von einer (wie auch immer geschaffenen) Norm, die relevant sind, sondern im Blickpunkt steht die Kombination von obligatorischen und fakultativen Elementen.²³

Sprachliche Originalität wird damit explizit als ein Wahlverfahren verstanden, das innerhalb der zu erwartenden sprachlichen Möglichkeiten verbleibt.²⁴ Diese Konzeption nimmt deutlichen Abstand von der Stildefinition der deviatorischen Stilistik als „Ergebnis einer dem untersuchten Text (und/oder seinem Autor) je eigentümlichen Weise der Kombination sprachlicher Elemente, deren Verknüpfung in mehr oder weniger grosser *Abweichung* von der sprachlichen Norm erfolg[t]“.²⁵

Spillner bespricht Positionen und Vertreter der Abweichungsstilistik ausführlich. Seine Kritik an dieser Konzeption, summiert in sieben Punkten, betrifft 1) die Folgerung, dass es Texte ohne Stil geben müsste, nämlich diejenigen, die von keiner Norm abweichen (sowohl was Sprache als auch Textsortenerwartungen betrifft); 2) weder Norm noch Abweichung exakt definierbar sind; 3) Stil rein negativ definiert wird, ohne dass sich daraus in der Stiltheorie qualitative Aussagen ergeben; 4) Abweichungen und

20 Vgl. Grotjahn 1979:76.

21 Pieper 1979:22.

22 Abraham 1996:154.

23 Stolt 1984:163; Wiederaufnahme und weitere Erläuterung der Definition in Stolt 1995:379ff.

24 Abraham 1996:154 spricht in diesem Fall von der ‘paradigmatischen Hypothese’.

25 Definition bei Abraham 1996:154; dies nennt er die ‘syntagmatische Hypothese’.

Grundsätzlich sind alle Stilkonzeptionen als deviatorisch zu bezeichnen, die mit Abweichungen von einer – beispielsweise empirisch durch Vergleich gewonnenen – Norm operieren. Die Kritik bündelte sich jedoch vor allem gegen Stilauffassungen wie die von Riffaterre, der „nur der Abweichung von der Lesererwartung Stilcharakter zu-erkennt“ (Sowinski 1991:38). Da Normabweichungen hauptsächlich in der poetischen Sprache als Stilmittel verwendet werden, ist dieses Stilkonzept für einen Grossteil der sprachlichen Produktion ohnehin weniger geeignet.

Stilmerkmale in der Realität nicht deckungsgleich sind; 5) kommunikationstheoretische Aspekte zugunsten des Vergleichs eines Textphänomens mit der Norm vernachlässigt werden; 6) die Theorie sich für die Beschreibung von experimentellen poetischen Schreibweisen eignet, nicht aber von 'normalem' Stil; 7) die Gefahr besteht, das Augenmerk auf die wenigen ungewöhnlichen Stilmerkmale zu richten und den Text in seiner Gesamtstruktur zu vernachlässigen.²⁶

Sowohl die Wahl- als auch die Abweichungshypothese sind aus theoretischer Sicht idealisierend und in der Praxis nur begrenzt anwendbar. Zweifellos können gegen alle linguistisch operierenden Stilkonzeptionen berechnete Einwände von der theoretischen und/oder methodischen Warte erhoben werden. Gegen eine sich nur auf den Aspekt der Wahl abstützende Stildefinition spricht, dass es einerseits unmöglich ist, alle alternativen sprachlichen Wahlmöglichkeiten überhaupt zu erfassen, und dass andererseits deren Gleichwertigkeit bzw. Synonymität nicht ohne Wissen um die Sprecherintention beurteilt werden können.²⁷

Hermeneutisch dürfte am ehesten ein kombiniertes linguostilistisches Konzept von 'Auswahl und Abweichung' greifen – allerdings unter der Bedingung, dass man sich der Versuchung zur Vereindeutigung des in die stilistische 'Nullage' Rückübersetzten (angeblich Rückübersetzbaren) bewusst ist.²⁸

Quantitative Stiluntersuchungen stellen, eine genügend breite Selektion der Stilmerkmale vorausgesetzt, ein solches kombiniertes Verfahren dar, das sowohl Wahl- als auch Abweichungsphänomene beachtet. Aus der Sicht der quantitativen Stilistik ist Stil beschreibbar durch das Einhalten und Abweichen von Normen, welche durch das jeweilige Untersuchungskorpus selbst festgelegt werden.

1.3.1 Stilkonzeptionen pragmatischer Ausrichtung

Die Entwicklung der deskriptiven Stilistik der letzten 25 Jahre mündete – wie diejenige der anderen Textwissenschaften – in einen verstärkten Einbezug kommunikationswissenschaftlicher bzw. pragmatischer Aspekte. Unter „Stil“ versteht die Linguistik zudem nicht mehr nur eine Eigenschaft schriftlicher Texte, sondern auch von Gesprächen und Gesprächsphasen (u.a.).²⁹ Ihrem Forschungsabriss von 1995 lässt Sandig eine Stildefinition folgen, die den Handlungscharakter der sprachlichen Wahl unterstreicht:

Sprachlicher Stil ist die sozial relevante Art der Durchführung einer Handlung mittels Text oder interaktiv als Gespräch. Diese Art der Handlungsdurchführung wird durch Eigenschaften des Textes oder des Gesprächs im Kontext ausgedrückt und ist bezogen

26 Spillner 1974:31–40.

27 vgl. Abraham 1996:153–160.

28 Abraham 1996:159.

29 Sandig 1995:33.

auf Komponenten der Interaktion; in Bezug auf diese wird die Handlung mit stilistischem Sinn angereichert.³⁰

Aus pragmatischem Blickwinkel werden die bereits genannten Voraussetzungen von Stilbegriff wie Stilanalyse durch zusätzliche Merkmale ergänzt. Sandigs Definition impliziert, dass Stile zeitgebunden sind, Moden reflektieren und sich verändern. Äussere Faktoren wie Institution, Situationstyp und Medium prägen sie. Stil ist ein wesentliches Mittel der sprachlichen Selbstdarstellung, das soziale Zugehörigkeit und Individualität einerseits demonstriert und andererseits konstituiert. Stil dient der Gestaltung sozialer Beziehungen; mit ihm werden sozial relevante Handlungstypen als solche differenziert.³¹

Der Versuch, eine erfolgreiche Text- bzw. Stilanalyse ausschliesslich auf die Analyse der sprachlichen Ausformung abzustützen, ist daher grundsätzlich problematisch. Bei allen Textsorten (und erst recht bei Gebrauchstexten) sollte eine Stilanalyse auch kommunikativ-pragmatische und thematische Aspekte einbeziehen. Pragmatische Aspekte sind Untersuchungsbestandteil praktisch aller neueren Arbeiten und Lehrmittel zur Stilanalyse geworden. In neuester Zeit wird gar gefordert, dass die Linguistik ihren Platz im Gefüge der Verhaltenswissenschaften einnehmen und dass der kommunikativ-pragmatische Ansatz die theoretisch-methodische Bezugsgrundlage *jeder* Textbeschreibung bilden sollte:

Es ist inzwischen aber deutlich geworden, dass eine bloss additive Erweiterung der sprachsystematisch ausgerichteten Textlinguistik um eine kommunikativ-pragmatische Komponente wohl kaum zu einem adäquaten textlinguistischen Beschreibungsmodell führen wird. Vielmehr sind die sprachsystematisch orientierten Textmodelle in den pragmatischen bzw. handlungstheoretischen Forschungsansatz zu integrieren.³²

Als Beschreibungsmethode für Stilmittel nennt Sandig bereits 1984 eine zweistufige Arbeitsweise. Neben der Beschreibung charakteristischer Äusserungseigenschaften mit linguistischen Kategorien stehe die Beschreibung der Bedingungen möglicher Wirkungen.³³

Stil wird auch nicht mehr nur als Resultat einer Produktionsleistung, sondern ebenso einer Rezeptionsleistung verstanden.

30 Sandig 1995:28.

31 Vgl. Sandig 1995:31. Als Beispiel nennt Sandig die Textsorten „Medikamentenbeipackzettel“ und „Kochrezept“, die beide Anweisungsfunktion tragen und dennoch stilistisch klar zu unterscheiden sind.

32 Brinker 1997b:16.

33 Sandig 1984:158. In Sandig 1995:41 spricht sie eine „Methode, Texte ganzheitlich stilistisch zu analysieren“ an: „Man beschreibt ein Textmuster als Zusammenhang von typischer Verwendungssituation, sozialem Zweck und Strukturvorgaben und fragt dann danach, wie dieses im konkreten Fall realisiert ist: ob maximal, minimal, durchschnittlich, abweichend usw.“.

Stil wird aufgefasst als das Resultat aus der Auswahl des Sprechers/Schreibers aus den konkurrierenden Möglichkeiten des Sprachsystems und der Rekonstituierung durch den textrezipierenden Hörer/Leser. Stileffekte ergeben sich erst im dialektischen Wechselspiel zwischen den im Text kodierten Folgen der durch den Autor getroffenen Auswahl und der Reaktion durch den Leser. Stil ist eine Erscheinung an Texten, die im Kommunikationsprozess konstituiert wird. Daher ist Stil keine statische Eigenschaft des Textes, sondern eine virtuelle Qualität, die im Rezeptionsvorgang rekonstruiert werden muss.³⁴

Diese Betrachtungsweise verdeutlicht, dass in pragmatischen Stilkonzeptionen mittlerweile alle Positionen der „klassischen“ Kommunikationsmodelle beim Generieren von Stil involviert sind.

1.3.2 Quantitativ operierende Stilistik

Der oft betonte Gegensatz zwischen qualitativer und quantitativer Methodik ist „mehr oder weniger ein ideologischer“, der über die Kritik an den durch die Naturwissenschaften mittlerweile massgeblich gewordenen mathematischen Verfahren versucht, die traditionellen geisteswissenschaftlichen Verfahren aufzuwerten. Dabei sind die Aspekte nicht trennbar; qualitative Merkmale haben gleichzeitig quantitative Eigenschaften, wie bereits in Kapitel 1.2 angesprochen wurde, und quantitative Merkmale messen letztlich Qualitäten, über die weitgehender fachlicher Konsens besteht.³⁵ Auch die Kritik, es würden häufig Merkmale untersucht, die letztlich nichts Gültiges zur Untersuchungsfrage beitragen, gilt bei Licht betrachtet ebenso oft für qualitative wie für mathematisch operierende Verfahren.

Einzig die Fragestellung sollte die Methoden bestimmen, und wo es ihr dient, sollten beide Zugangsarten komplementär genutzt werden. Die literaturwissenschaftliche Stilforschung beispielsweise arbeitet überwiegend an Einzeltexten. Rein quantitativ operierende Untersuchungen verhelfen dabei nur zu begrenzten Einsichten, weil Vergleichsmöglichkeiten mit den Zahlenwerten anderer Texte fehlen. Auch beim Vergleich einer kleiner Anzahl Texte können nachvollziehbare Unterschiede meist ohne Zuhilfenahme von quantitativen Operationen herausgearbeitet werden (eine andere Frage ist allerdings, ob diese Beobachtungen nach der rechnerischen Überprüfung aller Texte immer noch als relevant gelten dürften). Quantitative Methoden sind vor allem dann sinnvoll, wenn eine grössere Anzahl gleichartiger Texte untersucht werden soll, denn mit zunehmender Korpusgrösse wird die adäquate Beschreibung und gegenseitige Abgrenzung der Texte untereinander ohne Einbezug exakter Messungen immer schwieriger. In der vorliegenden Untersuchung von 16 Texten aus der gleichen Textgruppenfamilie, mit ähnlicher Thematik und aus der historischen und sprachlichen Distanz von 300 Jahren erscheint ein quantitativ abgestütztes Vorgehen nicht nur erhellend, sondern notwendig.

34 Spillner 1995:69–70.

35 So Schlobinski 1996:15; vgl. auch Kap.1.2 und 2.1.

Deshalb wird mit quantitativen Aspekten hier ein Verfahren aufgenommen, das nach einer euphorischen Phase in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeitweise etwas in Vergessenheit geriet – mit deutlichen Anzeichen eines Trendwechsels in neuester Zeit. Dank leistungsfähigen Computern und intensivierter Zusammenarbeit zwischen den mathematischen und linguistischen Disziplinen erlebt die quantitative Linguistik in jüngster Zeit wieder einen bemerkenswerten Aufschwung.³⁶ (Eine ausserordentlich interessante Darstellung der wichtigsten statistischen Untersuchungen in literaturwissenschaftlichen Diensten, hauptsächlich Autorbestimmungen und Stilanalysen, bietet Oakes.³⁷) Moderne Untersuchungen fragen im Gegensatz zu den Arbeiten der frühen Linguostilistik nicht mehr nach *d e m Stil* der Texte und sie gehen auch nicht davon aus, dass Stilaspekte mit quantitativen Mitteln erschöpfend zu klären seien. Auch in der vorliegenden Untersuchung ist die quantitative Auswertung weder Selbstzweck noch einziger methodischer Zugang; nach der auf quantitativen Kriterien beruhenden Situierung der Texte zueinander wird die Analyse- und Interpretationsarbeit mit ergänzenden Mitteln fortgesetzt.

1.3.2.1 Spezifische Prämissen der quantitativen Stilanalyse

Nur wenige Autoren setzen sich mit den *Prämissen* jeder quantitativen Auswertung auseinander. Sie werden üblicherweise stillschweigend vorausgesetzt (auch bei Analysen anderer methodischer Ausrichtung). Bolz³⁸ nennt folgende Grundannahmen: Eine eher selten diskutierte Prämisse ist die Zuverlässigkeit des Datenbasis, d.h. die Garantie für eine Materialauswahl, die im Hinblick auf die Untersuchungsfrage stichhaltig ist – etwa orthographisch unbearbeitete Quellen bei Fragen nach der Orthographie oder im Fall einer Autorenschaftsbestimmung ein Vergleichskorpus, das mit Sicherheit von den vermuteten Autoren stammt. Vorausgesetzt wird aber auch, dass Stil sich auf verschiedene Einflüsse zurückführen lässt (individuelle Fähigkeiten und Vorlieben, temporale Situierung, gattungsmässige Vorgaben u.a.m.) und sich in Texten in Form sprachlicher Präferenzen manifestiert. Diese „Stilmerkmale lassen sich durch kontrollierten Vergleich mehrerer Gruppen isolieren, welche sich möglichst nur in einer Hinsicht unterscheiden sollen“.³⁹ Eine Stilanalyse, die auch mit statistischen Erhebungen operiert, geht zudem davon aus, dass einige der Stilmerkmale auch quantitativ erfassbar sind, was bedingt, dass exakt zählbare Merkmale ausgewählt werden müssen.

36 Vgl. Forschungsübersicht im Sammelband Köhler/Rieger 1993.

37 Oakes 1998:200-229. Weitere Anwendungsgebiete werden vorgestellt: Studien zur Sprachverwandtschaft (230-236) sowie zu Schriftentzifferungen und maschineller Übersetzung (236-246).

38 Bolz 1984:196–197.

39 „z.B. es handelt sich um Texte verschiedener Autoren, sie behandeln jedoch das gleiche Thema, gehören dem gleichen Genre an und entstanden zu ähnlicher Zeit“ (Bolz 1984:196). Das Korpus dieser Untersuchung erfüllt diese Vorgaben: Es enthält Texte aus vergleichbaren Textsorten, mit vergleichbarer Thematik, vergleichbarer Entstehungszeit, doch unterschiedlicher Autorinnen und Autoren.

1.3.3 Individualstil?

Wie viele andere Verfasser älterer quantitativer Untersuchungen ist Els Oksaar im Jahre 1972 zuversichtlich, ja überzeugt davon, dass mit exakten, empirisch erhobenen Daten wie Wort- und Satzlänge, Worthäufigkeitsverteilungen, syntaktischen Konstruktionen etc. der Autorenstil festgemacht werden kann.⁴⁰ Diese Euphorie hat sich in der Zwischenzeit gelegt. Grimm kommt 1991 zum Schluss, dass einzelne dieser Merkmale für sich genommen zur Abgrenzung von verschiedenen Individualstilen nicht ausreichen, und dass nicht einmal Merkmalbündelungen unverwechselbare individuelle Konstellationen garantieren können.⁴¹ Er spricht daher vom „Mythos Individualstil“ und beurteilt die Übernahme dieses Begriffs von der Literatur- in die Sprachwissenschaft kritisch.

Individualstil aus linguistischer Sicht ist eine Erscheinung, die zwar aus der persönlichen Auswahl eines Autors aus alternativen sprachlichen Möglichkeiten resultiert, die jedoch stärker als der literaturwissenschaftliche Begriff der Beeinflussung durch äussere Faktoren unterworfen ist. Dieser Einfluss besteht besonders aus den durch den jeweiligen Funktional- oder Textsortenstil geschaffenen Rahmenbedingungen; aber auch innerhalb derselben Textgattung kann sich die Entscheidungshäufigkeit bei der Wahl bestimmter sprachlicher Mittel aus den verschiedensten Gründen von Text zu Text ändern.

Allzu optimistischen und Zweifel nicht zulassenden Aussagen bezüglich der eindeutigen Bestimmung eines zunächst unbekannten oder zweifelhaften Textverfassers von Seiten der sog. 'forensischen Linguistik' muss daher mit grösster Skepsis und Vorsicht entgegengetreten werden.⁴²

Das Konzept eines exakt linguistisch bestimmbar Individualstils wurde immer wieder aufgegriffen, doch die Modellentwürfe und vorgeschlagenen Analyseverfahren sind denkbar heterogen. Es sind „hervorragende Arbeiten über Eigenart, Distribution und Funktion der verschiedenen Stilistika bei einzelnen Autoren [...]“ zu entdecken, doch „generelle modell- und regelorientierte Untersuchungen zum Individualstil, die ein gleiches Mass an wissenschaftlicher Stringenz und Plausibilität aufweisen, finden wir nicht“, stellt Sowinski noch 1988 fest – und daran hat sich in der Zwischenzeit wenig geändert, da noch kein allgemein akzeptiertes Modell darüber vorliegt, ab wann „mehr oder weniger häufig vorkommende isolierte Merkmale ‘mit besonderer Signalwirkung’“ sich zu einem typischen Individualstil verdichten.⁴³

Ziel, Möglichkeiten und Grenzen der quantitativen Stilistik hat Els Oksaar 1972 folgendermassen formuliert:

40 Oksaar 1972:632.

41 Grimm vergleicht Erzählungen von Thomas Mann mit solchen von Heinrich Mann und von Hermann Hesse. Er findet u.a. grössere Unterschiede *innerhalb* des Früh- und Alterswerkes Thomas Manns als zwischen den Spätwerken aller drei Autoren.

42 Grimm 1991:274; ebenfalls sehr kritisch zum forensischen Textvergleich äussert sich Brückner 1989.

43 Sowinski 1988:42 und Püschel 2000:478.

Die quantitative Sprachanalyse hat als Ziel, empirisch nachprüfbare, zahlenmässige Beschreibungen der Texte zu erstellen. Sie sucht nach Möglichkeiten, sprachliche Erscheinungen in eine Weise zu behandeln, die unabhängig vom Inhalt und den ästhetischen Werten ist. Eines ihrer Hauptanliegen ist es, durch das Aufweisen von Gesetzmässigkeiten in der Formalstruktur natürlicher Sprachen objektive Vergleichsmöglichkeiten der Texte zu schaffen.⁴⁴

Sie betont weiter, dass man sich der Grenzen der quantitativen Linguistik bewusst sein muss, im Besonderen, dass man „mit der statistischen Methode stilistische Feinheiten nicht erfassen kann“.⁴⁵ Trotz dieser Einschränkungen betrachtet sie das Vorgehen als geeignet, „praktische Aufgaben zu lösen“, wobei „für eine erschöpfende Textbeschreibung die quantitative und die qualitative Methode verbunden werden müssen“.⁴⁶ Diese Einschätzung der Leistungsmöglichkeit der quantitativen Stilistik dominiert auch in neueren und neuesten Arbeiten weiterhin.⁴⁷ Norbert Bolz definiert ‘Stil’ aus der Sicht der quantitativen Stilanalyse wie folgt:

Der Stil einer Gruppe von Texten beschreibt sich durch eine beliebig grosse, aber endliche Anzahl von Stilmerkmalen, von denen eine Textgruppe jedes einzelne mit beliebig vielen anderen Textgruppen teilen kann, deren Kombination jedoch nur für diese eine Textgruppe charakteristisch ist.

Dieser Stilbegriff löse „durchaus einige Probleme traditioneller Stildefinitionen, ohne den Gedanken der Singularität von Stil aufgeben zu müssen. Er ist in der Lage zu erklären, wieso Autorenstile einander ähnlich und doch individuell sein können: Weil sie eine Reihe von Stilmerkmalen gemeinsam haben, andere wiederum nicht.“⁴⁸ Bolz ist somit überzeugt, dass bei statistischer Untersuchung der geeigneten sprachlichen Merkmalsbündel die exakte Abgrenzung von Stilarten möglich sei, ob dies nun Individualstil, Genre-, Epochen-, Funktionalstile o.ä. betreffe.

In der vorliegenden Untersuchung soll die quantitative sprachstilistische Untersuchung lediglich Ausgangspunkt für weitere Arbeitsschritte sein. Von ihr wird keine abgeschlossene Stilsituierung der Einzeltexte erwartet. Sie ist Instrument zur möglichst kontrollier- und nachvollziehbaren sprachlichen Deskription der Quellentexte, nicht einer abschliessenden stilistischen Beurteilung.

44 Oksaar 1972:630.

45 Dabei übergeht sie auch die grundsätzliche Schwierigkeit, quantitative Beobachtungen zu qualitativen Aussagen auszuweiten. Eine Interpretation im Sinne der Literaturwissenschaft leisten sie nicht. „Die exakten Resultate haben oft eine sehr begrenzte Aussagekraft: die hohe Objektivität ist durch eine Reduzierung der Relevanz der Ergebnisse erkaufte“ (Spillner 1974:84). Solange die Umsetzung der quantitativen Ergebnisse in literaturwissenschaftlich interessante Urteile nur in wenigen Fällen geleistet werde, „werden weiterhin interessante Einzelergebnisse angehäuft, ohne dass die Literaturwissenschaft einen spürbaren Erkenntnisgewinn erfährt“ (Bolz 1984:209).

46 Oksaar 1972:633.

47 Vgl. Pieper 1982, ausführlicher 1979:123-126; ein aktueller Ausblick auf den Stand der quantitativ und statistisch operierenden Textanalyse ist bspw. Schmitz 2000.

48 Beide Zitate aus Bolz 1984:195.

1.4 Aspekte der Stiluntersuchung historischer Texte

Eine spezielle Ausgangslage liegt vor, wenn ältere Texte einer Stilanalyse unterzogen werden sollen, wenn also die Produktionszeit und die Rezeptionszeit weit auseinanderliegen. Eine kommunikationstheoretische Stildefinition thematisiert auch die rezeptiven, interpretativen Vorgänge, die gerade bei historischen Texten nicht unproblematisch sind. Die folgende Stildefinition schliesst auch diesen Aspekt mit ein:

Gewiss kommt Stil nur zustande, wenn im Text formal beschreibbare (syntaktische, lexikalische etc.) Merkmale enthalten sind, die Stileffekte auslösen können. Wichtig aber ist, dass diese Merkmale auf eine – bewusste oder unbewusste – Auswahl des Autors unter den ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Realisierungsmöglichkeiten zurückgehen und dass man der gewählten Sprachform im Vergleich zu anderen Möglichkeiten gegebenenfalls eine Hypothese über die stilistische Absicht des Autors zuordnen kann. Wichtig ist ebenso, dass ein stilistisches Merkmal nur dann Stilqualität erlangen kann, wenn es im Rezeptionsvorgang vom Leser/Hörer bemerkt und durch seine Reaktion aktualisiert wird. Nach dieser Auffassung ist „Stil“ also eine dynamische Kategorie, die historischen Veränderungen unterworfen ist und bei der Lektüre jeweils bis zu einem gewissen Grade unterschiedlich aktualisiert werden kann. Stil ist nicht statisch, ein für allemal invariabel im Text kodiert, sondern historisch veränderlich und in jedem Rezeptionsprozess prinzipiell je anders rekonstruierbar. Dabei ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass im Text kodierte virtuelle Stilelemente bei der Lektüre nicht bemerkt und somit nicht als Stil rekonstruiert werden.⁴⁹

Diese Konsequenzen einer dynamischen Stilauffassung betrachtet Spillner als nur scheinbare Komplikation der Stilanalyse, die von der literaturwissenschaftlichen Analyse für vielfältige Stilvergleiche genutzt werden könne, indem sie entweder von den Stilreaktionen der heutigen Leser ausgehe oder aber den zeitgenössischen bzw. intendierten Leser rekonstruiere (z.B. mit Hilfe von Wörterbüchern und Grammatiken).

Wie bei dieser Rekonstruktion vorgegangen werden soll und wie ihre Gültigkeit nachzuweisen wäre, ist jedoch unklar, da keine wie auch immer geartete Analyse die Einflussnahme des Analysten völlig ausschliessen und alle sprachgeschichtlichen und kontextualen Faktoren einschliessen kann. Die vorliegende Arbeit interpretiert daher ohne Rückgriff auf eine intendierte zeitgenössische Leserschaft und nimmt damit die Möglichkeit einer durch den zeitlichen, kulturellen und sprachlichen Abstand verursachten Fehlinterpretation in Kauf. Da dies auf der Vergleichsbasis von 16 gleichartigen historischen Texten geschieht, wird das Risiko grober Fehlinterpretationen etwas vermindert.⁵⁰

Nicht nur der temporale und kulturelle Abstand wirkt erschwerend. Auch die von Bolz genannten spezifischen Prämissen der quantitativen Stilanalyse entpuppen sich bei genauem Hinsehen als nicht unproblematisch. Bolz verschweigt, dass sie in der Realität nicht alle gleich gut zu kontrollieren sind. „Thematische Ähnlichkeit“ und „Zugehörig-

49 Spillner 1997:210–11.

50 So weist etwa Sowinski 1991:173–174 insbesondere für Fragen des Lexikons (z.B. zur Bestimmung von Archaismen/Neologismen) darauf hin, dass andere, zeitgleiche Texte zum Vergleich heranzuziehen seien, und dass die Befragung historischer Wörterbücher allein nicht ausreiche.

keit zum gleichen Genre“ sind ähnlich unscharfe Kategorien wie die „Entstehungszeit“ (mitunter wäre die Berücksichtigung des Alters der Autoren wichtiger als das exakte Übereinstimmen der Textentstehungszeit, um nur einen der kritischen Punkte zu verdeutlichen). Bolz sieht allerdings das Hauptanwendungsgebiet der quantitativen Stilanalyse in der Lösung von Zuordnungsproblemen, d.h. darin, Texte zu bereits sicher identifizierten Kontrollgruppen gesellen zu können; bei dieser bestimmten Anwendung lässt sich bei der Auswahl der Kontrollgruppe die Erfüllung einheitlicher Prämissen besser steuern als bei weniger engen Fragestellungen, wie sie der vorliegende Vergleich von Privatprosa darstellt.⁵¹

51 Fix 1991 und Sowinski 2003 (in der Einleitung) vertiefen die Analyse der methodologischen Probleme historischer Stiluntersuchungen.

2. Zur quantitativen und statistischen Methode

2.0.1 „Suche nach Universalien“

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der Pionierzeit der Sprach- und Stilstatistik, haben sich vermehrt Mathematiker der Sprache angenommen. Zwei Ziele wurden hauptsächlich verfolgt: Einerseits der Nachweis von statistischen Konstanten in einem Untersuchungsgegenstand, dessen Ausmasse sich je nach Ambition von grossen Textmassen bis hin zu *allen* Texten *aller* Sprachen erstreckten – von der realen *Rede* oder *parole* bis hin zur potentiellen *Sprache* bzw. *langue*. Andererseits wurden gerade auch diejenigen sprachlichen Aspekte nummerisch untersucht, die es ermöglichen sollten, bestimmte reale Texte zu unterscheiden. Enkvist nennt diese beiden Suchstrategien „looking for statistical universals“ bzw. „statistical differentials“.⁵² Quantitative Methoden wurden in verschiedenen Bereichen der Linguistik eingesetzt, anfangs vor allem in Phonologie und Lexikologie. Die Stilistik integrierte kontinuierlich die Resultate der Arbeiten „auf der Suche nach Universalien“ in die eigenen Ansätze.⁵³

Wohl am bekanntesten sind die Zipfschen Gesetze. G.K. Zipf untersuchte 1949 den Zusammenhang zwischen der Verwendungshäufigkeit eines Wortes und seinem Rang auf der Frequenzliste. Er stellte das Gesetz auf, dass in jeder Sprache tendenziell das Produkt aus den beiden Variablen konstant sei und begründete dies mit dem universellen ökonomischen Grundprinzip des geringsten Kraftaufwandes, dem auch die Sprache folge.⁵⁴

Das zweite Zipfsche Gesetz formuliert den Zusammenhang zwischen der Verwendungshäufigkeit eines Wortes und der Anzahl verschiedener Wörter mit derselben Frequenz. Es spiegelt die Aufteilung des Wortschatzes in einen sehr kleinen Anteil höchstfrequenter Wörter und einen grossen niedrigfrequenten Bereich, in welchem die Anzahl Wörter mit der gleichen Frequenz in dem Masse steigt, wie die Frequenz selber abnimmt (auch diese Relation ist nur im zentralen Bereich der Frequenzlisten nachweisbar).

Als Drittes versuchte Zipf die Relation zwischen der Frequenz eines Wortes und der Anzahl seiner Bedeutungen mathematisch zu beschreiben. Er stützt sich dabei auf die

52 Enkvist 1973:129.

53 Eine umfassende, fächerübergreifende Bibliographie zur quantitativen Linguistik ist Köhler 1995. Eine anschauliche Einführung in ihre Arbeitsgebiete und Methoden, bevorzugt dargestellt an deutschen Texten, ist Best 2001.

54 Der Terminus „Gesetz“ in diesem Zusammenhang wurde verschiedentlich kritisiert, da es sich um eine empirische Formel handelt. Es ist zudem nachgewiesen, dass das Modell nur für die zentrale Zone einer Wortfrequenzliste gültig ist, an den beiden Extremen gilt der Satz nicht (Tesitelova 1992:51ff.). Eine noch grundsätzlichere Kritik geht dahin, dass der Zusammenhang zwischen Rangfolge und Frequenz kein Charakteristikum der Sprache, sondern eine beiden Konzepten anhaftende statistische Notwendigkeit sei (Enkvist 1973:130).

Beobachtung, dass hochfrequente Wörter kurz und semantisch vieldeutig sind im Gegensatz zu niedrigfrequenten Wörtern, die semantisch spezialisiert und länger sind.⁵⁵ Die Zipfschen Gesetze bilden die Basistendenzen im Lexikon einer natürlichen Sprache ab. Sie sind Beispiele für die Suche nach sprachlichen Universalien und für stilistische Belange insofern relevant, als sie systemimmanente Eigenschaften des „Rohmaterials“ Sprache sichtbar machen.⁵⁶

2.0.2 Suche nach „statistical differentials“

Andere – anwendungsorientierte – Arbeiten zielen auf die Beschreibung bestimmter Texte, spezieller Autor-, Zeit-, Genrestile usw.⁵⁷ Den Forschungsgegenstand bildet somit ein konkretes und klar umrissenes Textmaterial; der Fokus liegt auf dem Sprachgebrauch, nicht auf der Sprachstruktur. Angestrebt werden Beschreibungsmodelle, die bestimmte Texteneigenschaften operationalisierbar machen, oft mittels mathematischer Formeln.⁵⁸ Dazu werden untersuchungsspezifische Sprachmerkmale quantitativ erfasst und statistisch bearbeitet – dabei wird u.a. rechnerisch überprüft, ob die festgestellten Unterschiede zufällig zustande gekommen sein können oder ob sie, gemessen an einem vordefinierten Sicherheitsgrad, signifikant sind. Erst nach erfolgter statistischer Überprüfung dürfen die quantitativen Befunde weiter interpretiert werden. Die quantitative Erhebung dient somit der Taxonomie des Gegenstandsbereichs und die Statistik der Hypothesenüberprüfung.

2.1 Vorteile quantitativer und statistischer Verfahren

Messwerte sind nichts anderes als quantitative Begriffe und haben gegenüber qualitativen Begriffen entscheidende Vorteile. Sie ermöglichen eine Reduktion der wissenschaftlichen Terminologie – „statt einer Vielzahl von Namen, d.h. qualitativen Begriffen, z.B. für unterschiedliche Grade der Satzkomplexität, genügt beim Vorliegen einer

55 Auch diese Beobachtung wurde von Těšitelová – am Beispiel des Tschechischen – getestet und erwies sich in verschiedener Hinsicht als nicht haltbar (Těšitelová 1992:55).

56 Rückschlüsse von einem Korpus auf die Sprache als Ganzes sind allerdings grundsätzlich problematisch, da in linguistischen Untersuchungen in der Regel keine der in anderen empirischen Disziplinen geltenden interferenzstatistischen Bedingungen eingehalten werden. Repräsentativität der Stichprobe, Homogenität der Daten, Normalverteiltheit und gleichbleibende Varianz der Zufallsvariablen sind bei Sprachdaten schwer zu kontrollieren (Köhler in Tuldava 1998:IV).

57 Diese Arbeiten laufen u.a. dt. unter der Bezeichnung *statistische Stilistik*, *Stilstatistik*, *quantitative Stilistik*, engl. *statistical stylistics*, *stylometrics*, *stylostatistics*.

58 Ein historischer Abriss der frühen quantitativen Statistik ist Bailey 1969; Tuldava 1995:73-74 nennt die wichtigsten Autoren und Titel zur statistischen Stilistik ab 1960. Strand 1984:4-8 verzeichnet alle grösseren quantitativen Stilforschungen an schwedischen Texten.

metrischen Komplexitätsskala eine Zahlenfolge“. Sie sind exakter – „‘Hohe Satzkomplexität’ ist z.B. weniger exakt und aussagekräftig als ‘Satzkomplexität 9’ bei einer zehnstufigen metrischen Skala“, und „Aussagen mit quantitativen Begriffen erlauben exaktere Prognosen und Erklärungen als solche mit qualitativen Begriffen“. ⁵⁹ Quantifizierung ist eine Prozedur, bei der zunächst als qualitativ aufgefassten Erscheinungen quantitative Werte zugeschrieben und so einem wesentlich breiteren Methodenspektrum zugänglich gemacht werden. ⁶⁰ Qualitative Begriffe sind unzulänglich, wenn es um die Erfassung von Trends, Tendenzen, Abhängigkeiten und Korrelationen geht, und die „Charakterisierung der Dateneigenschaften sehr vieler (insbesondere unendlich vieler) Objekte ist oft nur mit quantitativen Begriffen möglich und stets exakter als die mit qualitativen Begriffen.“ ⁶¹ Quantitative Messungen können qualitative Strukturen exakt erfassen; durch unerwartete Beobachtungen leiten sie zudem oft von der Deskription zur Theoriebildung über.

Ein häufig geäußelter Kritikpunkt gegenüber quantitativen Sprachuntersuchungen war und ist, dass viele Untersuchungen dieser Art grosse Datenmengen auftürmen, ihre Interpretation aus verschiedenen Gründen aber weit weniger energisch verfolgen. ⁶² Diese Gefahr ist besonders gross, wenn den Messungen keine fruchtbare Hypothese vorangeht oder wenn die Operationalisierung vernachlässigt wurde – in diesem Fall fehlt es an geeigneten Indikatoren oder Messverfahren. Grundlegende Bedingung quantitativer Untersuchungen ist, dass die Operationalisierung und die daraus erhaltenen Indikatoren (hier: Sprachmerkmale) gültig und zuverlässig sind, d.h. den Kriterien der Validität und der Reliabilität genügen. Valide sind sie, wenn sie wirklich die Texteigenschaften erfassen, die sie erfassen sollen; zuverlässig sind sie, wenn sie sie genau erfassen. ⁶³ Arbeiten von Textwissenschaftlern krankten oft an unzureichender statistischer Sorgfalt und verfahren „sehr häufig ohne ausreichenden Sachverstand schematisch“. ⁶⁴ Solche von Statistikern hingegen gehen in dieser Hinsicht korrekt vor, verzichten aber weitgehend auf die linguistische Interpretation der Befunde und überprüfen zudem oft Hypothesen, die aus linguistischer Sicht eher trivial sind. ⁶⁵

Die statistische Interpretationsphase ist schwieriger zu bewältigen als die Datenerhebung, und ihr Erfolg hängt stark von der Datenmenge ab. Mit zunehmender Anzahl der zu interpretierenden Merkmale wachsen die Probleme, die sich aus allzu gleichförmigen oder auch allzu widersprüchlichen Daten ergeben können. Jeder Text wird nach der

59 Nach Altmann/Grotjahn 1988:1032.

60 Vgl. Tuldava 1998:1-44 zu den „theoretisch-methodologischen Grundlagen der quantitativ-systemischen Untersuchung der Lexik“.

61 Köhler/Altmann 1989:116-17.

62 Vgl. Strand 1984:9-11.

63 Grotjahn 1979:83; Altmann/Grotjahn 1988; Strand 1988:107-8; Schlobinski 1996: 24 weist auf die Wichtigkeit von parallel erhobenen Tests zur Sicherung der Reliabilität hin.

64 Köhler/Altmann 1989:116.

65 Grotjahn 1979:86.

quantitativen Erhebung durch ein Zahlenbündel darstellbar. Die exakte Kombination jedes Bündels ist zwar einzigartig, seine Einzelwerte sind im Quervergleich mit den entsprechenden Einzelwerten der Vergleichstexte jedoch meist eher unauffällig.

Datenbündel, die eng zusammenhängende Aspekte quantifizieren, z.B. die lexikalischen Charakteristika eines Textes, sind in der Regel übersichtlich und interpretierbar, so lange nicht unübersehbar viele Texte miteinander verglichen werden sollen. Schwieriger wird es, wenn die Datenbündel neben lexikalischen auch andere, z.B. syntaktische, Aspekte enthalten, die nicht direkt an die lexikalischen gekoppelt sind. Ein Text kann hinsichtlich seiner Komplexität in Syntax und Lexik parallele Tendenzen aufweisen, aber auch partielle Abweichungen oder diametral entgegengesetzte Tendenzen sind denkbar. Solche uneinheitlichen Tendenzen sichtbar zu machen und zu deuten, ist ein Kernproblem jeder quantitativen Untersuchung. Ungeachtet ihrer statistischen Exaktheit scheitern quantitative Analysen häufig an der Darstellung komplex vernetzter Sachverhalte.

Hier können multivariate statistische Verfahren gewinnbringend eingesetzt werden; sie helfen zwischen den untersuchten Objekten Gemeinsamkeiten und Unterschiede präzise zu erkennen und ermöglichen u.U. auch die Formulierung bisher nicht in Erwägung gezogener Hypothesen. Die statistische Interpretation der Daten muss schliesslich zur Überprüfung der linguistischen Hypothese befähigen. Quantitative und statistische Erhebungen können die Stärke der Variabilität eines sprachlichen Phänomens in einem bestimmten Kontext messen und damit bestätigen, ob die (messbare) linguistische Hypothese aufrechterhalten werden kann, d.h. sie sind in jedem Fall wertvolle Entscheidungshilfen.

Die Anschlussfrage nach den kausalen Zusammenhängen, nach Korrelationen mit anderen Erscheinungen, nach Herkunft und Verbreitung etc. muss entweder auf bestehende (sozio-)linguistische Konzepte zurückgreifen oder neue entwickeln. An vielen älteren Erhebungen vermissen die grundsätzlichen Kritiker quantitativer Methoden gerade eine solche Ausweitung des Blickwinkels. In neueren Arbeiten ist sie meist integrierender Bestandteil der Methode geworden.⁶⁶

2.2 Prozedere

Die Prozedur einer quantitativen Untersuchung umfasst fünf Schritte: Erstellen der linguistischen Hypothese; statistische Formulierung der Hypothese; Datenherhebung und statistische Auswertung; statistische Interpretation der Resultate; linguistische Interpretation der Resultate.⁶⁷ Das *statistische* Verfahren selbst, d.h. die drei mittleren

66 Stellvertretend soll hier Totties quantitative Untersuchung zu den englischen Negationstypen genannt werden, die zusätzlich mit einem diskursanalytischen Zugriff operiert und ihre Belegstellen innerhalb eines Zitierkontextes untersucht, der im Vergleich zu anderen quantitativen Arbeiten wesentlich ausgeweitet ist. (Tottie 1991: 330).

67 Sehr nützliche Einführungen in die empirische Sprachwissenschaft sind Schlobinski 1996 und Lebart/Salem/Berry 1998; besonders korpuspezifische Methoden behan-

Phasen der genannten fünf Schritte, umfasst sechs Arbeitsschritte⁶⁸: Formulieren der Nullhypothese, Wahl des statistischen Tests, Festlegung von Signifikanzniveau und Stichprobengrösse, Bestimmung der Stichprobenverteilung, Bestimmung des Ablehnungsbereichs, Entscheidung bezüglich der Nullhypothese.

Linguistisches Prozedere	Statistisches Prozedere
1. linguistische Hypothese	-----
2. <i>statistische Formulierung der Hypothese</i> ⇔	1 <i>Formulieren der Nullhypothese</i>
3. <i>Datenherhebung und statistische Auswertung</i> ⇔	2. <i>Wahl des statistischen Tests</i>
⇔	3 <i>Festlegung von Signifikanzniveau und Stichprobengrösse</i>
⇔	4 <i>Bestimmung der Stichprobenverteilung</i>
⇔	5. <i>Bestimmung des Ablehnungsbereichs</i>
4 <i>statistische Interpretation der Resultate</i> ⇔	6. <i>Entscheidung bezüglich der Nullhypothese</i>
5. linguistische Interpretation der Resultate	-----

Als Nullhypothese dieser Arbeit steht die Annahme, dass sich im vorliegenden Korpus die Texte sprachlich *nicht* unterscheiden. Im folgenden gehe ich von der alternativen (linguistischen) Hypothese aus, dass sich die Texte sprachlich unterscheiden, und dass die Unterschiede am deutlichsten zwischen den Texten aus Frauenhand und denen der Männer zutage treten. Die statistische Formulierung der Hypothese lautet somit, dass nach der quantitativen Untersuchung eine Gruppierung der Texte möglich wird, die mit der Geschlechtszugehörigkeit der Verfasser identisch ist. Es ist bereits absehbar, dass sich diese Erwartung kaum vorbehaltlos bewahrheiten wird. Sie dient aber als Arbeitshypothese und muss als solche nicht „vorsichtig“-einschränkend formuliert sein.

Nach dem gleichen Verfahren werden drei weitere linguistische Hypothesen überprüft: Dass die feststellbaren sprachlichen Unterschiede nicht geschlechtsspezifisch sind, sondern auf 1) dem Texttyp oder 2) dem sozialen Status der Autoren oder 3) dem Entstehungszeitpunkt der Texte beruhen. Auch diese drei Hypothesen sind mit Sicherheit viel zu verallgemeinernd formuliert, um der komplexen sprachlichen Realität des Korpus gerecht zu werden – d.h. sie werden in dieser absoluten Formulierung der statistischen Überprüfung nicht standhalten. Es wird Sache der abschliessenden lingui-

deln Oakes 1998 und Biber/Conrad/Reppen 1998; für die quantitative Lexikologie sei vor allem auf Tuldava 1998 hingewiesen. Ausführlicher „Forschungslogischer Ablauf“ bei Grotjahn 1979:82 ff.; vgl. Altmann 1972:6 und Köhler/Altmann 1989:118-119.

68 Siegel 1985:7-17.

stischen Interpretation sein, Schlüsse aus den vier Teilergebnissen zu ziehen und sie in einer übergreifenden Auswertung zu kombinieren.

Die Sprachdaten werden mit dem statistischen Modell der logistischen Regression überprüft. Dieses Verfahren untersucht die Abhängigkeit einer dichotomen Variable von anderen unabhängigen Variablen, die ein beliebiges Skalenniveau aufweisen können.⁶⁹ Es handelt sich um ein probabilistisches Parametermodell, das die im Korpus beobachteten Daten als Realisierungen hypothetischer Verteilungen betrachtet und darauf aufbauend die unbekannten Parameter schätzt und in der Lage ist, Abhängigkeiten, auch beispielsweise zwischen linguistischen und soziologischen Variablen, zu berücksichtigen.⁷⁰ Dabei ist zu bedenken, dass die erhaltenen Informationen wie „sämtliche [...] Klassifikationsmethoden subjektiv und relativ in dem Sinne sind, dass die Resultate der Analyse völlig durch die zugrundegelegten Merkmale determiniert sind“.⁷¹

Den Berechnungen wird das für linguistische Zwecke übliche Signifikanzniveau von 5 % zugrundegelegt. Die Signifikanzüberprüfung erfolgt bei der logistischen Regression über eine Chi-Quadrat-verteilte Teststatistik. Von Interesse sind die folgenden Bereiche des P-Wertes (= "Probability-Wert"):

P-Wert kleiner als 0.05	signifikante Verteilung
P-Wert zwischen 0.05 und 0.1	tendenziell signifikante Verteilung
P-Wert grösser als 0.1	nicht signifikante Verteilung

Ein P-Wert kann betrachtet werden als Wahrscheinlichkeit des gefundenen Gruppenunterschiedes ausgehend von der Nullhypothese, also der Annahme, dass kein Unterschied besteht. Der zum P-Wert gehörende Freiheitsgrad (df) ist in der vorliegenden Untersuchung immer 1, da stets nur *eine* Variable getestet wird; der Freiheitsgrad wird im Folgenden nicht mehr angegeben.

Wenn der P-Wert klein ist (beim üblichen Signifikanzniveau von 5 % heisst das, wenn er kleiner als 0,05 ist), wird die Nullhypothese verworfen und davon ausgegangen, dass der gefundene Unterschied nicht rein zufallsbedingt ist.

Bei nicht-signifikanten Werten (über 0.1) weiss man hingegen nicht, ob festgestellte Unterschiede auf Zufall beruhen oder nicht. Auch ein signifikantes Testergebnis ist aber kein Beweis für die Richtigkeit der eigentlichen Forschungshypothese; es erlaubt lediglich, aufgrund der vorliegenden Daten die Nullhypothese zu verwerfen und die Forschungshypothese beizubehalten.⁷² Das Risiko, fälschlicherweise die Nullhypothese

69 Bühl/Zöfel 1995:328. Verwendet wird das Statistikpaket SPSS (Abkürzung von *Superior Performance Software System*; früher *Statistical Package for Social Sciences*), Version 6.1.1 für Macintosh.

70 Für detaillierte messtheoretische Aspekte logistischer Regressionsmodelle in der Linguistik siehe Altmann/Grotjahn 1988:1036-37.

71 Tuldava 1998:163.

72 Köhler/Altmann 1989:119.

zu verwerfen, kann exakt benannt werden – wie in linguistischen Untersuchungen üblich, ist es hier auf maximal 5 % festgesetzt.

An den P-Werten der Signifikanztests kann die „Grösse“ des Unterschieds nicht abgelesen werden, doch sie ermöglichen Aussagen darüber, welche Variablen besser zwischen den Stichproben unterscheiden.

In naturwissenschaftlichen Fragestellungen geht man bei Signifikanzwerten zwischen 0.05 und 0.1 davon aus, dass mit einer Vergrösserung des Untersuchungsmaterials eine Verbesserung von „tendenziell signifikant“ auf „signifikant“ einherginge. In sprachwissenschaftlichen Untersuchungen wie der vorliegenden mit sehr heterogenen Parametern und kleinem Korpus sind solche Tendenzen eher noch vielversprechender und dürfen mit gutem Gewissen als „fast signifikant“ gedeutet werden. Je grösser das Korpus, umso leichter sind signifikante Unterschiede auffindbar.⁷³ Dafür, dass sich hier keine zufälligen Muster abzeichnen, spricht auch die grosse Ergiebigkeit der untersuchten Merkmale (37 von 42 ursprünglich überprüften Parametern sind unterscheidungswirksam, wie die Resultate zeigen werden) und das zahlenmässig deutliche Überwiegen der signifikanten über die nur tendenziell signifikanten Erscheinungen.

Die logistische Regression ist ein multivariates Statistikverfahren, das in dieser Untersuchung aber univariat eingesetzt wird, indem immer nach dem Zusammenhang zwischen *einer* dichotomen, (sogenannt) extralinguistischen und jeweils *einer* skalierten, linguistischen Variable gefragt wird, obwohl das Modell es ermöglichen würde, mehrere linguistische Variablen gleichzeitig in die Berechnung aufzunehmen. Die reduzierte Benützungsweise nutzt nur das heuristische und das testende, nicht aber das explikative Potential des Verfahren. Diese Beschränkung wird nötig, weil die Versuchsanordnung nur 16 Fälle umfasst und damit zu klein für aussagekräftige und verlässliche multivariate Analysen ist. Da alle bekannten, für die Versuchsanordnung geeigneten (und zugänglichen) Autobiographien von Frauen des Untersuchungszeitraumes berücksichtigt wurden, kann das Korpus nicht beliebig erweitert werden.

2.3 Grösse und Art der Samples

Arbeitsgrundlage jeder quantitativen Untersuchung ist eine bestimmte Textauswahl (meist *Textprobe* oder *Sample* genannt). Die Sprachmaterialauswahl erfolgt – je nach Fragestellung, Arbeitskapazität, Infrastruktur – in der Regel entweder systematisch, zufällig oder als Klumpenstichprobe. Die Fragen rund um die Stichprobenauswahl sind heikler als auf den ersten Blick zu vermuten. Bei der Korpusbildung wird immer auf Vorverständnisse über die zu untersuchenden Charakteristiken und ihr Vorkommen im Korpus selbst zurückgegriffen. Man kann von einem „korpustheoretischen Paradox empirischer Linguistik“ sprechen, denn die „adäquate Auswahl des Materials (Korpusbildung) setzt paradoxerweise jenes Wissen um den Gegenstand, das mit der Untersu-

73 Thavenius 1972:95.

chung erst erarbeitet werden soll, genauso voraus wie die Wahl des geeigneten Vorgehens."⁷⁴

Zufallssampling definiert und wertet alle Elemente oder Zusammenschlüsse von Elementen in einem Text gleich und wählt aus ihnen mittels einfacher Wahl ohne Zurücklegen der bereits gewählten Elemente, beispielsweise mit Hilfe einer Zufallstabelle. In linguistischen Untersuchungen werden als Elemente oft Wörter, Sätze oder graphisch bestimmte Textseiten definiert. Versuche an grossen Korpora haben gezeigt, dass weder zufällig gesammelte Seiten noch Wörter zuverlässig die lexikalische und grammatikalische Struktur eines Textes spiegeln.⁷⁵ Dies gilt vor allem hinsichtlich niedrigfrequenter Sprachelemente.

Systematische Auswahl bedeutet, dass z.B. jedes x-te Element eines Textes in das Sample aufgenommen würde; sinnvoll ist dieses Vorgehen z.B. für sprachliche Einheiten, die kleiner als Wörter sind (etwa Morpheme oder Grapheme) und wenn ein umfangreiches Ausgangsmaterial zur Verfügung steht.

Unter *Klumpenstichprobe* (engl. *clustersampling*) versteht man ein Auswahlverfahren, bei dem grössere zusammenhängende Einheiten aus unterschiedlichen Textstellen entnommen und dann vollständig ausgewertet werden. Auch dieses Verfahren bietet kein erschöpfendes Bild der Wort- und Wortklassenbeziehungen des gesamten Textes, doch immerhin sind die gewählten Segmente komplett berücksichtigt. Es existieren Untersuchungen dazu, ob für bestimmte Fragestellungen Auszüge vom Anfang, der Mitte oder dem Schluss eines Textes am besten geeignet sind. Für eine Bestimmung des Wortschatzumfangs beispielsweise wählt man in schönliterarischen Texten vorzugsweise einen Auszug vom Anfang des Textes, da dort am meisten neue Lexeme eingeführt werden. Bei Sachliteratur besteht in dieser Hinsicht kein relevanter Unterschied zwischen den verschiedenen Textteilen.⁷⁶

Für das vorliegende Korpus wurden die Verfahren *Zufallssampling*, *Klumpenstichprobe* und *Quotenauswahl* (geschichtete Stichprobe bzw. stratifiziertes Sampling⁷⁷) kombiniert. In Frage kamen nur zusammenhängende Textproben; ihr genauer Beginn wurde mittels Würfeln bestimmt. War der Zufallsausschnitt jedoch nicht repräsentativ für den ganzen Text oder für das beabsichtigte Korpus als Ganzes (z.B. weil er eine Liste oder eine Passage mit vielen Fremdzitaten enthielt), wurde er abgelehnt und erneut gewürfelt. Die so erhaltenen Ausschnitte wurden ausserdem so oft um jeweils einen Satz nach vorne oder hinten verschoben, bis sie dem idealen Wortumfang möglichst nahekamen, ohne dass dabei Satzgefüge unterbrochen werden mussten.⁷⁸ Nach

74 Grolimund 1995:68.

75 Těšitlová 1992:24-38. Dieser und die folgenden von Těšitlová angeführten Tests wurden an tschechischen Korpora durchgeführt.

76 Těšitlová 1992:40. Die verglichenen Textausschnitte umfassten jeweils 5000 fortlaufende Wörter.

77 Vgl. Schlobinski 1996:26. Bei der Quotenauswahl ist ein Merkmal in der Stichprobe so verteilt wie in der Grundgesamtheit, was hier zum Zurücklegen gewisser „auffälliger“ Textproben führte.

78 In drei Fällen mussten allerdings Zugeständnisse gemacht werden. Bei Dahlberg

relevanten Merkmalen geschichtete Stichproben weisen generell repräsentativere Merkmalsverteilungen auf als Zufallsstichproben.⁷⁹

Zur Überprüfung der Reliabilität wurden einige syntaktische und lexikalische Voruntersuchungen an Kontrollauszügen von Maria Agriconia, Gyllenius, Yxkull und Agneta Horn durchgeführt, deren Umfang von den definitiven Auszügen abwich oder die an einer gänzlich anderen Stelle entnommen worden waren. Der Vergleich dieser Vortests (*pretests*) mit den Resultaten aus den definitiven Samples zeigte, dass die Abweichungen sich in einem engen Rahmen bewegen, der in keinem Fall eine Neubewertung oder Neueinordnung der Texte untereinander erfordert.

2.3.1 Ideale Grösse des Samples

Nicht weniger wichtig ist die Frage nach der idealen Grösse des Samples. Einerseits muss die Materialbasis breit genug für repräsentative Ergebnisse sein, andererseits sollen aus dem Arbeitsaufwand optimale Ergebnisse resultieren und unnötige Redundanzen vermieden werden. Die ideale Grösse und Art jedes Samples für grammatikalische Statistik ist grundsätzlich abhängig von der morphologisch-syntaktischen Typologie der zu untersuchenden Sprache. Typologisch bedingte Auftretenshäufigkeiten eines sprachlichen Phänomens bestimmen Art und Umfang eines dafür repräsentativen Samples. Welche Masseinheit dem Sampleumfang zugrundegelegt wird, hängt ebenfalls in erster Linie von den zu untersuchenden Fragen ab. Denkbar sind eine vorgängig festgelegte Anzahl Phoneme, Morpheme, Druckzeichen, Wörter, Satzglieder, Teilsätze, Satztypen, typographische Abschnitte uvm. Diskussionen zur Samplegrösse legen meist fest, wie viele Untersuchungseinheiten pro Einzelsample aus linguistischer Sicht notwendig sind; doch es sollte auch überlegt werden, wie viele Samples für jede zu untersuchende Textkategorie und für das vollständige Korpus kombiniert werden müssen, um eine für die Untersuchungsmethode ausreichend grosse Materialbasis zu schaffen (mehr dazu am Ende des Kapitels 2.3.3).

Doch zunächst zum Umfang der Einzelsamples: In der Fachliteratur finden sich Sprachuntersuchungen an Samples von 200 oder weniger Wörtern bis hin zu gigantischen elektronischen Sprachdatenbanken.⁸⁰ Die ideale Samplegrösse kann ermittelt

wurden mehrere längere Wegaufzeichnungen gestrichen, die syntaktisch die Form einer Liste aufwiesen. Von Henrik Horn standen nur Auszüge des Herausgebers zur Verfügung, die lediglich ohne zusätzliche Eingriffe vorzunehmen aneinandergehängt werden konnten. Bei Maria Euphrosyna sind die meisten Sätze so lang, dass ausnahmsweise ein etwas kürzerer Satz in der *Mitte* des Auszugs getilgt werden musste, um die ideale Samplelänge überhaupt erreichen zu können.

79 Bortz 1985:115.

80 Thelanders Arbeit zur Fiktions- und Sachprosa (Thelander 1970) arbeitet mit 500 laufenden Wörtern pro Text; Westman 1974 mit Texten, die in der Länge von 451 bis 2988 Wörtern variieren; Strand 1984 mit 200 Wörtern pro Text. Diesen Arbeiten ist gemeinsam, dass sie die Samples zu Gruppen von ca. 20'000 laufenden Wörtern bündeln.

werden, indem eine Auswahl kontinuierlich um einen bestimmten Zuwachs vergrößert wird und die daraus erhaltenen Zahlenwerte auf das Ausmass ihrer Veränderung hin geprüft werden. Sobald sich die Werte einpendeln, bringt eine Vergrößerung der Population (im besten Fall) nur Mehraufwand, jedoch keine wesentlich neuen Einsichten.

Für lexikostatistische Zwecke gilt z.B. im Tschechischen eine Samplegrösse von 3000 laufenden Wörtern als ideal. Für gewisse Texte, auch fiktionale, genügen bereits 2000 Wörter.⁸¹ Morphologisch ausgerichtete Studien sollten bei frequenten Phänomenen auf etwa 1000 laufenden Wörtern basieren, während für äusserst seltene Merkmale u.U. auch ein Vielfaches davon nicht ausreichen würde. Für 'gewöhnliche' morphologische Zwecke reicht ein Sample zwischen 500 und 1500 Wörtern; darin wird z.B. das Vorkommen der verschiedenen Wortarten abgedeckt.⁸² In der syntaktischen Statistik werden in einem Sample von 500-1000 Wörtern bestimmte Phänomene unverzerrt erkennbar, etwa die durchschnittliche Anzahl Satzteile und die Teilsatzstruktur komplexer Sätze. Praktisch alle syntaktischen Aspekte werden mit 3000 laufenden Wörtern genügend genau erfasst.⁸³

2.3.2 Samplegrösse der vorliegenden Untersuchung

Die genannten Zahlen bleiben zuweilen Wunschgrössen. Im Fall der vorliegenden Untersuchung besteht das Problem darin, dass einige der Tagebücher und Autobiographien kürzer als die ideale Samplelänge sind. Auf zwei Arten könnte dieser Schwierigkeit methodisch begegnet werden. Die erste wäre, mit zwei verschiedenen Samplegrössen zu arbeiten, d.h. die langen Texte nach den oben besprochenen Idealvorgaben auszuwerten, die kürzeren Texte hingegen im Rahmen ihrer individuellen Beschränkungen. Bei diesem Vorgehen müssten alle Resultate aus den zu kurzen Texten als unsicher betrachtet werden im Hinblick auf ihre Aussagekraft im Vergleich der beiden Textgruppen. Dies wäre aus linguistischer Sicht wohl eine korrekte Handhabung der Vorgaben, steht aber dem Untersuchungsziel, einem Vergleich, diametral entgegen. Der direkte Vergleich zwischen den ausgezählten Werten wird einerseits verunmöglicht, weil die Samplegrössen und somit die erhaltenen Zahlenwerte sich stark unterscheiden – durch

Pitkänen-Koli 1986:83 stellt die Stichprobengrösse und Untersuchungsaspekte der wichtigsten schwedischen Untersuchungen zusammen. Erstaunlich sei angesichts von Beständen, die beispielsweise zwischen 300 und 67'000 Laufwörtern schwanken, dass fast alle Forscher ihre eigene Samplelänge für repräsentativ hielten (S. 24)!

81 Dies errechnet Těšitlová 1992:41 anhand eines grossen tschechischen Korpus wissenschaftlicher und literarischer Texte. Die nötigen Samplelängen für Lexikonuntersuchungen des Tschechischen sind mit denen anderer europäischer Sprachen durchaus vergleichbar. Renský 1972 untersuchte in englischer und tschechischer Fiktions- und Wissenschaftsprosa die Substantiv-Verb-Quote. In beiden Sprachen pendelt sie sich bei Textlängen von ca. 1000 Wörtern ein (nach Pitkänen-Koli 1986:24).

82 Těšitlová 1992:44.

83 Těšitlová 1992:45-47.

die Anwendung relativer Werte, d.h. Prozentzahlen, könnte dies rechnerisch aufgefangen werden. Andererseits gibt es aber Variablen, die stark von der Samplegrösse abhängen. Das Types-Tokens-Verhältnis der Substantive – um nur ein Beispiel zu nennen – bleibt bei steigender Samplegrösse innerhalb des gleichen Textes nicht konstant, da mit zunehmender Textmasse verhältnismässig immer seltener „neue“ Substantive in den Text gelangen. Vor allem aus diesem Grund sollten Zahlenwerte aus verschiedenen grossen Samples nicht direkt verglichen werden.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, die Samplegrösse am Umfang des kürzesten Textes auszurichten. Konkret bedeutet dies im vorliegenden Fall eine Samplegrösse von ca. 550 laufenden Wörtern.⁸⁴ Der kürzeste Text wäre folglich vollständig repräsentiert, alle anderen partiell, durch einen nicht mit Sicherheit repräsentativen Ausschnitt. Der Vorteil wäre, dass die erhaltenen Werte aufgrund der gleich grossen Ausgangsbasis direkt miteinander vergleichbar sind. Ein Nachteil ist, dass mit 550 laufenden Wörtern die oben genannten ideale Samplegrösse für lexikalische und syntaktische Variablen nur knapp oder nicht erreicht wird. Das heisst für die längeren Texte, dass sie möglicherweise leicht verfälscht abgebildet werden. Darüber hinaus bedeutet es, dass alle Werte nur innerhalb der vorliegenden Arbeit zum Vergleich herbeigezogen werden dürfen, hingegen nicht mit Werten aus anderen Arbeiten, die mit grösseren Samples operieren. Dieser Nachteil relativiert sich allerdings, wenn man bedenkt, dass jeder quantitativen Auswertung von Texten grammatische Analysen vorangehen, die angesichts uneindeutiger linguistischer Definitionen und sprachlicher Gegebenheiten immer einen gewissen interpretativen Spielraum nutzen. Die statistische Weiterbearbeitung der erhobenen Daten kann ebenfalls nach verschiedenen Verfahren erfolgen, deren Resultate nicht direkt vergleichbar sind. Aus den genannten Punkten resultiert, dass beim Gegenüberstellen von Werten aus Untersuchungen verschiedener Herkunft ohnehin nie mit völlig deckungsgleichen Werten gerechnet werden darf.

Untersuchungsziel der sprachlich-statistischen Analyse ist in erster Linie die Positionierung der Teiltexthe des Korpus gegeneinander. Die Einteilung in sechzehn etwa gleich grosse Samples wird daher vorgezogen. Das Nichteinhalten der sprachstrukturell bedingten idealen Samplegrössen bei einzelnen Variablen wird somit ebenso in Kauf genommen wie die beschränkte Übertragbarkeit der Rohdaten „nach aussen“.

Durch das strikte Einhalten von exakt 550 fortlaufenden Wörtern pro Sample würden die syntaktischen Verhältnisse verzerrt wiedergegeben. Ein Abbruch des Samples mitten in einem Satz hätte Einfluss auf die Anzahl unvollständiger Teilsätze und die durchschnittliche Satzlänge. Aus diesem Grund wird das letzte Satzgefüge des Samples nicht unterbrochen, sondern bis zum graphischen Satzschlusszeichen aufgenommen. Als verbindliche Untergrenze wird festgelegt, dass jedes Sample nach der vorgängigen Bereinigung mindestens 556 Wörter umfassen muss – dies ist die Länge des kürzesten Textes im Korpus.⁸⁵ Zur Vermeidung von Fehlinterpretationen, die beim Vergleichen

84 Der kürzeste Text des Korpus (Stenquist) besteht nach Abzug von Orts- und Eigennamen und der Zahlwörter aus 556 laufenden Wörtern.

85 Strand 1984:13 legt ebenfalls aus syntaktischen Überlegungen als „Obergrenze“ das Erreichen des nächsten graphisch markierten Satzendes fest, lässt aber auch zu, dass

der absoluten Zahlenwerte aus den leicht schwankenden Samplegrössen entstehen können, werden alle Rohdaten vor der Weiterverarbeitung in Prozentanteile am Sampleumfang umgerechnet.

2.3.3 Korpuszusammenstellung

Noch offen ist jetzt die Frage, wie viele Samples für ein genügend grosses Korpus kombiniert werden müssten. Dies hängt wesentlich von der intendierten Generalisierbarkeit der Resultate und den besonderen Mindestanforderungen der statistischen Methode ab. Auch in diesen Punkten waren Anpassungen an die objektiv gegebenen Bestände nötig. Wie bereits weiter oben angemerkt, wurden *alle* aus der Sekundärliteratur bekannten Frauentexte der Untersuchungsperiode 1650-1710 berücksichtigt, welche den sprachlichen und formalen Kriterien entsprachen und in Archiven oder Bibliotheken zugänglich waren.⁸⁶ Was die Generalisierbarkeit hinsichtlich der Frauentexte betrifft, ist damit bei der heute bekannten Quellenlage praktisch Vollständigkeit erreicht.

In schwedischen Archiven lagert eine ungleich viel grössere Auswahl an potentiell geeigneten Männertexten. Ausgehend von den gleichen formalen und sprachlichen Kriterien wurde den Frauentexten jeweils ein geeignetes Pendant gegenüber gestellt. Die wichtigsten Kriterien waren, alle Jahrzehnte gleichmässig abzudecken und formal oder sprachlich sehr extravagante Männertexte auszuschliessen – die Auswahl an „unauffälligen“ Männertexten der schwedischen Grossmachtzeit ist gross genug und wesentlich besser zugänglich. Im Gegensatz zu den Frauentexten musste keiner der Männertexte vorgängig transkribiert werden, da eine grosse Auswahl gedruckter Männertexte der Grossmachtzeit bereit steht.

Das Korpus umfasst damit Auszüge der Tagebücher und Autobiographien folgender Autorinnen und Autoren (detaillierte Bibliographie im Anhang):

die vorgegebene Samplegrösse leicht unterschritten werden kann. Da in unserem Fall die Samplegrösse sprachstrukturell betrachtet eher knapp bemessen ist, soll eine verbindliche Untergrenze nicht unterschritten werden.

86 Als Referenzwerk diente die Bibliographie „Kvinnors självbiografier och dagböcker i Sverige 1650-1989“ (Hættner/Larsson/Sjöblad 1991). Nicht in Frage kamen fremdsprachliche Texte, v.a. deutsche (Sophia Elisabet Brenner) und französische (Königin Christina und Beata Rosenhane). Aus formalen Gründen wurde ein autobiographisches Gedicht (Christina Regina vom Birchenbaum) und eine Kompilation eines sehr jungen Mädchens weggelassen, bei der nicht genau bestimmbar war, ab wann eigene Einträge vorliegen (Hedvig Sophia Oxenstierna). Die Aufzeichnungen von Anna Gyllenborg waren nicht zugänglich.

1650-60	Horn Agneta (AH)	Rosenhane Johan (Ros)
1660-70	Yxkull Beata (Yx)	Gyllenius Petrus Magni (Gyl)
1670-80	Åkerhielm (Agriconia) Maria (Ag)	Bolinus Andreas (Bol)
1680-90	Maria Euphrosyna (ME) Åkerhielm Anna (AÅ)	Bodinus Olaus (Bod) Horn Henrik H:son (HHo)
1690-1700	Berendes Märta (Be)	Dahlberg Erik (Dah)
1700-1710	Oxenstierna Christiana (Ox) Stenquist Maria (St)	Cederhielm Josias (Ced) Franc Zachris (Fra)

Da es ratsam scheint, für beide Geschlechter gleich viele Samples heranzuziehen, ist eine Beschränkung auf sechzehn Texte unumgänglich. Unter statistischen Gesichtspunkten ist jedoch diese Stichprobenzahl für multivariate Analysen zu knapp bemessen. Wenn dabei zu wenige Texte untersucht werden, ist die Gefahr gross, dass ein einzelner von ihnen das Resultat unverhältnismässig stark beeinflusst. Für das moderne Lancaster-Oslo-Bergen Corpus errechnet Biber, dass zur Abgrenzung von 15 verschiedenen Textkategorien auf multivariater statistischer Grundlage jeweils 10 Samples à 1000 Wörter ausreichen.⁸⁷ Die Überlieferungslage zwingt der vorliegenden Untersuchung eine Beschränkung auf acht Texte pro Geschlecht und 550 laufende Wörter auf, d.h. die genannten Mindestwerte werden nicht erreicht. Als Konsequenz werden in der statistischen Auswertung nur deskriptive und hypothesentestende Schritte vorgenommen (s. Kap. 2.2), in Anpassung der Untersuchungsmethode an die realen Gegebenheiten im Sinne Bibers.⁸⁸

Historical corpora present other challenges [...]. Finally, it is important to be realistic. Given constraints on time, finances, and availability of texts, compromises often have to be made. Every corpus will have limitations, but a well-designed corpus will still be useful for investigating a variety of linguistic issues.

Sowohl hinsichtlich der Länge der Einzeltexte als auch der Textanzahl und der Gesamtwortanzahl ist das Korpus für viele interessante Untersuchungsaspekte ungeeignet, die an grösseren Textmengen oft zu fruchtbaren Ergebnissen geführt haben, beispielsweise die Frequenzverteilung bestimmter Wörter, die Bestimmung lexikalischer Kookkurrenzen usw.

87 Dies gilt für die meisten grammatischen Merkmale; Biber/Conrad/Reppen 1998:216-249.

88 Biber/Conrad/Reppen 1998:250.

2.4 „Stilindikatoren“: Zur Variablenauswahl

Eine allgemeingültige Auswahl von Stilmerkmalen kann es nicht geben, da die gleichen sprachlichen Merkmale im einen Text aus stilistischer Sicht relevant, im nächsten Text aber irrelevant sein können.⁸⁹ Die Untersuchungsvariablen sollten idealerweise zwei Bedingungen erfüllen: Einerseits sollten sie für bestimmte Textmengen charakteristisch sein (z.B. für den untersuchten Text, die Autoren, für ein Genre); andererseits gegenüber anderen Textmengen disjunktiv wirken.⁹⁰ Oft entfaltet ein Merkmal im konkreten Untersuchungsmaterial nicht die selbe Wirkung wie in anderen Zusammenhängen, und es müssen andere Parameter herangezogen werden.

Längst nicht alle sprachlichen Merkmale belohnen die Mühen der numerischen Auswertung mit Resultaten, die Aussagen zum Sprachstil der Verfasser zulassen. Eine sinnvolle Wahl der Untersuchungskriterien scheidet zum vornherein solche aus, die statistische Universalien liefern. Ebenfalls nichts über den individuellen Sprachgebrauch können Werte aussagen, die bedingt durch die Sprachstruktur nur in sehr kleinen Bereichen schwanken und in ihrer Frequenz unwesentlich von stilistischen Absichten beeinflusst sind. Welche sprachlichen Einheiten oder Merkmale allerdings rein sprachstruktureller Natur sind, ist häufig umstritten, wie die divergierende Einschätzung der Funktionswörter belegt (s. Kap. 2.5.3). In der Praxis erweist es sich als schwierig, intuitiv zu entscheiden, ob obligatorische „grammatische oder Textsortennormen (Funktionalstil, Textsortenstil, grammatische Regeln)“⁹¹ über eine sprachliche Wahl entschieden haben, oder ob hier individualstilistische Aussagen zulässig sind. Da im hier verfolgten Prozedere alle Texteigenschaften in Relation zum gesamten Korpus betrachtet werden, ist einerseits ausgeschlossen, dass nicht-singuläres sprachliches Verhalten irrtümlicherweise in die Beurteilung eingeschlossen wird, und andererseits wird ersichtlich, welche Sprachmerkmale textunterscheidend wirken.

Quantitative Auswertungen berücksichtigen ausschliesslich das beobachtbare Vorkommen gewisser Merkmale. Daran kann kritisiert werden, dass die potentiell im Text vorhandenen, aber vom Verfasser nicht genutzten Verwendungsmöglichkeiten der Stilmerkmale zur kompletten Beurteilung ebenfalls beigezogen werden müssten.⁹² So einleuchtend diese Forderung auch ist, so schwierig, wenn nicht gar unrealisierbar gestaltet sich das Orten potentieller Verwendungsmöglichkeiten von Sprachmerkmalen im Prozess der zahlreichen Kombinationsmöglichkeiten, welche die Textproduktion steuern. Immerhin wirkt auch hier die Arbeit an einem mehrere Texte umfassenden Korpus ausgleichend, da sie aufzeigt, zwischen welchen Messwerten sich die Variablen der Vergleichstexte bewegen und wo auf dieser Skala der Einzeltext angesiedelt ist. Die empirisch aus dem Korpus gewonnene Skala kann als approximatives *potential of*

89 Cassirer 1970a:103, Köhler/Altmann 1989:114.

90 Nübold 1974:99.

91 Diese schwer zu fassenden Faktoren nennt Grimm 1991:33.

92 So z.B. bei Gerritsen 1990.

occurrence fungieren und an die Stelle des in der Praxis ohnehin nicht berechenbaren absoluten *potential of occurrences* treten.

Das Untersuchungsziel, die Kategorisierung der Texte aufgrund quantitativ festgestellter Charakteristiken in Wortschatz und Syntax, bestimmt im folgenden die Wahl der Parameter. Dabei steht man – wie bereits bei der Bestimmung der Samplegrösse angesprochen wurde – vor der paradoxen Situation, dass die Wahl der zu untersuchenden Stilmerkmale zu einem grossen Teil auf der intuitiven Einschätzung der Texteigenarten beruht, welche im Laufe der Untersuchung eigentlich erst objektiv erarbeitet werden sollen. Das Risiko, durch falsche oder fehlende Intuition die „richtigen“ Merkmale nicht zu erkennen, kann etwas vermindert werden, indem ein eher grobmaschiges Raster untersucht wird, welches wichtige Aspekte aus Lexikon und Syntax gleichermaßen wahrnimmt. Auch für eine Klassifikation uneinheitlicher Texte eignet sich am ehesten eine breite Palette von Sprachmerkmalen. Klassifikationen, die auf vielen und unterschiedlichen Merkmalen gründen, sind effektiver für die Aufdeckung einer „natürlichen“ Ordnung der Objekte und Erscheinungen.⁹³ Die Kombination verschiedenartiger, erprobter Stilindikatoren wird daher einer konzentrierten Detailanalyse eines bestimmten Stilmerkmals vorgezogen. Die Taxonomie soll vor allem eine vorbereitende Funktion für die weitere Deskription der Texte erfüllen. Sehr weit ausholende oder stark spezifizierende Untersuchungsraster, wie sie oft in quantitativen Arbeiten mit hochspezialisierter Fragestellung verwendet wurden, sind dafür zu aufwendig.⁹⁴

Es ist nicht Ziel dieser Untersuchung, die Entstehung und Verwendung der untersuchten Stilmerkmale aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive nachzuzeichnen; dies ist bereits in verschiedenen Publikationen geleistet worden.⁹⁵ Verweise auf Herkunft, Rezeption und Kritik der Merkmale werden daher nur unsystematisch und nur dort gemacht, wo sie aus inhaltlichen Gründen notwendig scheinen.

Eine grundsätzlich immer bestehende Kritikmöglichkeit betrifft die Interpretation der Effekte von Stilmitteln bzw. Sprachmerkmalen. Die Frage stellt sich, ob die Stilmittel auch tatsächlich den Effekt haben, der ihnen zugeschrieben wird und um derentwillen sie quantitativ erhoben werden (letztlich ein Problem der Operationalisierbarkeit (Validität)). Stileffekte sind kontextabhängig. Als Beispiel sollen Para- und Hypotaxe dienen: Ihre Eignung als Komplexitätsmass ist heftig umstritten, da hierbei viele andere Faktoren ebenfalls eine (wichtigere) Rolle spielen können, etwa die Länge und Anzahl der Teilsätze, die Struktur der Nominal- und Adverbialphrasen, die Platzierung des Nebensatzes vor, nach oder im Hauptsatz usw.⁹⁶ Um jedes einzelne der hier untersuchten Sprachmerkmale erhoben sich Diskussionen über ihren Aussagewert, auf die nicht

93 Tuldava 1998:163.

94 Sie basieren zudem meist auf mittels Parsing aufgearbeiteten Texten. Eine solche Computeranalyse der syntaktischen Strukturen durchzuführen ist vor allem für Feinanalysen sinnvoll und geht über das Vorhaben der vorliegenden Arbeit hinaus.

95 Z.B. in Nübold 1974 (ausführlich), Těšitelová 1992, Pieper 1979, Pitkänen-Koli 1986 (auf der Basis von Telemann 1974).

96 Vgl. Pitkänen-Koli 1986:3-5.

eingegangen werden kann, da taxonomische Interessen hier stärker im Vordergrund stehen als mögliche stilistische Effekte.

2.4.1 Die erhobenen Werte in tabellarischer Übersicht

Lexikon	Syntax / Morphologie
• Summe laufende Wörter (<i>lfd. W.</i>)*$\Rightarrow$	• Anzahl Teilsätze (<i>TS</i>) → Anzahl Wörter pro Teilsatz (Durchschnitt) (<i>WperTS</i>)
• Summe lfd. W. ohne Namen und Zahlen (Tokens)* (<i>LexTo</i>) • Summe versch. Lexeme (<i>LexTy</i>) → Types-Tokens-Relation Lexikon (<i>Lexyto</i>)	• Gesamtzeichenanzahl LexTo* → durchschn. Wortlänge des Gesamttextes (<i>WL</i>) • Anzahl langer Schreibungen an LexTo (<i>LaFo</i>)* → % lange Schreibungen an LexTo (<i>%LaFo</i>) → Wortlänge nach orthographischer Bereinigung (<i>Wldef.</i>)
• Substantive Types* • Substantive Tokens* → Types-Tokens-Relation Substantive (<i>Subtyto</i>, <i>Variation Substantive</i>) → %-Anteil Subst.-Tokens an LexTo (<i>%Sub</i>)	• Anzahl Wörter mit mehr als 6 Buchstaben* (<i>W>6</i>) → %-Anteil <i>W>6</i> an LexTo (<i>%W>6</i>)
• Verben und Partizipien Types* • Verben und Partizipien Tokens* → Types-Tokens-Relation Verb/Partizip (<i>Verbtyto</i>, <i>Variation Verben</i>) → %-Anteil Verb/Part.-Tokens an LexTo (<i>%Verb</i>)	→ <i>Index</i> (<i>WperTs</i> + <i>W>6</i>)

Lexikon	Syntax / Morphologie
• Adjektive (+ Adverbien) Types* • Adjektive (+ Adverbien) Tokens* → Types-Tokens-Rel. Adj. (+ Adv.) (Adjtyto, Variation Adjektive) → %-Anteil Adj.(+Adv.)-Tokens an LexTo (%Adj.) • „Aktionsquotient“ [% Verb : %Adj]	
• Pronomen Tokens* → %-Anteil Pron. an LexTo (%Pron) → %-Anteil Pron. 1. Pers. Sg. an LexTo → %-Anteil Pron. 3. Pers. Sg. fem. → %-Anteil Pron. 3. Pers. Sg. mask. → %-Anteil Pron. 1. Pers. Pl. → %-Anteil Pron. 3. Pers. Pl. → %-Anteil Possessivpronomen → %-Anteil Personalpronomen	• Subjektwiedergabe: → %-Anteil Verb + Nomen/Namen (<i>Nosu</i>) → %-Anteil Verb + Pronomen (<i>Prosu</i>) → %-Anteil Subjekttilgung (<i>Suti</i>) → %-Anteil gramm. unkorrekte Tilgungen** (<i>Anti</i>)
• Einfachnennungen ('<i>Hapax</i>' (legomena)) • %-Anteil Fremdwörter Types an LexTy (%<i>Frem</i>)	
• Personenarsenal : → Nennungen Personen total (<i>Nenntot</i>) → Nennungen Frauen (<i>Nennfrau</i>) → Nennungen Männer (<i>Nennmän</i>)	
• Themen: → Themen total (<i>Thematot</i>) → Thema Familie (<i>Themafam</i>) → Thema Personen (<i>Themapers</i>) → Thema Institutionen (<i>Themains</i>) → Thema Religion (<i>Themarel</i>) → Thema Abstrakta (<i>Themaabs</i>) → Thema Aktionen (<i>Themaakt</i>) → Thema Körper (<i>Themakör</i>)	• Anzahl Hauptsätze* (<i>HS</i>) → %-Anteil HS an TS (%<i>HS</i>) • Anzahl Nebensätze* (<i>NS</i>) → %-Anteil NS an TS (%<i>NS</i>) • Anzahl unvollständige Sätze* (<i>US</i>) → %-Anteil US an TS (%<i>US</i>)

Lexikon	Syntax / Morphologie
• Geschlecht der Verfasser • Texttyp • Soziale Schicht • Periode (Entstehungszeitpunkt)	

Alle sprachlichen Merkmalausprägungen werden als Zahlen, d.h. auf Kardinalskalen, ausgedrückt. Die vier letztgenannten Merkmale sind nominalskaliert.

Werte mit einem Asteriskus (*) gehen nicht direkt in die Berechnungen ein, sondern entweder in Form eines Quotienten oder einer Prozentangabe. Dies dient dazu, von der exakten Samplegrösse unabhängige, direkt vergleichbare Masszahlen zu erhalten.

Werte mit zwei Asterisken (**) werden bei der Besprechung des Wortschatzes als zusätzliche Aspekte hinzugezogen, ohne in die statistischen Auswertungen einzufließen.

Die statistische Stilistik hat Formeln zu Wortschatzkonzentration, Wortfrequenzen u.a.m. bereitgestellt (mehr dazu im Kapitel „Berechnungen Wortschatz“). Das vorliegende Datenmaterial soll jedoch nicht mathematisch aufgearbeitet werden.⁹⁷ Als einziges werden aus den Rohdaten mehrere Proportionalwerte (Verhältnisse) gebildet. Für die statistische Weiterbearbeitung ist es von Vorteil, wenn die Charakteristiken nicht mehr als einmal im Datenmaterial „versteckt“ sind. Daher werden immer nur entweder die zugrundeliegenden Rohdaten oder aber die Prozentwerte in die gleiche Berechnung aufgenommen. Zusammengesetzte Werte werden nicht verwendet.⁹⁸ Alle Werte werden auf eine Dezimalstelle gerundet.

2.5 Wortschatz

2.5.1 Vorbereitung der Texte; ‘Bereinigung’

Damit gewisse textsortenbestimmte Unterschiede im Wortschatz sich in der Auswertung nicht zu stark niederschlagen, werden alle Texte zuvor bereinigt. Ziel dieser „Manipulation“ ist, dass der Wortschatz aller Texte lediglich aufgrund ihrer „erzählenden“ Teile bestimmt wird und stereotype Textformeln nicht berücksichtigt werden. So enthalten z.B. Tagebücher stärker als Autobiographien umfangreiche „verwaltende“ Passagen, deren Textmengen sich zur stilistischen Analyse wenig eignen, da sie lexikalisch und/oder syntaktisch stark vorgeprägt sind, weil sie zu einem grossen Teil aus Orts-, Datums-, Personenangaben usw. bestehen. Alle Personen- und Ortsnamen werden daher getilgt; nicht gestrichen werden jedoch persönliche und berufliche Titel sowie die Eigennamen von Bibelgestalten (*Simonjude*, *HErren*, *Jesus* etc.). Ebenfalls gestrichen werden alle Datumsangaben in erweitertem Sinne. Eine Zeitangabe wie *Anno 1665 den*

97 Liiv, Heino/Tuldava, Juhan 1993 beispielsweise verwenden in ihrem Clusterverfahren zur Textklassifizierung ausschliesslich aufgearbeitete Daten.

98 Eine Ausnahme ist der Index (s. Kapitel 2.6).

I januarj wird immer vollumfänglich gelöscht, damit rechnerisch nicht ins Gewicht fällt, ob die Autoren Textsorten mit genauen oder summarischen Zeitangaben verfassen bzw. ob Tagebuchverfasser wiederholt die ausgeschriebene Form oder eine numerische Abkürzung verwenden. Nicht gestrichen werden hingegen Zahlen, die einer Mengenangabe dienen.⁹⁹ Ebenfalls in die Analyse aufgenommen werden spezielle Tagesbezeichnungen wie *juul*, *påska*, *pingstdagen* usw. sowie allgemeinere Zeitangaben wie *om hösten*.¹⁰⁰

2.5.2 Definition Types/Tokens; Sonderfall 'Homographen'

Bei allen Wortschatzvariablen wird zwischen den effektiven Realisierungen (Tokens) und den dahinterstehenden Mustern (Types) unterschieden. Als *ein* Type gelten verschiedene orthographische Realisationen und alle Flexionsformen der Grundlexeme – das Wortmaterial wird somit weitestgehend in lemmatisierter Form ausgezählt.¹⁰¹ Die sieben Tokens *åhr*, *Åhr*, *åhren*, *åhrs*, *År*, *åren* (usw.) zählen folglich als *ein* Type. Ausnahmen sind Verben mit Stammwechsel (*är*, *var* = zwei Types; hingegen *var*, *voro* = ein Type). Sehr oft mussten orthographisch differierende Schreibvarianten zu *einem* Eintrag verbunden werden (*om* und *åm*, *hierta* und *hjärta*, *vi* und *wij* etc.).

Im Lemmatisierungsprozess stösst man immer wieder auf semantisch ambigue Wortformen. Zur Disambiguierung wurde der unmittelbare Kontext inspiziert und die auftretenden Homographie (der untersuchungsrelevanten Wortarten) unterschieden: *var* (Pronomen) und *var* (Verbform) zählen gleich wie *man* (Pronomen) und *man* (Substantiv) jeweils als zwei Types. Disambiguierung kann – nicht nur bei maschinell vorgenommener Lemmatisierung – zum vielschichtigen Problem werden, besonders wenn sie auch noch semantische Schattierungen innerhalb eines Lemmas offenlegen soll.¹⁰² In literarischen Texten beispielsweise sind Mehrdeutigkeiten normalerweise intendiert und daher nur schwer aufzulösen. Da die hier untersuchten Textauszüge kurz und damit leicht überblickbar sind und eher einen informativen Gebrauchstextcharakter haben, stellten sich diesbezüglich keine Schwierigkeiten ein.

99 Das Zahlwort *en/ett* wird nicht vom gleichlautenden unbestimmten Artikel unterschieden und geht somit nicht einzeln in die Berechnungen ein (vgl. auch Westman 1974:83-4; sie bespricht ausführlicher den Zusammenhang zwischen Artikel und Zahlwort in den Gebrauchstextsorten Broschüre, Zeitung, Lehrbuch und Debatte).

100 Eine statistische Kontrolle ergab, dass die Anzahl gestrichener Namen und Daten wie erwartet in höchstem Masse von der spezifischen Textsorte abhängt. Interessanter als dieses kombinierte Merkmal ist aber die konkrete Frage nach den Subjektrealisierungen durch Namen und Nomen (s. Kap. 3.2).

101 Auf die Erstellung lemmatisierter Wortlisten wurde allerdings verzichtet. Die gesamte Untersuchung basiert auf alphabetisch geordneten Indexen der Tokens. Bei den nicht eingehender untersuchten Wortarten kann dies in seltenen Fällen zu fehlenden Unterscheidungen geführt haben: Beispielsweise werden *den* (Artikel) und *den* (Relativpronomen) unter dem gleichen Lemma verzeichnet.

102 Vgl. Lebart/Salem/Berry 1998:23-24.

Das Vokabular eines Textes wird in der Summe der Types sichtbar, das Wortinventar in der Summe der Tokens. Die sogenannte Types-Tokens-Relation (engl. *type-token ratio*), ein Indikator der jeweiligen Wortvariation, wird von allen untersuchten Wortschatzkomponenten ermittelt. Eine ausführliche Besprechung dieses Masses erfolgt im Kap. 2.5.4, „Berechnungen Wortschatz“.

2.5.3 Ausgewertete Wortschatzelemente

Die Bestimmung der Wortklassen bringt verschiedene grundsätzliche Probleme mit sich. Mehrere Wortklassen weisen fließende Übergänge zueinander auf. Die Zuordnung zu einer Wortklasse ist nicht selten eine Frage der Interpretation, etwa bei der Unterscheidung gewisser Adjektive und Partizipien. Dieser Spielraum muss in der Auswertung berücksichtigt werden, indem unwesentliche quantitative Unterschiede grundsätzlich nicht überinterpretiert werden sollten.¹⁰³ Die Zuteilung zu einer Wortklasse erfolgt immer aufgrund des konkreten syntaktischen Kontextes, d.h. auf funktionaler Basis.

Zur Bestimmung des Wortschatzumfangs und seiner Variation dienen folgende Auswertungen:

— **Der Gesamtwortschatz** jedes Textes wird ermittelt durch das Auszählen der Textwörter (Summe laufender Wörter = (lfd. W.). Als Wortgrenze gelten Spatium und Satzzeichen – getrennt stehende Verbpartikeln werden somit als separates Wort gerechnet, während sie in präfigierter Position nicht extra gezählt werden.¹⁰⁴ Nur in ganz wenigen Fällen, z.B. bei offensichtlichen Fehlschreibungen, wurden durch Spatium abgetrennte Wörter zusammengezogen (daher zählt beispielsweise *kyrkio herde* als *ein* Wort). Nach Abzug der Namen und Daten ergibt sich daraus die Summe laufender Wörter ohne Namen und Zahlen (Tokens) (= LexTo).

Aus der LexTo wird die Summe verschiedener Lexeme (Types) festgestellt (= LexTy). LexTy inventarisiert das Textvokabular und enthält auch alle Wortarten, die im Folgenden nicht weiter untersucht werden. Ein Grossteil von ihnen zählen zu den sogenannten Funktions- oder grammatischen Wörtern, die primär grammatische Bedeutung tragen und/oder syntaktische Funktionen erfüllen. In vielen Untersuchungen wird auf ihre Erhebung zugunsten semantisch gehaltvollerer Wortarten verzichtet. Inhaltsanalytische Arbeiten tendieren dazu, sie wegzulassen, während stylometrische Untersuchungen sie oft als individualstilistisch wichtiges Indiz betrachten.¹⁰⁵ Hier werden sie (gewisse Pronomen ausgenommen) nicht näher untersucht.

¹⁰³ Hillman 1962:74.

¹⁰⁴ Mit der Unzulänglichkeit dieser Lösung musste sich auch Admoni 1967:158 zufriedengeben, dessen Kommentar ich mich hier anschliesse: „Es ist gewiss ein Widerspruch, aber es käme zu Widersprüchen auch bei allen anderen Lösungen des Problems“.

¹⁰⁵ Lebart/Salem/Berry 1998:12 und 167-168. Lange galten Funktionswörter (d.h. Präpositionen, Konjunktionen, Partikeln etc.) als sprachliche Konstanten. Entgegen dieser gängigen Meinung hat aber z.B. Thavenius 1972 ausführlich nachgewiesen, dass

— Die Substantive, Adjektive und Adverbien

werden erfasst. Ebenfalls berechnet wird der prozentuale Anteil ihrer Tokens am Gesamtwortbestand ohne Namen und Zahlen (LexTo).

Attributiv oder prädikativ positionierte Adjektive und Adverbien werden aufgrund ihres geringen Vorkommens in eine Gruppe zusammengeführt. Beide Workklassen sind äusserst schwierig zu definieren und abzugrenzen. Die weitaus meisten Adverbgruppen blieben allerdings unberücksichtigt, z.B. alle Orts- und Satzadverbale wie *aldrig*, *icke*, *inne* etc. Lediglich Adverbien, die als Bestimmung des Prädikats oder einer Adjektivgruppe fungieren, wurden gezählt.

Als Adjektive gelten auch attributiv verwendete Partizip 1- und 2-Formen (Supina) transitiver Verben sowie adjektivische Ergänzungen von Kopulaverben.¹⁰⁶ Ebenfalls zu den Adjektiven gerechnet werden alle adjektivisch verwendeten Indefinit-, Demonstrativ- und sonstigen Pronomen – kurz alles, was in erweiterten Wortgruppen vor dem Substantiv positioniert ist.¹⁰⁷ Ausnahmen sind:

— Die Personal- und Possessivpronomen

Diese beiden Kategorien umfassen alle Personalpronomen in Subjekt, indirekten und direkten Objekten und alle Possessivpronomen, hingegen nicht die Reflexivpronomen. Sie werden nach Person, Numerus und Genus unterschieden und ihr prozentualer Anteil an LexTo wird bestimmt.

— Die Verben und Partizipien

werden erfasst. Diese Kategorie umfasst mehrere Bestandteile der Verbalkonstruktion: neben dem finiten Verb auch Infinitiv, Partizip Perfekt und Präsens sowie Supinum. Der prozentuale Anteil Verb/Partizip-Tokens an LexTo wird bestimmt. Damit steht die lexikalische Variation auch bei diesem Untersuchungsmerkmal im Vordergrund, obwohl die Verben zweifellos vor allem hinsichtlich Aspekten wie Diathese, Modus, Tempus, Person usw. interessant wären.¹⁰⁸ Die kurzen Samples lassen jedoch eine repräsentative Untersuchung solch relativ seltener Aspekte nicht zu.

Funktionswörter in der Frequenz ihres Vorkommens in Texten nicht so stabil sind wie bisher postuliert, und folglich durchaus Stilindikatoren sein können.

106 Bsp.: „hvilket dödsfall **gjorde mig** så mycket mer **bedröfvad** och **ängslig**“: *gjorde*: finites Verb; *ängslig* u. *bedröfvad*: Adjektive (vgl. Duden Grammatik 1998: § 335; Teleman 1974:57 u. 230-232; Hillman 1962:74; Pitkänen-Koli 1986:69-72). Solch heikle Zuordnungsfragen erfordern eine gewisse schematische Vereinfachung. (Thelander 1970:30 lässt ebenfalls die adjektivische oder verbale Funktion den Ausschlag geben).

107 Dies ist berechtigt, weil alle diese Verwendungsmöglichkeiten funktional gesehen als attributive Ergänzung des Nomens dienen (Pieper 1979:28).

108 Vgl. Pitkänen-Koli 1986:21-22.

— Einfachnennungen ('Hapax legomena')

Diese Kategorie verzeichnet alle Types, die innerhalb des *gesamten* Textkorpus der Untersuchung nur bei einem einzigen Autor auftreten. Für alle Autoren wird ermittelt, wie viele Types ausschliesslich bei ihnen vorkommen.

Üblicherweise werden die Hapax im Verhältnis zum Vokabular oder Textumfang der Einzeltexte bestimmt und umfassen die Anzahl Wörter, die im Text nur einmal vorkommen. Wenn der so erhaltene „Einmaligkeitsindex“ hoch ausfällt, könnte dies den Wunsch des Autors widerspiegeln, bildhafte Ausdrücke zu finden, seltene oder originelle Wörter zu wählen, die Wiederholung von Wörtern zu vermeiden usw. In diesen Fällen bezeugt ein grosser Anteil von Wörtern mit der Häufigkeit 1 den Reichtum und die Heterogenität der Textlexik.¹⁰⁹

Diese Definition bietet jedoch Informationen, die nur unwesentlich darüber hinausgehen, was die Type-Token-Relation der Wortarten bereits erhellt. Die hier verwendete Definition hingegen erschliesst, wie viele und welche Begriffe bei nur einer Autorin oder nur einem Autor vorkommen. Damit wird einerseits ebenfalls ein Aspekt der individuellen Originalität quantifiziert. Zusätzlich erlaubt die damit einhergehende Reduktion des Belegmaterials semantische Aufschlüsse: Es wird ersichtlich, welche thematischen Vorlieben exklusiv für Männer- und Frauentexte kennzeichnend sind. Zu diesem Zweck werden die substantivischen Einfachnennungen nach den für Schlüsselwörter geltenden Kriterien in Themen geordnet (s. weiter unten).

— Anzahl Fremdwörter

Der Types-Bestand an Fremd- und Lehnwörtern lateinischer bzw. französischer Herkunft wird bei allen Autoren mit dem Gesamtbestand ihrer Types verglichen.

— Themen

Das Vorkommen bestimmter 'thematischer Schlüsselwörter' wird registriert (Anzahl Tokens pro Text). Darunter werden tragende Lexeme verstanden, die in durch semantische Kontiguität verbundenen Kategorien zusammengefasst werden.¹¹⁰ Solche Verfahren haben sich in quantitativen mentalitätshistorischen Studien bewährt.¹¹¹ Als Schlüsselwörter gelten Begriffe, die den folgenden sieben Kategorien zugerechnet werden können:

¹⁰⁹ Tuldava 1998:151.

¹¹⁰ Vgl. Brinker 1997b:147; nicht intendiert ist hier Guirauds exakte mathematische Definition eines Schlüsselworts, „dessen in einem Text beobachtbare Frequenz sich signifikant von seiner Frequenz in der Norm (Häufigkeitswörterbuch) unterscheidet“ (Nübold 1974:14).

¹¹¹ Olsen 1993 ist eine solche Arbeit, die am *Trésor de la langue française* die Kollokationen geschlechtsbezeichnender Termini überprüft und nachweist, dass thematische Schlüsselwörter bei ausreichender Korpusgrösse zuverlässige mentalitätshistorische Rückschlüsse erlauben. Siehe auch die Ausführungen bei der Besprechung der Possessivpronomen (Kapitel 3.1 im vorliegenden Band).

- alle Familienbezeichnungen: fa(de)r, mo(de)r, syster, dotter, son, bro(de)r, barn etc.
- andere Personenbezeichnungen: vän, frände, kvinna, man, barn, präst, leutenant etc.
- Organe und Institutionen: accademien, borgarskapet, compagnie, hofwet, armeen etc.
- spezifisch religiöse Begriffe und Namen: *Gud, Herre, dygd, tro, uppståndelse* etc.
- substantivische Abstrakta, die sich inhaltlich auf Nichtgegenständliches beziehen: *hopp, själ, arbete, kärlek, lifwet, glädie, obeqwemligheet, skuldh* etc.
- Aktionen: transporten, visiten, inaugurationen, begrafning, bröllopp etc.
- Krankheiten und Körperteile im weiteren Sinne: *själ, hjärta, lijk, feber, krop, tunga, huffvudhvärk, barnsängh* etc.

Selbstverständlich fällt die Zuweisung der Begriffe zu bestimmten Kategorien nicht immer leicht. Vor allem die Begriffsfelder „Religion“ und „Abstrakta“ überschneiden sich stark. Entscheidend war hier jeweils der engere semantische Kontext.

Nach Abzug dieser Kategorien dürften die meisten „restlichen“ Substantive aus Konkreta, Daten und Personennamen bestehen. Da Daten und Personennamen vorgängig aus den Wortlisten ausgesondert wurden, wird dieser Restbestand nicht weiter untersucht.

2.5.4 Berechnungen Wortschatz

Zur Beschreibung des Wortschatzes wurden viele Formeln vorgeschlagen, die seine Grösse, Variation, Konzentration und Dispersion zu erfassen versuchen. Diese Formeln sind meist eher kompliziert, u.a. weil sie unabhängig von der Samplegrösse aussagekräftig sein sollten.¹¹² Einige von ihnen verlangen umfangreiche Vorberechnungen, die für durchschnittliche Texte der jeweiligen Sprache vorgängig zu leisten wären, z.B. zu effektiven und erwartbaren Wortfrequenzen oder zum prozentualen Anteil sinntragender Wörter (im Gegensatz zu Formwörtern). Diese Formeln dienen hauptsächlich dazu, die Ungenauigkeiten aufzufangen, die aus der Verwendung unterschiedlich langer Samples entstehen.

Guirauds Formeln zum „Reichtum“ und zur „Konzentration“ des Wortschatzes zählen zu den bekanntesten Arbeiten der Linguostilistik.¹¹³ Tests zeigen, dass es sich dabei lediglich um Annäherungen handelt, die weder auf alle Sprachen noch auf alle Textsorten übertragbar sind. Problematisch ist auch, dass Guiraud vorgängig eine aus linguistischer Sicht willkürliche und anfechtbare Häftung der Wortarten in „bedeutungstragen-

112 Die wichtigsten älteren Beiträge stammen von den z.T. bereits genannten Yule, Herdan, Zipf, Guiraud, Muller und Ellegård. Die empirisch erarbeiteten Formeln haben sich als einzelsprachbezogen erwiesen und/oder bauen z.T. auf ungesicherten Voraussetzungen (z.B. wenn sie – wie Guiraud – das Lexikon in bedeutungstragende und reine Formwörter aufteilen). Těšitelová 1992:76-78 bespricht diese Aspekte ausführlich. Neuere Ansätze kombinieren oft mehrere Masse, z.B. Formeln für Wortrepetition, Dispersion und Konzentration (Těšitelová 1993:80-82). Eine summarische Übersicht über Formeln zum Vokabularreichtum steht auch bei Lebart/Salem/Berry 1998:168-9.

113 Guiraud 1954.

de“ und „andere“ vornimmt und zudem das von ihm genannte Verhältnis von 1:1 nicht unkontrolliert für andere Sprachen übernommen werden kann.¹¹⁴

Ein einfaches Mass für die Berechnung der Grösse und Variation des Wortschatzes ist die Types-Tokens-Relation. Dieses Häufigkeitsverhältnis ist – in jeweils leicht modifizierter Form – üblicher Bestandteil von Wortschatzanalysen. Die *Grösse* des Wortschatzes allgemein und der weiter zu untersuchenden grammatikalischen Kategorien im besonderen wird durch Auszählen der Types (verschiedene Wörter; V) und der Tokens (laufende Wörter; N) festgestellt. Die Types-Tokens-Relation reagiert empfindlich auf variierende Samplegrösse. Grundsätzlich nimmt der Typeszuwachs bei steigender Korpusgrösse immer weniger zu, da verhältnismässig immer seltener „neue Wörter“ in den Text aufgenommen werden. Nicht alle Wortschatzsegmente verhalten sich jedoch genau gleich; gewisse weisen bei zunehmendem Textumfang immer noch leicht steigende Typesbestände auf, während andere praktisch konstant bleiben (zu den zunehmenden zählen beispielsweise Substantive, zu den konstanten die Funktionswörter).¹¹⁵ Da jedoch alle Texte der vorliegenden Untersuchung etwa gleich lang sind, ist zur Bestimmung der *Wortschatzvariation* die Berechnung des Types-Tokens-Verhältnisses völlig ausreichend.¹¹⁶ Die Variation des gesamten Wortschatzes jedes Samples wird folglich bestimmt, indem die Anzahl Types (= V) durch die Anzahl Tokens (= N) dividiert wird. Je grösser der numerische Wert ausfällt, umso mehr unterschiedliche Lexeme verwenden die Autoren. Auf die gleiche Weise wird auch die Variation der einzelnen Wortarten bestimmt.

In vielen stilistischen Arbeiten wird der sog. Adjektiv-Verb-Quotient errechnet, der zwischen verschiedenen Prosatextsorten deutliche Unterschiede zeigt.¹¹⁷ In der Germanistik ist sein Kehrwert bekannter, der sog. „Aktionsquotient“, ein umstrittenes Häufigkeitsverhältnis zwischen Verb- und Adjektivvorkommen.¹¹⁸ Hinter diesem Index steht die Hypothese, dass die Deskriptivität eines Textes durch seinen Adjektivgehalt und seine Dynamik durch das Verbvorkommen erfasst werden können. Wie Pieper betont, ist es einerseits „aus linguistischer Sicht sicherlich als fragwürdig zu bezeichnen, eine hohe Verbzahl mit der Aussage „reich an Aktion“ gleichzusetzen“. Andererseits sollte die Aussagekraft eines Quotienten nicht überbewertet werden, denn er eignet sich als „eine erste Annäherung an die Erfassung bidimensionaler Zusammenhänge, sagt dabei jedoch

114 Těšitelová 1992:76-78; auch Thavenius 1972:42 nennt in seiner Untersuchung zu den Formwörtern im Schwedischen Guirauds Vorgehen eine dermassen grobe Approximation, dass sie wertlos sei.

115 Lebart/Salem/Berry 1998:34 nennen sie „type *T* lexicometric variables“ und „type *V* lexicometric variables“.

116 Vgl. auch Westman 1974:183. Bei stärker divergierenden Samplelängen wäre die logarithmische Types-Tokens-Relation angezeigt (Nübold 1974:100); Tuldava 1998:150-55 behandelt ausführlich die Methoden, die bei Texten verschiedenen Umfangs geeignet sind.

117 Boder 1940 wies für amerikanische Dramatik, juristische Texte, Romane und wissenschaftliche Prosa nach, dass ihr AVQ unterscheidungswirksam ist (Nübold 1974:93).

118 Busemann 1925.

nichts weiter aus, als dass die eine in den Quotienten eingehende Variable im Verhältnis zur anderen als angereichert oder als spärlich vertreten angesehen werden muss oder dass eine annähernde Gleichverteilung beider Variablen besteht.“¹¹⁹ Trotz dieser grundlegenden Einwände wurde der Aktionsquotient für das vorliegende Korpus versuchsweise berechnet. Er erwies sich als ungeeignet, die Prosatexte besser zu charakterisieren, da die Resultate keine statistische Signifikanz erreichen.¹²⁰

Zwei weitere oft verfochtene Kennzahlen wurden errechnet und getestet, die Summe der Prozentanteile Substantive, Adjektive und Verben (Sumsav), der die primären Ausageträger eines Textes summiert¹²¹, und die gleiche Kennzahl erweitert um die Anzahl Pronomen (Sumsavp). Auch diese Summen lieferten aber (mit einer Ausnahme) keine signifikanten Resultate und in jedem Fall keine Informationen, welche über diejenigen der einzelnen Variablen hinausgehen. (Die Werte von Aktionsquotient, Sumsav und Sumsavp sind in der Tabelle im Anhang aufgeführt).

2.6 Syntax und Morphologie

— Die Anzahl Teilsätze (= TS)

wird nach syntaktischen Kriterien bestimmt. Entscheidend ist das Vorkommen eines finiten Verbs, einer satzwertigen Infinitivgruppe oder einer satzwertigen Partizipialgruppe.¹²² Nicht als vollwertige Teilsätze gelten Reihungen von Infinitiven.¹²³

— Die durchschnittliche Anzahl Wörter pro Teilsatz (= WperTS).

Ausgangsmaterial dafür ist der Gesamttext *vor* der Bereinigung. Die Summe laufender Wörter vor der Bereinigung wird durch die Anzahl Teilsätze (TS) dividiert.

119 Pieper 1979:69, vgl. auch Köhler/Altmann 1989:117.

120 Altmann/Grotjahn 1988:1030-32 bespricht ausführlich die Problematik der Indexbildung in der Linguistik. Oft genügen Indexe bereits folgenden minimalen Gütekriterien nicht: 1) Interpretierbarkeit, 2) Einfachheit, 3) Kenntnis des möglichen Wertbereichs, 4) Kenntnis der Stichprobenverteilung (Wahrscheinlichkeit, mit der ein Index einen bestimmten Wert annimmt), 5) Reliabilität (Reproduzierbarkeit der Messung), 6) Validität (d.h. der Index erfasst tatsächlich den beabsichtigten Aspekt). Vgl. auch Kap. 2.2.

121 Dies wird z.B. angeregt von Pieper 1979:28. Thelander 1970:33 nennt diese Summe „tätet“ (Dichte), doch auch in seinem Material erlangt sie in keiner einzigen Fragestellung statistische Signifikanz.

122 Vgl. Duden Grammatik § 1085. Selbstverständlich sind auch andere Analysen denkbar. Admoni 1967:170 beispielsweise rechnet Infinitiv- und Partizipialgruppe nicht zu den „Abarten des Nebensatzes“, sondern zu den Erweiterungen des „Elementarsatzes“. Diese Einstufung bewirkt „nur“ eine Verlängerung der Teilsätze und verzichtet ganz auf die Abbildung der zugrundeliegenden hypotaktischen Verhältnisse. Indem diese Konstruktionen im vorliegenden Korpus als Teilsätze zählen, wird zumindest ansatzweise die Komplexität der Satzgebilde nachvollziehbar.

123 Z.B. Oxenstiernas „...och så länge jag min tunga röra kan / erkänna, bekiänna och prijsa Gudz barmhertiga...“ zählt als zwei Teilsätze.

Einige Texte enthalten kurze, formelhafte Kommentare ohne finite Verben. Diese wurden gestrichen und ihre Gesamtwortanzahl von LexTo abgezogen, bevor die Teilsatzlänge ermittelt wurde (Bsp.: „I Jesu Nampen Ammen“, „Gudh mädh honnåm“ (Yx-kull); „stor hetha“, „stor tårka“ (Rosenhane)).

— Die durchschnittliche Wortlänge (WL)

des gesamten LexTo wird berechnet; dies gilt als ein Mass der Komplexität. In der weitergehenden Interpretation wird abzuklären sein, ob festgestellte Unterschiede lediglich auf den orthographischen Gepflogenheiten der Autoren oder tatsächlich auf anderer Wortwahl beruhen.

— Die Anzahl langer Schreibungen

Die Texte werden auf ihre orthographischen Gestaltung hin untersucht. Registriert wird das Vorkommen von *th/dh/gh* (initial und medial), *ffu/ffw* und *dh/gh* (final). Ebenfalls beobachtet und gezählt werden ungewöhnliche Doppelschreibungen zur Kennzeichnung langer Vokale und Konsonanten (detailliertere Angaben in Kap. 3.1.3.1). Diese Schreibungen zusammengekommen ergeben die *Anzahl langer Schreibungen* und folglich deren prozentualen Anteil an LexTo.

— Wortlänge bereinigt (WLdef)

Indem von der Gesamtzeichenanzahl von LexTo die Anzahl langer Schreibungen abgezogen wird, kann die bereinigte Wortlänge bestimmt werden. Sie wird von den individuellen orthographischen Gewohnheiten nicht tangiert und ermöglicht den direkten Vergleich des verwendeten Vokabulars.

— Die Anzahl der Wörter mit mehr als sechs Buchstaben (W>6)

ist notwendig zur Berechnung des nächsten Parameters (Index). Dafür wird der prozentuale Anteil W>6 an LexTo bestimmt.

— Der ‘Index’

entsteht aus der Addition von WperTs und W>6 und fließt als einzige zusammengesetzte Kennzahl in die statistische Analyse ein. Die Resultate bieten Diskussionsstoff zum Erkenntniswert solcher zusammengesetzter Kennzahlen (s. Kap. 3.1.3.2).

Der hier so genannte *Index* baut auf dem in der schwedischen Stilistik entwickelten LIX („läsbarhetsindex“) auf. Der LIX gilt als Indikator der Lesbarkeit eines Textes und besticht durch seine einfache Berechnung. Platzack 1979 zeichnet die Entstehungsgeschichte des an schwedischen Texten entwickelten LIX (und vergleichbarer Lesbarkeitsindikatoren) nach und enthält die detaillierten Regeln, die Björnsson 1968 formuliert hat. In der vorliegenden Untersuchung wird jedoch von den Regeln des LIX so stark abgewichen, dass eine Umbenennung der Kennzahl ratsam ist, um Missverständnissen vorzubeugen. Zum ersten sollte der LIX korrekterweise an Samples von mindestens 200 Sätzen berechnet werden; diese Bedingung kann hier bereits nicht erfüllt werden. Björnssons graphische Satzdefinition, derzufolge der Satzbeginn lediglich

durch ein Satzzeichen in Verbindung mit einem grossen Buchstaben erkennbar ist, eignet sich ohnehin nicht für die vorliegenden Texte. Damit wird eher die individuelle Interpunktionshandhabung erfasst, und zudem ist in älteren Texten der Satzzeichengebrauch und somit die Länge des graphischen Satzes noch weniger normiert als heute.¹²⁴ Die individuelle Satzzeichenhandhabung der Autoren bewirkt, dass syntaktisch durchaus vergleichbare Texte aufgrund der höchst unterschiedlichen graphischen Satzlängen im LIX weit auseinanderklaffen. Hier wird deshalb mit der objektiv gegebenen Durchschnittslänge der *syntaktisch bestimmten Teilsätze* gerechnet. Dies vermeidet verzerrte Werte, verunmöglicht jedoch den direkten Vergleich mit LIX-Werten aus anderen Untersuchungen.

Auch der Grenzwert von 6 Buchstaben wurde, basierend auf der Wortlängenverteilung *moderner* Texte, empirisch festgelegt. Für die Texte des vorliegenden Korpus ist er nicht vergleichbar aussagekräftig, da die Orthographie der Untersuchungsperiode wesentlich komplizierter war. Einerseits war sie nicht in gleichem Masse verbindlich geregelt wie in späterer Zeit; der individuelle Spielraum war gross und die Schreibenden inkonsequent. Andererseits wurden viele frequente Wörter in längerer Form geschrieben als heute, u.a. bedingt durch die damals übliche Schreibung von *th*, *dh*, *gh* und *fv* für modern *t*, *d*, *g* und *f*.¹²⁵ Dies ist – neben der unterschiedlich erfolgten Satzdefinition – der Hauptgrund, weshalb die Index-Werte des Korpus nicht mit den bekannten LIX-Werten moderner Texte verglichen werden dürfen.¹²⁶

124 Nübold 1974:28 verweist auf frühere Studien zu dieser Frage und fasst zusammen: „Die meistens praktizierte rein formale Zählung der Wörter zwischen zwei Punkten gibt in erster Linie Auskunft über die Interpunktionsgewohnheiten des betreffenden Autors. Die Definition des Satzes als Ausdruck ein vollständigen Gedankens lässt keine rein formalen Längenmessungen zu und macht deshalb – vor allem bei frühen Autoren – eine Neueinteilung der Sätze nötig.“ Ein sehr umfangreiches historisches Korpus bearbeitet Admoni 1967. Er beleuchtet in seinem über 50seitigen Artikel die veränderliche Satzlänge in deutschen Texten des 14. bis 18. Jhs. und bestimmt in der Folge die Länge seiner Samples ebenfalls mit einer unverfänglicheren Masseinheit, der Anzahl Druckzeichen. Nochmals ein anderes, stark nivellierendes Vorgehen wählt Thelander (1970:29-30), indem er die Anzahl laufender Wörter einfach durch die Anzahl Prädikate (in Kombination mit einem Subjekt) dividiert – doch mit diesem häufig verwendeten Quotienten werden Informationen über die unvollständigen Teilsätze „verwischt“, weil sie mit den vollständigen zusammengeführt werden. Auch Thelander revidiert aber Björnssons graphische Satzdefinition und lässt zusätzlich das Semikolon als Satzgrenze zu, mit deutlich besserem Resultat für seinen diachron angelegten Vergleich (S. 28). Für eine ausführliche Diskussion der graphischen und syntaktischen Satzdefinitionen siehe Westman 1974:40-59.

125 S. Kap. 3.1.3.1.

126 Vallhoff 1971 vergleicht Björnssons Lix mit einem syntaktischen Schwierigkeitsmass von Grahn, auf das hier nicht eingegangen werden kann. Der LIX falle immer höher aus als die subjektive Einschätzung von Versuchspersonen. Vallhof führt dies auf die Satzlänge zurück, schliesst sich Westmans Kritik (1969) an der graphischen Satzdefinition an und kommt zum Schluss, dass sich die durchschnittliche Anzahl langer Wörter pro Satz allein genommen als Komplexitätskennzahl genau so gut eigne wie der LIX. Doch auch die langen Formen könnten verzerrend wirken, wie Thelander in

— **Die absolute und prozentuale Anzahl der Hauptsätze (HS/TS)**
wird ebenso festgestellt wie

— **die absolute und prozentuale Anzahl der Nebensätze (NS/TS).**

Entscheidendes Kriterium für die Bestimmung der Nebensätze ist die Stellung des (potentiellen) Satzadverbos *vor* dem finiten Verb. Grundlage sind wiederum die satzwertigen Teilsätze, d.h. auch Partizipial- und Infinitivgruppen können als Nebensätze gelten.

Mit der Ermittlung der Anzahl NS wird zwar keine direkte Aussage über die Satzstruktur möglich; ob die Nebensatzfolgen verschachtelt oder konsekutiv sind, ist dem Wert nicht abzulesen. Als Indikator der syntaktischen Komplexität eignet sich der Wert trotzdem, da er die Häufigkeit hypotaktischer Satzgefüge abbildet. In einem Testlauf erwies sich dieses Vorgehen nicht als nachteilig.¹²⁷

— **Die unvollständigen Teilsätze (US)**

werden ebenfalls absolut und prozentual errechnet. In der Regel handelt es sich dabei um Ersparungen des finiten Verbs (satzwertige Adjektiv- und Partizipgruppen sind hier ausgenommen). In den weitaus meisten Fällen werden nicht Vollverben, sondern Hilfsverben ausgelassen.¹²⁸ Daraus kann einerseits auf stilistische Vorlieben geschlossen

seiner Besprechung verschiedener Lesbarkeitsindexe ausführt, z.B. wenn Texte viele Zahlen und Verbformen im Imperfekt enthalten (Bsp. *älskar*: 6 Buchstaben; *älskade*: > 6). Eine Kontrolle an grossen Korpora konnte aber keine statistisch signifikante Auswirkung des vorherrschenden Tempus auf den LIX nachweisen (Thelander 1970:13-18).

- 127 Cassirer 1970b:128 ff. betont zwar in seinem Vergleich zwischen Texten von Hjalmar Söderberg und Selma Lagerlöf, dass deren fast gleiche Anzahl Nebensätze höchst unterschiedlich angeordnet sind und somit die Anzahl Nebensätze, für sich allein genommen, keine stilistische Aussage zulasse. Die vorliegenden Samples jedoch enthalten aufgrund ihrer Kürze zu wenige NS höher als ersten Grades, um damit quantitativ operieren zu können.

Ein Test in vier der sechzehn Texte deutet ausserdem darauf hin, dass die Anzahl Nebensätze höheren Grades mit dem Nebensatzbestand relativ linear zusammenhängt: Bei Maria Agriconia ist 1 von total 7 NS mehr als 1. Grades, bei Gyllenius 3 von 21 NS, bei Stenquist 4 von 26 NS und bei Franc 9 von 48 NS, d.h. etwa 1/6 bis 1/7 aller NS sind bei allen vier Autoren betroffen. Da eine Feinauswertung der Nebensatztiefen die Einordnung der vier getesteten Texte kaum verändern würde, wird im Gesamtkorpus darauf verzichtet – zumal die wesentlich einfacher zu bestimmende *Prozentanzahl aller NS* eine grobe Kategorisierung der Hypotaxe bereits ermöglicht (Maria Agriconia 13 %, Gyllenius 16 %, Stenquist 36 %, Franc 60%).

- 128 Admoni 1967:190ff. beobachtet in der deutschen Literatur des 17. Jhs. einen beträchtlichen Anstieg der Nebensätze ohne finites Verb, was der Festigung der Bezüge innerhalb der immer länger werdenden Satzgefüge diene, indem es die Zerbröckelung des Satzgefüges verhüte. Bereits für das 18. Jh. stellt er jedoch eine Trendwende fest. In unserem schwedischen Untersuchungsmaterial sind keine periodenabhängigen Unterschiede auszumachen.

werden („gewählte“ Sprache oder im Gegenteil „Notizenstil“), andererseits einige wenige Male auch auf sprachliche Unbeholfenheit.

Appositionen wurden zum sie regierenden Teilsatz gerechnet und zählen nicht als unvollständige Teilsätze.

— Subjektwiedergabe

Folgende Subjekt Konstruktionen kommen in den Textauszügen vor. Die Häufigkeit ihres Auftretens wurde ausgezählt und ihr prozentuales Verhältnis untereinander errechnet.

- Subjektangabe mittels Namen oder Nomen (Substantivgruppen) (= NOSU),
- Subjektangabe mittels Pronomen (= PROSU),
- Subjekttilgungen im hypotaktischen Gefüge (= SUTI); darunter werden v.a. grammatikalisch korrekte Auslassungen in Anschlusssätzen sowie alle Infinitivkonstruktionen verstanden,
- Subjekttilgungen anderer Art (= ANTI), zur Hauptsache textsortenstilistische Besonderheiten wie subjektlose Tagebucheinträge (kommo under patrasso) und vermutliche Flüchtigkeitsfehler.

2.7 Extralinguistische¹²⁹ Merkmale

— Geschlecht, Texttyp, soziale Schicht und Periode

Die 16 Texte wurden in vier verschiedenen Gruppierungen arrangiert und hinsichtlich der Sprachmerkmale untersucht: nach Geschlecht, Texttyp, sozialer Schicht und Entstehungsperiode. Mit diesen extralinguistischen Variablen werden zwei demographische, ein diachronischer und ein textfunktionaler Aspekt auf einer binären bzw. nominalen Skala operationalisiert.

Die Geschlechtsbestimmung der Autoren ist vorgegeben und bietet keine Probleme (richtig überlieferte Autorenangaben vorausgesetzt...). Die Periodeneinteilung macht einen Schnitt um 1680 – einerseits ist dies die Halbzeit der untersuchten Zeitspanne, andererseits sind zu diesem Zeitpunkt wichtige stilistische und orthographische Änderungen in der schwedischen Schriftsprache nachweisbar vollzogen.¹³⁰ Somit ergeben sich für beide Geschlechter je eine Gruppe mit drei Texten, die zwischen 1650 und

129 Die oft fragwürdige Aufteilung sprachlichen Verhaltens in intra- und extralinguistische Aspekte versteht als extralinguistisch „nichtsprachliche Aspekte der Kommunikation wie Gestik [...], nonverbale phonetische Laute sowie soziokulturelle Fakten“ (Bussmann 1990:353). Hier werden auch textuelle Faktoren dazugezählt.

130 Die *orthographischen* Neuerungen werden in Kapitel 3.1.3.1 ausführlich dargelegt. Olsson 2002 weist an einer 500 Samples umfassenden Untersuchung verschiedener Dichtungsgattungen der sechzehn prominentesten Autoren von 1600-1740 eine so deutliche Häufung *stilistischer* Neuerungen um 1670/80 auf, dass er sie als Epochenwechsel – von der Renaissance zum Barock deuten – möchte. Einen weiteren Wechsel vom Spätbarock zum Klassizismus identifiziert er um 1730/40 (s. besonders Olsson 2002:110).

1680 verfasst wurden, und eine mit fünf Texten, die zwischen 1680 und 1710 entstanden. Die späten Texte dominieren damit das Korpus im Verhältnis 10:6.

Die typologische Feineinteilung der Texte ist wesentlich problematischer. Die Auszüge wurden preliminär nach einem groben Raster in eher tagebuchartige (protokollartige) und eher erzählende Texte kategorisiert. Entscheidend ist dabei nicht das Vorhandensein von Datumsangaben o.ä., sondern die Länge, Ausführlichkeit und Formulierungsweise der Einträge. Hybride, beide Charakteristiken enthaltende Auszüge wurden nach den in der Frequenz dominierenden Merkmalen eingeordnet. Dies ergab zehn Texte eher erzählenden Typs und sechs typisch tagebuch- bzw. protokollartige.

Das Textkorpus wurde auch hinsichtlich der sozialen Herkunft der Autoren bzw. ihres Standes kategorisiert. Es zeigte sich, dass nur (Hoch-)Adlige und Personen aus dem geistlichen Stand bzw. deren Angehörige (Nachkommen) vertreten waren. Ein Zweifelsfall ist Anna Åkerhielm: Zum Zeitpunkt des Schreibens ist sie Gesellschaftsdame im Hochadel und später wurde sie geadelt (als erste schwedische Frau übrigens für eigene Verdienste), doch sie ist die Schwester der wesentlich jüngeren Pfarrerstochter Maria Agriconia und hat in ihrer Jugend etwa die gleiche Ausbildung wie diese erhalten. Beide werden hier deshalb als Vertreterinnen des geistlichen Umfelds gezählt. Da Adlige in der Regel nicht Geistliche wurden, entstehen bei den Männern diesbezüglich keine Überschneidungen.

Wie die Tabelle unten zeigt, sind die Merkmale Texttyp und soziale Schicht bei je fünf Männern und Frauen exakt gleich verteilt.¹³¹ Die verbleibenden drei Autorinnen weisen die Kombination erzählend–Adel auf, zwei der Männer hingegen erzählend–geistlich. Nicht ganz befriedigend ist lediglich, dass die Frauen das Merkmal geistlich nur zweimal und nur in Kombination mit protokollartig aufweisen.

Bei beiden Geschlechtern sind die Texttypen und Perioden gleichmässig verteilt: Es fällt je eine „Erzählung“ auf die erste Periode und vier weitere auf die zweite. Damit dominieren in der zweiten Periode die erzählenden Texte eindeutig, d.h. es bestehen gewisse Überschneidungen zwischen diesen beiden Kategorien, die bei der Interpretation der Resultate bedacht werden müssen. Von den insgesamt zehn späten Texten sind acht erzählenden Typs; bei den sechs frühen Texten überwiegen die protokollartigen.

Zwischen den sozialen Schichten besteht in der ersten Periode ein Gleichgewicht; je drei Texte sind „geistlich“, je drei „adelig“. In der zweiten Zeitspanne sind hingegen acht von zehn Texten der Adelsschicht zuzurechnen, so dass auch hier mit parallelen Tendenzen gerechnet werden muss.

Unbestreitbar erfassen diese vier dichotomen Skalen die dahinterliegende sprachliche, soziale und historische Wirklichkeit etwas schablonenhaft. Eine feinere Einteilung auf kontinuierlichen Skalen würde jedoch die Korpora in mehrere Untergruppen aufsplitten, die für eine statistische Auswertung zu klein würden. Die Verwendung einer Nominalskala ermöglicht eindeutige Formulierungen zum Preis einer leichten Simplifikation – und sie vermeidet neue definitorische Probleme: Welche Messwerte könnten exakt angeben, wie stark erzählend ein Text oder wie gross der Einfluss des adeligen

131 Die „Paare“ sind A. Horn – H. Horn; Yxkull – Rosenhane; Agriconia – Bolinus; Euphrosyna – Franc; Berendes – Cederhielm.

Umfeldes auf Anna Åkerhielms Text ist? Die Einteilung in Texttyp und Schicht beruht auf teils intuitiv erfassten Kriterien, was sie zu Kategorien eher qualitativer Art macht; die hohe Korrelation mit quantitativ erhobenen Beobachtungen wird aber im Folgenden zeigen, dass dieses Vorgehen nicht nur unvermeidbar, sondern auch berechtigt ist.

Autoren	Geschlecht		Texttyp		Soziale Schicht		Periode	
	Frau	Mann	protokollartig	erzählend	Adel	geistlich	1650-1680	1680-1710
Agneta Horn	X			X	X		X	
Beata Yxkull	X		X		X		X	
Maria Agriconia	X		X			X	X	
Mar. Euphrosyna	X			X	X			X
Anna Åkerhielm	X		X			X		X
Märta Berendes	X			X	X			X
Chr. Oxenstierna	X			X	X			X
Maria Stenquist	X			X	X			X
Total Frauen			3	5	6	2	3	5
Joh. Rosenhane		X	X		X		X	
Petrus Gyllenius		X		X		X	X	
Andreas Bolinus		X	X			X	X	
Olaus Bodinus		X		X		X		X
Henr. H:son Horn		X		X	X			X
Erik Dahlberg		X	X		X			X
Jos. Cederhielm		X		X	X			X
Zachris Franc		X		X	X			X
Total Männer	8	8	3	5	5	3	3	5
Total			6	10	11	5	6	10

3. Quantitative und statistische Auswertungen

Die quantitativ erhobenen Daten werden vierfach dem statistischen Verfahren der logistischen Regression unterzogen. Dazu wird das Korpus nach vier verschiedenen Aspekten gruppiert: nach Geschlechtszugehörigkeit der Verfasser, nach dem genauer definierten Texttyp, nach der sozialen Schicht der Verfasser und nach der Entstehungszeit in Periode I (1650-80) oder II (1680-1710). Jedes Sprachmerkmal wird daraufhin überprüft, ob es in Abhängigkeit eines der vier Aspekte signifikant häufig auftritt. Auf diese Weise kann festgestellt werden, welcher Aspekt ein bestimmtes sprachliches Merkmal am stärksten beeinflusst.¹³²

Mit Grafiken (Boxplots) werden alle aus statistischer Sicht signifikanten und somit unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale dargestellt und ausführlich besprochen – dies trifft auf 37 der insg. 42 erhobenen „Messwerte“ zu. Die Grafiken verdeutlichen optisch, wie sich die nach Geschlecht, Texttyp und Schicht zusammengestellten Textgruppen hinsichtlich der isolierten Sprachmerkmale verhalten. Eine Stärke von Boxplots ist, dass sie die auftretende Streuung der Werte optisch darstellen. Die Berechnung und Darstellung von Durchschnittswerten ohne Streuung wäre sinnlos, da sie genau die gesuchten Unterschiede nivelliert.¹³³

Zur Straffung der Darstellung werden einzig die periodenempfindlichen Sprachmerkmale nicht graphisch erläutert, sondern nur in den Übersichtslisten am Ende des Kapitels aufgeführt. Die eigentlichen Zahlenwerte werden im Kommentar nur selten genannt, sind aber vollständig den Listen am Kapitelende und im Anhang zu entnehmen.

3.1 Lexik

3.1.1 Wortartenverteilung

Die Prozentanteile der Substantiv- und Adjektiv-Tokens gemessen am Wortschatzumfang der jeweiligen Texte (LexTo) werden dargestellt. Als einführende Lesebeispiele, auf die alle folgenden Interpretationen aufbauen, dienen die Grafiken dieser ersten zwei Sprachmerkmale. In diesen zwei Fällen wird zum Vergleich auch die Grafik einer nichtsignifikanten Häufigkeit gezeigt – im Folgenden werden nur noch die signifikan-

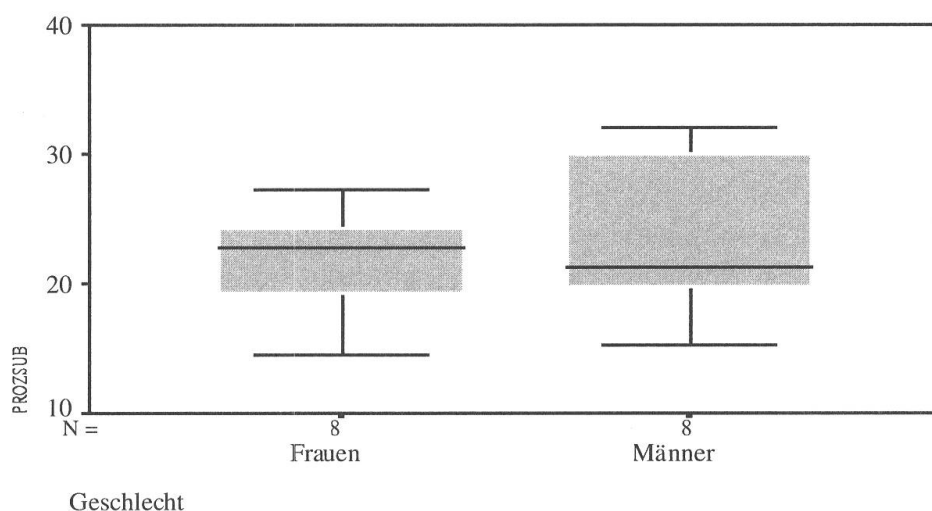
132 Terminologisch korrekter wäre es, die „Aspekte“ Geschlecht, Periode, Texttyp und Klasse als *Regressanden* bzw. *abhängige, endogene, erklärte* oder *Zielvariablen* zu bezeichnen, während die untersuchten Sprachmerkmale *Regressoren* bzw. *unabhängige, exogene, erklärende Variablen* oder *Einflussfaktor* genannt werden sollten (vgl. Schlobinski 1996:115). Zugunsten einer besseren Lesbarkeit für statistisch Uninteressierte verzichte ich auf die fachsprachlichen Begriffe.

133 Vgl. Pieper 1979:49-55 zur Charakterisierung von Textgruppen auf der Basis von Durchschnittswerten.

ten als Grafik umgesetzt. Einige wenige Male werden allerdings auch nichtsignifikante Merkmale besprochen, wenn sie zur adäquaten Bewertung etwas beitragen können.¹³⁴

Da der heuristische Wert von Grafiken in der optischen Umsetzung komplexer Sachverhalte liegt, erlaube ich mir einige Male die Verwendung trivialisierender optisch-visueller Bezeichnungen wie *hoch*, *langgezogen*, *kurz* etc.

Prozentanteil Substantive



Erstes Lesebeispiel (Verteilung *nicht* signifikant):

Die Grafik zeigt den prozentualen Anteil Substantive (Prozsub) an allen berücksichtigten Tokens der Texte (LexTo). Das Korpus wird nach dem Kriterium Geschlecht geordnet (siehe Legende der x-Achse). Dabei werden die Werte der Frauen und die der Männer separat dargestellt. Die Frauentexte in der linken Box weisen Werte zwischen ca. 14% und 27 % auf, die Männertexte in der rechten Box solche zwischen ca. 15 % und 32 %. Aus Gründen der Übersichtlichkeit sind die exakten Messwerte in den Boxplots nicht angegeben; sie können der Tabelle im Anhang entnommen werden.

Die Boxen gliedern sich in vier Quartile, die jeweils 25 % der Texte umfassen (d.h. jeweils zwei); die zwei mittleren, dunkel eingefärbten Quartile werden durch den Median aufgeteilt. Diese Linie zeigt an, dass sich je 50 % aller Texte oberhalb bzw. unterhalb dieses Wertes befinden. Bei Bedarf werden in der Besprechung die Quartile von unten nach oben nummeriert.

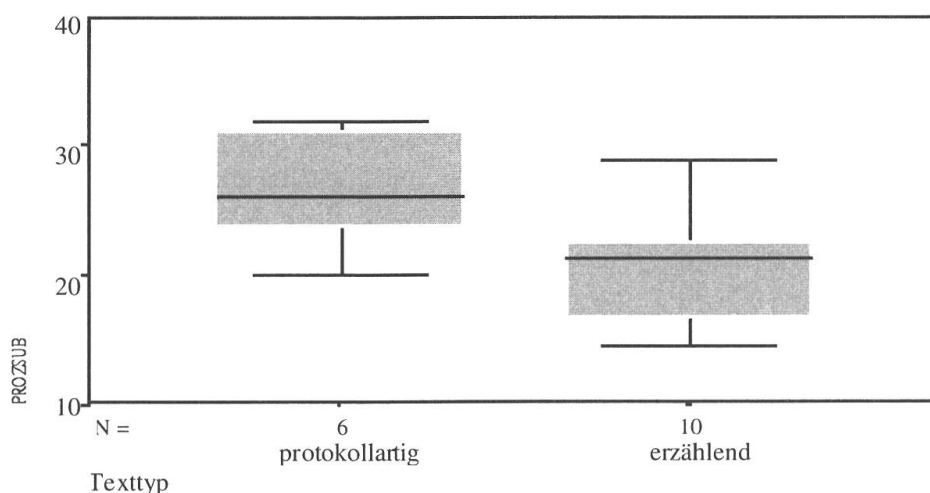
Ein Vergleich der Mediane zeigt, dass 50 % der Frauen einen leicht höheren Substantivanteil aufweisen als die Hälfte der Männer. Die zwei unteren Quartile der Frauen sind zusammengenommen deutlich länger, d.h. die Frauentexte der unteren Hälfte sind unter sich heterogener als die Männertexte. Umgekehrt erhebt sich bei den Männern das

134 Vgl. auch Tottie 1991:142: „[...] such a survey will only convey a barren and schematic representation of the many-faceted linguistic reality underlying the tables and statistical analyses [...]. I have therefore opted to give a fairly exhaustive presentation of some factors which appeared to offer promise in the search for triggers of either type of negation, even when the subsequent variable rule analysis did not show that they had decisive importance“.

oberste und ein Teil des dritten Quartils merkbar über das Niveau der vergleichbaren Frauenquartile, d.h. diese Männertexte weisen mehr Substantive und vor allem eine markant höhere Streuung der Werte auf.

Als Ganzes betrachtet, ist diese Grafik jedoch nicht sonderlich aufschlussreich. Die Boxplots überschneiden sich, und die Mediane liegen nahe beieinander. Die logistische Regression bestätigt diesen Eindruck, denn sie ergibt, dass sich die Frauen- und Männertexte hinsichtlich des Prozentanteils Substantive *nicht signifikant unterscheiden* (P-Wert 0,4676).

Als Vergleich dazu das gleiche Sprachmerkmal in signifikanter Verteilung, wie sie die Aufteilung des Korpus nach Texttyp zeitigt (P-Wert 0,0117):



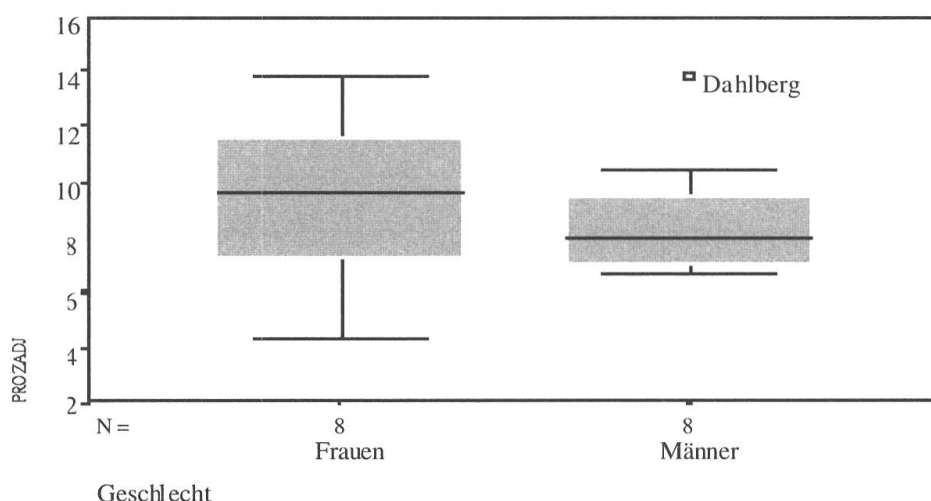
Die Mediane liegen auf deutlich unterschiedlichem Niveau und die Höhengausdehnung der beiden Säulen überschneidet sich weniger als in der oberen Grafik. Es sind somit die tagebuch- bzw. protokollartigen Texte des Korpus, welche sich von den eher erzählenden Texten darin unterscheiden, dass sie einen deutlich höheren Substantivanteil aufweisen. Der Substantivanteil ist damit im vorliegenden Korpus kein geschlechtsspezifisches bestimmtes, sondern ein vom Texttyp bedingtes Sprachmerkmal.

Hierzu werfen wir, als Beispiel weitergehender Interpretationen, einen kritischen Blick in die Sekundärliteratur: Allgemein wird vertreten, dass Substantive die Inhaltsdichte eines Texts erhöhen. Der Einwand, es müsste zwischen „banalen“ Sachbezeichnungen und semantisch vielschichtigeren Lexemen unterschieden werden (z.B. Abstrakta), bevor Texte mit hohem Substantivvorkommen als „dicht“ eingeordnet würden¹³⁵, erweist sich im unserem Korpus einmal mehr als gerechtfertigt. Obwohl die protokollartigen Texte mehr Substantive aufweisen, ist es doch fraglich, ob sie „inhaltsdichter“ sind: Die Untersuchung der Themen wird noch zeigen, dass die Protokolle sogar tendenziell weniger Abstrakta enthalten; ihre Substantive bestehen m.a.W. zu einem grösseren Teil aus sachbezeichnenden Nomen und Namen als in der Vergleichsgruppe. Ihr Substantivvorkommen muss also in eine andere Richtung gedeutet werden, z.B. als Ausdruck des gewünschten Grades an Explizitheit.

135 Vgl. auch Pitkänen-Koli 1986:18-19.

Laut Somers¹³⁶ weist ein hoher Substantivanteil grundsätzlich auf gute Ausbildung und Ausdrucksfähigkeit hin, d.h. dieses Sprachmerkmal wird bei ihm und auch sonst in der Sekundärliteratur in erster Linie als individualstilistisches rezipiert. In unserem Material zeigt sich hingegen klar, dass die Vorbildfunktion der Textsorte sich stärker auswirkt, denn weder beim Geschlecht noch bei der sozialen Klasse sind Regularitäten erkennbar, obwohl diese beiden Korpusgruppierungen am ehesten einen Rückschluss auf individualstilistische Eigenarten erlauben würden. Die Aussagekraft der Parameter wird in der Sekundärliteratur oft generisch (und meist als autorabhängig) festgehalten, doch auf der Basis von eingleisigen Untersuchungsanordnungen, die gar nicht daraufhin ausgerichtet sind, andere Erklärungsmöglichkeiten zu überprüfen. Jedes Sprachmerkmal kann in unterschiedlichen Korpusanordnungen von jeweils anderen Faktoren abhängen. Im Fazit am Ende des Kapitels wird nochmals darauf eingegangen.

Prozentanteil Adjektive



Zweites Lesebeispiel (Verteilung *nicht* signifikant):

Der Prozentanteil Adjektive an LexTo liegt bei den Frauen durchschnittlich höher und weist eine grössere Streuung auf.

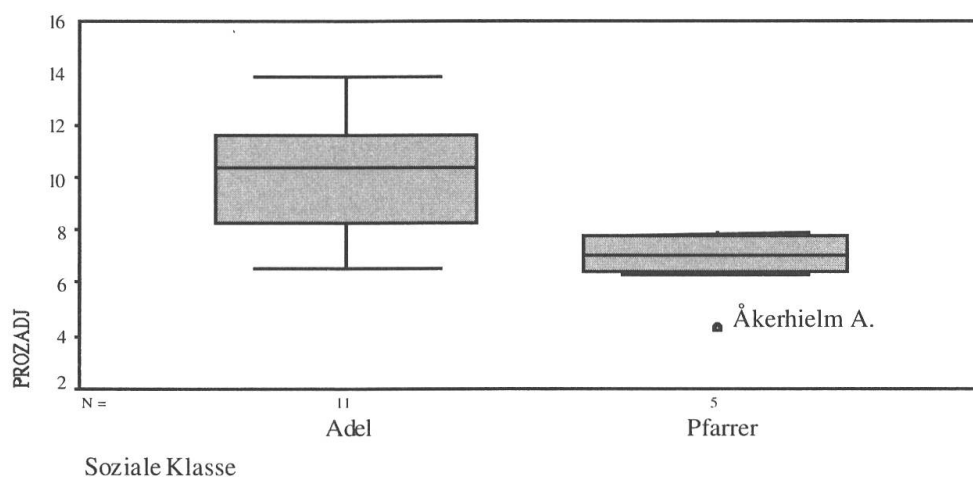
Bei den Männern steht Dahlbergs Text abgesondert von der Säule, weil er stark abweichende Messwerte aufweist. Gesondert dargestellt werden alle Texte, die weiter als 1,5 mal den Interquartil-Range von der Box entfernt sind.¹³⁷ Die Abspaltung dieser Texte ist eine darstellende Massnahme des verwendeten Statistikprogrammes. In die Berechnung der Gruppenwerte fliessen sie trotzdem mit ein. Die rechte Box umfasst somit sieben Texte, ihr Median entspricht dem Wert des mittleren (= viertplatzierten)

¹³⁶ Somers 1966, zitiert nach Lebart/Salem/Berry 1998:168.

¹³⁷ Der Interquartil-Range ist ein Streuungsmass und beruht auf dem Abstand der vier mittleren Texte (schwarze Box). In diesem Fall sind dies Gyllenius, Bolinus, Bodinus und Franc mit 7,1 / 7,8 / 7,9 / 8,5 %. Ihr Abstand beträgt also 1,4. Ausgesondert werden folglich alle Texte, die mehr als (1,5 x 1,4) von Gyllenius oder Franc entfernt sind, d.h. alle Texte unter 5 % und alle über 10,6 %. Dahlberg weist 13,8 % auf.

Textes. Der Ausreisser ist Dahlberg: Er weist mit 13.8 % gleich viele Adjektive auf wie die „höchste“ Frau (Agneta Horn), doch zwischen ihm und dem nächst „niedrigeren“ Mann (Rosenhane, 10.4 %) klafft ein Abstand, während bei den Frauen noch zwei Werte dazwischen zu finden sind (Yxkull 11.2 %, Berendes 12.1%). Würde man sich Dahlberg trotzdem in die Männersäule „hineindenken“, wäre das oberste Quartil bis zu seinem Messwert zu verlängern, alle anderen Ausmasse blieben jedoch unverändert.

Die grössere Streuung der Werte bei den Frauen zeigt, dass sie sich beim Adjektivgebrauch individueller verhalten als sieben der Männer, deren Werte nahe beieinander liegen. Es ist aber auch hier fraglich, ob aus dieser Grafik auf grundlegende Unterschiede zwischen den Texten aus Geschlechterperspektive geschlossen werden darf. Die logistische Regression beantwortet diese Frage aus statistischer Sicht negativ; dasselbe gilt auch für das Kriterium Texttyp.



Ordnet man das Textkorpus hingegen nach dem sozialen Stand der Verfasser, zeigen sich beim Adjektivanteil signifikante Unterschiede. Die Texte der Adligen weisen eine signifikant höhere Adjektivhäufigkeit auf. Im vorliegenden Korpus hängt der Adjektivgebrauch daher vermutlich nicht mit dem Texttyp oder dem Geschlecht der Verfasser zusammen, sondern mit ihrer sozialen Schicht.

Sowohl der Substantiv- als auch der Adjektivanteil sind nur für je eine Korpuszusammenstellung distinktiv: Substantiv: Texttyp – Adjektiv: Sozialer Status. Häufiger lassen die Variablen aber in zwei oder mehr Korpusgruppierungen Unterscheidungen zu, wie die nächsten Beispiele zeigen.

3.1.2 Umfang und Variation des Vokabulars

Vorgängig wurde kontrolliert, ob die effektive Gesamtlänge der Texte (LexTo; Anzahl Wörter ohne Namen und Daten) für sich genommen bereits signifikante Unterschiede erkennen lässt. Da dies nicht der Fall ist, darf anhand der Typesbestände der *Umfang* des Gesamtwortschatzes bestimmt werden. Als nächstes kann die *Variationsbreite* des

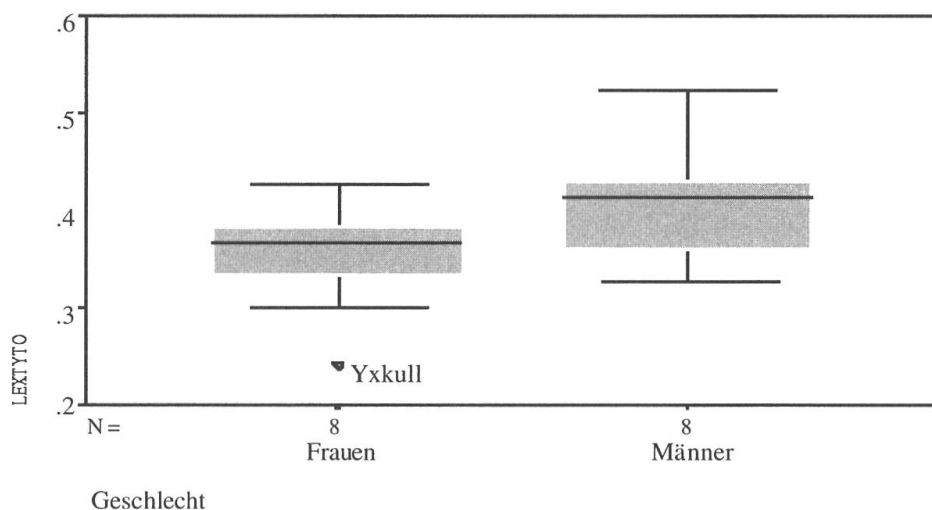
Vokabulars anhand der Types-Tokens-Relationen des Gesamtwortschatzes sowie der Substantive, Adjektive und Verben beschrieben werden.

Umfang des Gesamtwortschatzes

Zur Besprechung des Umfanges wird auf Grafiken verzichtet, da sie denen des nächsten Untersuchungspunktes stark gleichen. Die Anzahl verschiedener Wörter (LexTy) unterscheidet am deutlichsten zwischen den frühen und den späten Texten; die Wortvielfalt nimmt in der Spanne von 1680-1710 merkbar zu. Ebenfalls signifikant anders verhalten sich hier aber auch die Geschlechter: Die Frauen verwenden weniger verschiedene Lexeme als die Männer. Auch die protokollartigen Texte weisen gegenüber den erzählenden einen tendenziell kleineren Lexikonumfang auf.

Variation des Gesamtwortschatzes

Umfang und Variation hängen eng zusammen, da die den Texten zugrundeliegende Wörterbasis (LexTo) keine signifikanten Schwankungen aufweist. Wird das Verhältnis zwischen LexTo und LexTy trotzdem genau ermittelt und in die Berechnungen einbezogen, ergeben sich bei der Variation ähnliche Verteilungen wie beim Umfang:

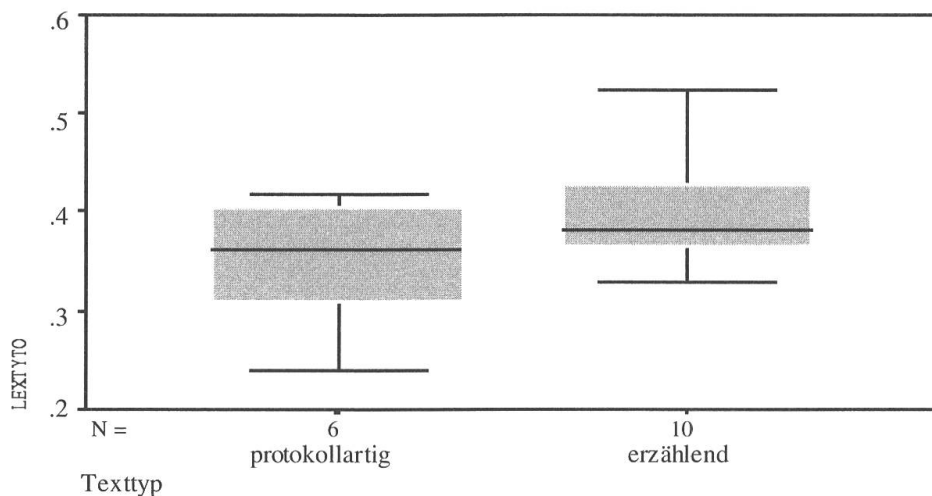


Dieses Bild zeigt deutliche Tendenzen: Die Frauen verwenden weniger zahlreiche verschiedene Lexeme – noch eindeutiger würde die Verteilung aussehen, wenn zusätzlich die Ausreisserin nach unten mitberücksichtigt würde (Yxkull). Die Frau mit dem höchsten Variationskoeffizienten wird immerhin von einem Viertel der Männer übertroffen. Die Box der Frauen zeigt zudem weniger Streuung, d.h. die Männer weisen grössere individuelle Unterschiede auf.

Dieser Wert repräsentiert das gesamte Textwortinventar, also auch Wortklassen, die nicht separat untersucht werden, wie Konjunktionen, Präpositionen, Partikeln, Artikel usw., die teilweise sprachstrukturellen Faktoren unterliegen und somit nur bedingt unseren Zwecken dienen. Die logistische Regression zeigt, dass die Verteilung tendenziell signifikant ist (P-Wert = 0.0636; wird die genaue Grösse des zugrundeliegenden Text-

ausschnittes vernachlässigt, weisen die Frauen sogar signifikant weniger verschiedene Wörter auf (wie unter „Umfang“ besprochen)).

Ebenfalls tendenziell signifikant ist die Variation des Gesamtwortschatzes jedoch auch bei der Korpusgruppierung nach Texttyp. Die folgende Grafik zeigt, dass auch die erzählenden Texte sich von den protokollartigen in diesem Punkt unterscheiden, indem sie eine höhere Lexikonvariation aufweisen. Die logistische Regression ergibt jedoch einen etwas schlechteren P-Wert als beim Kriterium Geschlecht (0.0907 statt 0.0636). D.h. die Frauen- und Mänbertexte unterscheiden sich in der Wortschatzvariation etwas stärker untereinander als die beiden Texttypen dies tun – es geht aber in beiden Fällen um lediglich tendenzielle Abweichungen.



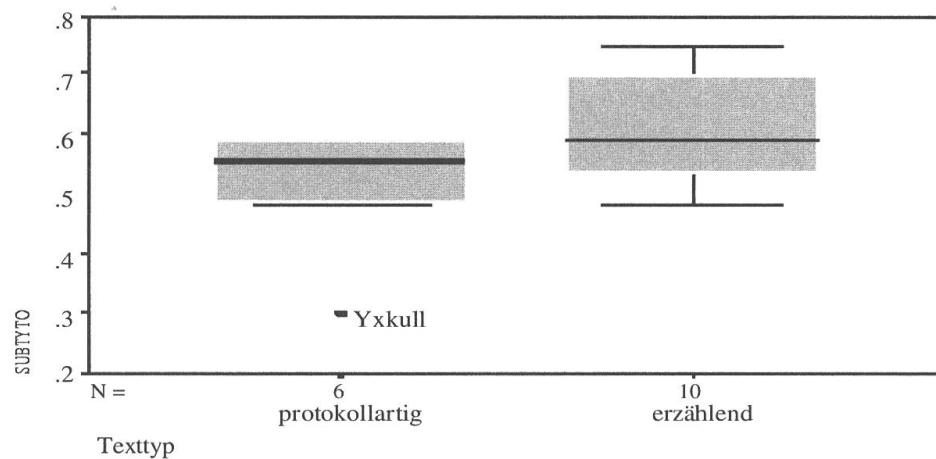
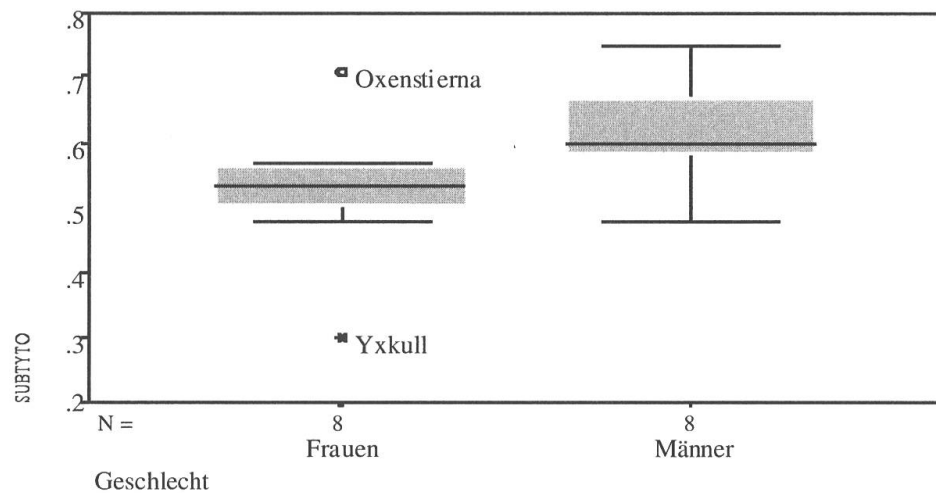
Am stärksten wirkt sich auch hier die Periode distinktiv aus (um Platz zu sparen verzichte ich an dieser Stelle auf eine Grafik, die Resultate können den Tabellen am Ende des Kapitels entnommen werden). Die Variation des Gesamtlexikons nimmt in der zweiten Periode signifikant zu.

Variation der Substantive

Die Variation der Substantive für sich betrachtet zeigt eine viel klarere Verteilung als beide Grafiken der Gesamtwortschatzvariation. Auch die Substantivvariation ist beim Kriterium Geschlecht *und* beim Texttyp unterscheidungswirksam, allerdings diesmal mit besserem P-Wert bei Texttyp (0.0540 statt 0.0629). Sie unterscheidet damit etwas deutlicher zwischen den verschiedenen Texttypen als zwischen Männer- und Frauentexten.

Aus der Frauengruppe stechen zwei Ausreisserinnen heraus (Yxkull 0.3 und Oxenstierna 0.71). Die Types-Tokens-Relation der Substantive bewegt sich bei den Frauen um durchschnittlich 0.55, bei den Männern um 0.6, d.h. die Männer weisen eine höhere Variation auf. Zwar liegen der tiefste Frauen- und Männerwert beide bei 0.48, doch 75 % der Männer liegen über sämtlichen Frauenwerten. Die bereits aus dem Prozentanteil Substantive gewonnenen Informationen zum Substantivbestand können nun

dahin gehend ergänzt werden, dass sich in seiner Grösse zwar wenig Unterschiede feststellen lassen, die Männer aber eindeutig mehr verschiedene Substantive verwenden.

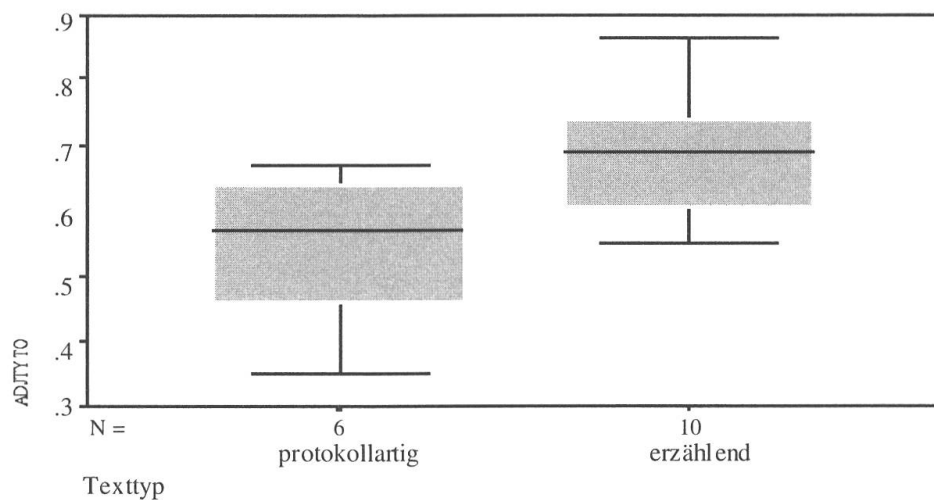


Noch deutlicher fallen die Boxplots des Kriteriums Texttyp aus. Die erzählenden Texte liegen bei der Substantivvariation deutlich höher als die tagebuchartigen.

Tendenziell ebenfalls wirksam, doch schwächer unterscheidet die Variation der Substantive zwischen den älteren und jüngeren Texten. In der Zeit von 1680 bis 1710 ist sie etwas grösser als vorher.

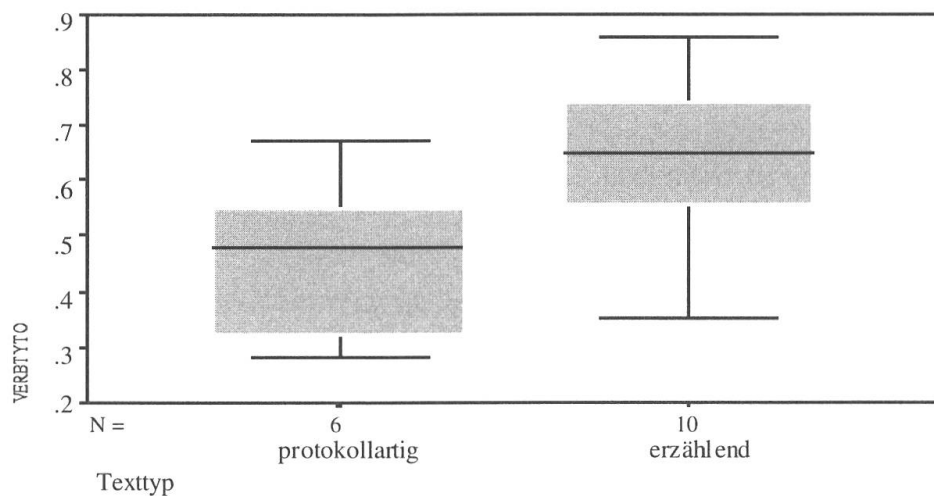
Variation der Adjektive

Bei der Adjektivvariation verhalten sich die Geschlechter nicht signifikant unterschiedlich. Sie scheint aber abhängig vom Texttyp zu sein: Die erzählenden Texte weisen eine signifikant höhere Types-Tokens-Rate der Adjektive auf. Signifikant grösser ist auch die Adjektivvariation bei den Texten der zweiten Periode.

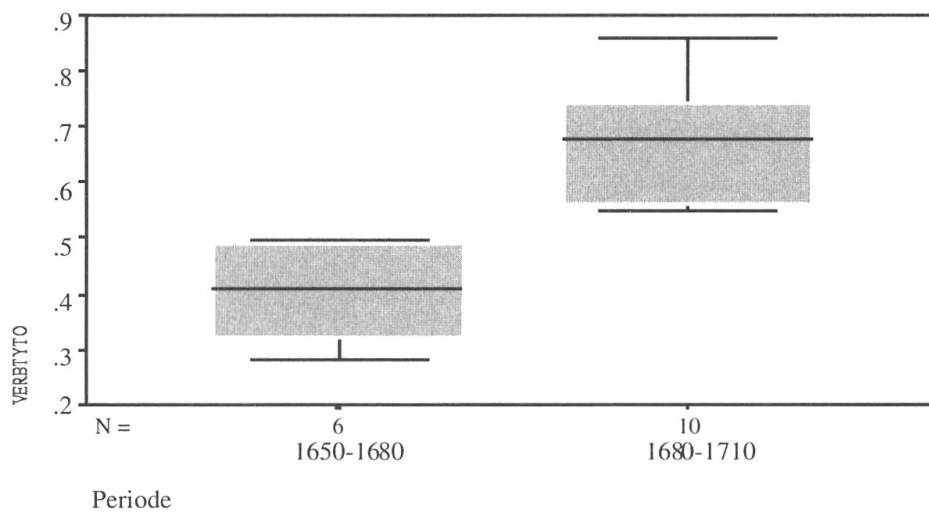


Variation der Verben

Das Verb liefert von allen Wortklassen das ungeeignetste Variationsmass zur Unterscheidung zwischen Frauen- und Männertexten. Die Verbvariation erweist sich jedoch wirksam zur Unterscheidung der Texttypen: Die erzählenden Texte haben eine signifikant höhere Verbvariation.



Eine hundertprozentige Aufteilung erlaubt die Variation der Verben zwischen den beiden Perioden: Vor 1680 erreicht die Type-Token-Relation *höchstens* 0.50, in der zweiten Periode *mindestens* 0.55. Alle Texte des Korpus können damit anhand ihrer Verbvariation mit Sicherheit der richtigen Entstehungsperiode zugeteilt werden.



3.1.3 Wortcharakteristiken

Dieser Abschnitt bespricht Variablen, die als lexikalische Komplexitätsindikatoren gelten können:

- die durchschnittliche Wortlänge von LexTo
- der Prozentanteil „langer Schreibungen“ an LexTo (mehr zu dieser orthographisch definierten Kategorie im folgenden Exkurs)
- die „bereinigte bzw. definitive Wortlänge“, d.h. die durchschnittliche Wortlänge nach dem Abzug der „langen Schreibungen“
- die Anzahl Einfachnennungen (Hapax) gemessen am Gesamtkorpus, d.h. alle Types, die im gesamten Korpus nur bei einem Autor vorkommen
- der Prozentanteil Fremdwörter gemessen am Typesbestand der einzelnen Texte
- der Prozentanteil Wörter mit mehr als 6 Buchstaben an LexTo
- der Index.

Im Vergleich mit Wortschatzberechnungen an gegenwartssprachlichen Texten enthält diese Kriterienliste mindestens zwei unübliche Punkte: den Prozentanteil langer Schreibungen und die bereinigte Wortlänge. Sie wurden nötig, weil das historische Textkorpus sehr viel heterogenere Verschriftungscharakteristiken zeigt, als die üblichen Kriterien erfassen können. An dieser Stelle muss zunächst deshalb ein längerer Exkurs über die Orthographie der Quellen folgen.

3.1.3.1 Exkurs: Orthographiereformen und Wortlänge

Die Lebensdaten der Autoren erstrecken sich über den Zeitraum von 1611 (Geburt Johan Rosenhanes) bis 1729 (Tod Josias Cederhielms). Dieser Zeitraum ist gekennzeichnet von grossen Veränderungen in der schwedischen Rechtschreibung, die von den Zeitgenossen und auch noch in der älteren Sekundärliteratur gewöhnlich als Verfall

oder Normauflösung bezeichnet wurden, bei genauem Hinsehen jedoch keineswegs unsystematisch verliefen, wie neuere Untersuchungen zeigen.¹³⁸ Die orthographischen Regeln bzw. die allgemein verwendeten Schreibmuster änderten in diesen 118 Jahren mehrfach und mündeten sowohl in Verlängerungen als auch in Verkürzungen der graphematischen Einheiten. Einige der wichtigsten orthographischen Entwicklungen brachten jedoch eine deutliche Verkürzung der Schriftwörter mit sich. Sie setzten sich in relativ genau datierbaren Schüben durch und ihre Herkunft kann oft bis zu bestimmten sozialen Gruppen oder professionellen Umfeldern zurückverfolgt werden (beispielsweise zur königlichen Kanzlei).

Etwa 1580 erfolgte ein genereller Wechsel von <th> zu <dh> sowie von <ffu/ffw> zu <fu/fw>.¹³⁹ Der Anteil *initialer* th-Schreibungen bewegte sich im Zeitraum 1541–1640 um durchschnittlich 20 % und fiel von 1640–1740 auf 4 %.¹⁴⁰ In Schriftstücken von nicht an die Kanzlei gebundenen Schreibern sind ab etwa 1640 neben diesen Übergängen auch der Wechsel von *medial* <dh/gh> zu <d/g> allgemein durchgeführt.¹⁴¹

An *finaler* Position hielten sich <dh/gh> wesentlich länger; erst ab 1670 weisen die meisten unprofessionellen Schreiber auch diese Kürzung auf.¹⁴² Die orthographischen Neuerungen vollzogen sich zuerst in säkularisierten Textsorten und gelangten erst mit grosser Verspätung in die offiziellen Bibelaufgaben.¹⁴³ Es gab allerdings in allen Punkten und zu allen Zeiten Schreiber, die an älteren Standards festhielten.

An dieser Stelle kann nicht auf die phonologischen, dialektologischen und sprachgeschichtlichen Hintergründe dieser Varianten eingegangen werden.¹⁴⁴ Sie werden hier als willkürliche Schreibvarianten aufgefasst, die weder lautliche noch etymologische Informationen transportieren.

Wie die folgende Grafik zeigt, lassen sich die zwei grossen Orthographiewechsel auch im Untersuchungsmaterial aufzeigen. Die vertikalen Balken zeigen die Lebensdaten der

138 Vgl. Santesson 1988:401ff.; Zheltukhin 1997:130 betont für das 16. Jahrhundert ebenfalls, dass die Normen zwar variieren, aber keinesfalls regellos sind.

139 Zheltukhin 1997:132.

140 Dies zeigt Wollin 1995:141 an 14 Texten aus dem älteren Neuschwedischen.

141 Santesson 1988:407.

142 Diese Meinung vertritt Santesson 1988; ihr entsprechen auch eindeutig die Beobachtungen im vorliegenden Untersuchungsmaterial (vgl. besonders auch Fussnote 154). Im frühneuschwedischen Korpus von Wollin 1995:143 ist allerdings bereits ein spürbarer Wechsel um 1640 ersichtlich; vorher liegt der durchschnittliche Prozentanteil finaler *gh*-Schreibungen bei 62.5 %, nachher bei 20 % resp. sogar bei knapp 10 %, wenn ein höchst untypischer Autor nicht berücksichtigt wird.

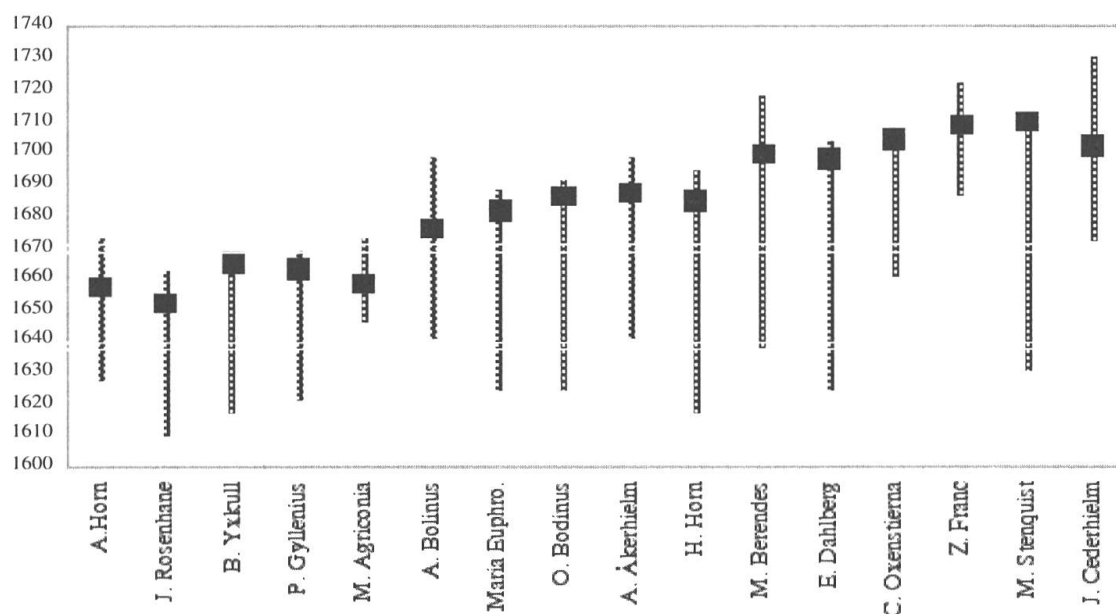
143 Santesson 1988:409-12.

144 Der Verweis auf schwedische Sprachgeschichten muss hier genügen (etwa Noreen 1903, Wessén 1965 oder Bergman 1968). Wollin 1995 enthält eine kurze Übersicht über die wichtigsten Positionen der damaligen Orthographiedebatteure sowie der moderneren Sekundärliteratur samt weiterführenden bibliographischen Angaben.

Autoren, den vermutlichen Zeitpunkt ihrer schreiberischen Ausbildung, den Entstehungszeitpunkt des Textauszugs und das Alter der Autoren bei der Niederschrift.

Es wird – aufgrund der Aussagen in den Selbstzeugnissen – davon ausgegangen, dass die Autoren mit ca. 15 Jahren über ausgereifte Schreibkenntnisse verfügten und dass ihre individuellen orthographischen Strategien im Wesentlichen beim Schrifterwerb festgelegt wurden.¹⁴⁵ An den Säulen wird der zeitliche Abstand zwischen dem Schrifterwerb und dem Verfassen der Untersuchungstexte sichtbar; er bewegt sich auf der Skala von Zeitgleichheit (M. Agriconia) bis zu über sechs Dezennien (M. Stenquist).

Im Hintergrund der Grafik zeigen die beiden horizontalen Balken die Phasen der genannten orthographischen Veränderungen an. Entscheidend für die individuellen Rechtschreibgewohnheiten ist sicherlich der Zeitpunkt der Schrifterwerbs. Daher werden als nächstes die Autoren aufgrund des Ausbildungszeitpunktes in drei Gruppen aufgeteilt und hinsichtlich ihrer orthographischen Gewohnheiten untersucht.



Registriert wird das Vorkommen von:

- <th/dh/gh> (initial und medial) /// <ffu/ffw> /// <dh/gh> (final) (in dieser Reihenfolge).

Ein x zeigt an, dass die Schreibung der eigenen Ausbildungsnorm entspricht.

Ein + zeigt an, dass die individuelle Orthographie in diesem Punkt modernisiert wurde.

Ein – zeigt an, dass die Schreibung sogar altertümlicher ist, als vom Ausbildungszeitpunkt her erwartet werden müsste.

¹⁴⁵ Im seinem Untersuchungsmaterial weist Zheltukhin 1997:135 nach, dass nach dem Schrifterwerb nur noch umfassende Orthographiewechsel bei *allen* Autoren nachzuweisen sind, und bei älteren Schreibern auch diese erst mit merkbarer Verspätung.

Selbstverständlich verwenden die meisten Autoren nicht konsequent nur eine Schreibvariante. Die Siglen weisen daher auf überwiegende Tendenzen, nicht auf lückenlose Durchführung. Wichtige Ausnahmen dazu werden in den Fussnoten aufgeführt.

Lesebeispiele: Stenquist: (x – x) :

<th/dh/gh> (initial und medial) = (x) = wie vom Ausbildungszeitpunkt her zu erwarten (d.h. i.d.R. ohne *h* realisiert)

<ffu/ffw> = (–) = altertümlicher, als vom Ausbildungszeitpunkt her zu erwarten (d.h. i.d.R. nicht gekürzt)

<th/dh/gh> (final) = (x) = wie zu erwarten, d.h. i.d.R. ungekürzt

Bodinus: (x x +) :

<th/dh/gh> (initial und medial) sowie

<ffu/ffw> = (x) = wie zu erwarten (d.h. gekürzt);

<th/dh/gh> (final) = (+) = im Verhältnis zum eigenen Ausbildungszeitpunkt modernisiert; (d.h. ohne *h* geschrieben).

- Ebenfalls beobachtet und gezählt werden Doppelschreibungen zur Kennzeichnung langer Vokale sowie bei einzelnen Autoren gewisse Geminationen von Konsonanten, wo diese von der Gesamtnorm abweichen („höffding, aff, affdömt, adelsman“ etc.). Solche Schreibungen und die beibehaltenen altertümlichen orthographischen Realisationen ergeben zusammen die *Anzahl langer Schreibungen*.

- Ausbildung vor 1640:

Rosenhane	Yxkull	Gyllenius	H. Horn
xxx	++x ¹⁴⁶	x ¹⁴⁷ xx	+++ ¹⁴⁸
224 ¹⁴⁹	108	186	39

146 Yxkull weist die neueren Formen von ca. 1640 auf (mit Ausnahme von <-dh-> medial).

147 Ausnahme: Gyllenius weist 31mal die Initialschreibung <th-> auf.

148 Henrik Horn weist in den drei untersuchten Punkten keinerlei altertümliche Formen mehr auf, obwohl er zur ältesten Generation gehört! Alle seine langen Schreibungen entspringen der Bezeichnung langer Laute durch Doppelschreibung.

149 Rosenhane weist sehr viele lange Varianten auf, neben allen altertümlichen Schreibungen v.a. auch Doppelvokale (und -konsonanten).

- Ausbildung von 1640-1670:

A. Horn	Agri- conia	Bolinus	Euphro- syna	Bodinus	A. Åker- hielm	Beren- des	Dahl- berg	Sten- quist
xxx ¹⁵⁰	xxx ¹⁵¹	x- ¹⁵² x	xx+ ¹⁵³	xx+	xx+	x- ¹⁵⁴ x	xxx ¹⁵⁵	x- ¹⁵⁶ x
60	89	123	30	47	45	81	85	95

- Ausbildung nach 1670:

C. Oxenstierna	Cederhielm	Franc
xxx ¹⁵⁷	xxx	xxx
32	42	72 ¹⁵⁸

-
- 150 Ausnahme: oft *iag* und *mig* statt *iagh* und *migh* (d.h. bei diesem Personalpronomen moderner als bei den anderen Lexemen), *the/thet* altertümliche Schreibung (vgl. auch Thelander 1990:79ff.). Agneta Horn wählt auch in Fällen, die hier nicht beobachtet werden, in der Regel die kürzeste Variante, beispielsweise indem sie ohne Doppelzeichnung von Konsonanten auskommt: *ala*, *hene*, *kamar*, *bätre* etc. Daraus resultiert die mit Abstand kürzeste Wortlänge im ganzen Korpus. Zu den orthographischen Gewohnheiten Agneta Horns siehe auch Holm (Hg.) 1959:VII-XXXVIII.
- 151 Ausnahme: Agriconia schreibt meist *iag* (89mal).
- 152 Bolinus hält 18mal an <th-> fest. Erstaunlicher ist aber, dass er – zusammen mit Berendes und Stenquist aus der mittleren Generation als einzige – an <ffw/ffu> festhält, obwohl diese Reform bereits zu seiner Ausbildungszeit allgemein vollzogen war. Auch er kultiviert die Doppelschreibung langer Laute.
- 153 Maria Euphrosynas Text weist eine moderne Orthographie auf. Ausnahmen sind Präteritumformen (durchgängig auf <-dhe>) und einzelne Lexeme wie *nåd*.
- 154 Auffällig bei Berendes ist das Festhalten an <ffw/ffv>, das bereits bei ihrer Geburt veraltet war. Möglicherweise sind hier Einflüsse bestimmter textueller Vorbilder wirksam. Zur gleichen Beobachtung passt möglicherweise, dass die finalen langen Formen zum Teil gestrichen, zum Teil erhalten sind. Es scheint, als ob beim spezifisch religiösen Wortschatz und beim Personalpronomen *jagh/migh* die alte Orthographie beibehalten ist, während sich die Neuerungen im allgemeineren Wortschatz eher durchsetzen. Ganz deutlich zeigt sich hingegen an diesem Auszug, dass alle finalen dh- und gh-Schreibungen in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts obsolet geworden waren (vgl. Fussnote 142). Im Textteil, den Berendes um 1678 verfasst haben muss, sind sie noch erhalten. Im nach 1687 entstandenen Teil sind nur noch kurze Schreibungen zu finden (auch *gud*, *iag*).
- 155 Die finalen Kürzungen sind bei Dahlberg zum Teil durchgeführt, zum Teil nicht. Auch wenn er sehr oft die ältere Schreibung beibehält, wechselt er beim Personalpronomen meist zum kürzeren *jag*.
- 156 Stenquist weist wie Berendes und Bolinus überraschenderweise noch <ffw/ffu> auf (siehe Fussnote zu Berendes). Hingegen fließt die jüngste orthographische Entwicklung noch einige Male in ihren Text ein, obwohl sie beim Verfassen bereits 79 Jahre alt ist (finales <h> wird zuweilen gestrichen).
- 157 Oxenstierna weist durchgängig moderne Varianten auf, doch hält fünfmal an <th-> fest. Einzige Ausnahme ist *Gudh* (sechsmal).
- 158 Franc weist moderne Formen, aber häufige Doppellaute auf.

Unter Einbezug der Informationen aus den Fussnoten lassen sich aus dieser Aufstellung verschiedene Aspekte ablesen.

- Die jüngste Generation ist unauffällig und homogen. Sie hat in den untersuchten Punkten eine durchwegs modernisierte Orthographie und wenig Längenbezeichnungen; mit Ausnahme von Franc, der langes <i> meist als <ie> wiedergibt und auch bei den Konsonanten Geminationen und andere lange Schreibvarianten pflegt, was darauf zurückzuführen ist, dass er in seiner Kindheit auf Deutsch unterrichtet wurde.
- Die älteste Generation weist in sich ebenfalls Gemeinsamkeiten auf, wenn man von H. Horn absieht, der sich alle Reformen angeeignet hat und gleich schreibt wie die jüngste Generation. Die anderen drei weisen eine sehr hohe Anzahl langer Formen auf und haben sich an keine der Reformen angepasst – mit Ausnahme von Beata Yxkull, die mediales <gh> (aber nicht <dh>) und <ffw/ffu> kürzt.
- Heterogener ist die neun Personen umfassende mittlere Gruppe. Auf den ersten Blick könnten hier Agneta Horn, Maria Agriconia und Dahlberg als eine homogene Untergruppe gelten, sowohl was die Schreibgewohnheiten als auch die Anzahl langer Schreibungen¹⁵⁹ betrifft – doch die beiden Frauen schrieben als einzige Autoren des ganzen Korpus ihre Texte bereits, bevor neue Reformen sich anbahnten. Dahlberg hingegen hält noch dreissig Jahre nach der nächsten Reform an der Orthographie seiner Ausbildungszeit fest, und in diesem Sinne ist er konservativ – wobei die Begriffe *konservativ* bzw. *progressiv* hier und in den folgenden Abschnitten lediglich den Grad der Anpassung an chronologisch bereits mögliche Neuerungen bezeichnen. Im gesamten Material zeigt sich eine gewisse Korrelation von „alter“ Orthographie und sonstigen langen Schreibvarianten. In der ältesten Gruppe muss dies ohnehin als Standard gelten, doch auch von den mittleren neun Autoren weisen die Konservativen gleichzeitig viele Doppellaute auf.

Bolinus, Märta Berendes und Maria Stenquist haben gemeinsam, dass sie die Neuerungen der 1670er Reformen erwartungsgemäss nicht adaptieren, aber erstaunlicherweise auch an der Schreibweise <ffw/ffu> festhalten, die bereits zu ihrer eigenen Ausbildungszeit längst veraltet war. Selbst bei der Bibel – als orthographisch bei weitem konservativste Textsorte – wurde mit der Auflage von 1646 dieser Schritt vollzogen.¹⁶⁰ Möglicherweise sind hier Einflüsse religiöser textueller Vorbilder wie Andachtsliteratur, Psalmen, Bibelaufgaben von vor 1646 u.a.m. wirksam – Bolinus war Priester, Stenquist stammte aus einer Priesterdynastie und Berendes' schriftliche Hinterlassenschaft zeugt von einer intensiv gelebten Religiosität. Mit ihrer Anzahl langer Schreibungen liegen alle ebenfalls am oberen Ende der Gruppenskala; dies darf wohl als im Einklang mit dem Festhalten an <ffw/ffu> stehende konservative Tendenz eingestuft werden.

Maria Euphrosyna, Bodinus und Anna Åkerhielm stimmen darin überein, dass sie alle Modernisierungen durchgeführt haben, obwohl ihre Ausbildungszeit deutlich vor 1670 lag. Diesen Texten gemeinsam ist, dass sie von politischen Themen dominiert

159 Dass Agneta Horn praktisch immer auf die Konsonantengemination verzichtet, wo fast alle anderen Autoren sie haben, erklärt ihren tiefen Wert innerhalb dieser Dreiergruppe (s. auch Fussnote 150).

160 Santesson 1988:402-5.

sind und somit eher Modelle in der reformfreudigeren Kanzlei- und Verwaltungssprache finden. Für den frühesten Schrifterwerb – in der Schule oder zu Hause – wurden hauptsächlich religiöse Texte verwendet. Die meisten Menschen kamen daher als erstes mit der orthographischen Norm in Berührung, die in religiösen Textsorten galt. Die weitaus meisten Frauen blieben im Folgenden dabei, während bei den Männern an ihre Stelle die in ihrer beruflichen Ausbildung geltenden Normen traten.¹⁶¹ Maria Euphrosyna und ihre ehemalige Hofdame Anna Åkerhielm hatten am Hof jedoch ständigen Kontakt mit anderen, säkularisierten Text- und Orthographiemustern, und diese entsprechen der annalistischen respektive juridischen Thematik ihrer Textauszüge besser.

Immerhin vier der 16 Schreiber verwenden noch initiales <th->, obwohl das gesamte Korpus nach 1640 entstanden ist und diese Schreibvariante wie schon angedeutet als veraltet gelten kann. Nach Altersgruppe geordnet sind dies Gyllenius aus der ältesten Gruppe (in 31 von 31 möglichen Fällen, 100 %), Agneta Horn (12/19, 63 %) und Bolinus (18/27, 67 %) aus der mittleren und Oxenstierna (5/27, 18.5 %) aus der jüngsten – eine Korrelation mit dem Alter ist damit nicht zu erkennen. Drei Viertel aller Schreibenden verwenden <th-> jedenfalls nicht mehr, und die anderen zunehmend seltener. Sowohl die Anzahl Vergleichstexte als auch die Länge der Textproben sind jedoch zu klein, um hier weitere Schlüsse zu ziehen. Speziell archaisierende oder emphasierende Absichten scheinen die vier Autoren dabei nicht zu hegen, die Verwendungszusammenhänge wirken stilistisch nicht markiert.¹⁶²

Bei mehreren Autoren fällt auf, dass Neuerungen oder auch Resistenzen bevorzugt bei bestimmten Lexemen auftreten.¹⁶³ Agneta Horn hat zu fast 100% <dh/gh> *final* erhalten – mit der Ausnahme des Personalpronomens *iag*, das sie in 7 von 10 Fällen ohne <h> schreibt (bei *mig* ist das Verhältnis erst 4:13).¹⁶⁴ Das gleiche Phänomen zeigt Maria Agriconia: In den weitaus meisten Fällen ist <dh/gh> *final* erhalten, doch

161 Zhelthukin 1997:139.

162 Bereits Wessén 1926:27 glaubte eine klare stilistische Absicht bei Agneta Horns Gebrauch von *t/th*- bzw. *d/dh*-Formen zu erkennen – die *t*-Formen seien in „feierlichen“, v.a. an die religiöse Literatur angelehnten Kontexten zu finden, die *d*-Formen bei alltäglichen Themen. Erst Thelander 1990 untersucht die Autobiographie kritisch hinsichtlich eines solchen Zusammenhangs von Sprachmerkmalen und Stilarten. Er vermutet aufgrund der quantitativen Untersuchung orthographischer Varianten, dass Agneta Horns Sprachverwendung weniger mit der von Holm 1967 angeregten Aufteilung des Textes in die Diskursarten *Erzählung*, *Dialog* und *Lamentatio* zusammenhängt (von Mitchell 1985 zusätzlich um *Frömmigkeit* ergänzt), als mit dem Entstehungszeitpunkt der verschiedenen Textteile – je später verfasst, umso moderner gestalte sich die Orthographie.

Die Häufigkeit der *t/th*-Formen in Agneta Horns Gesamttext gibt Thelander 1990:79 mit ca. 25 % an; für unseren, der ersten Entstehungsphase zuzurechnenden Auszug liegt er mit 63 % deutlich höher. Obwohl unser Textauszug nicht zu den religiös gefärbten Passagen zählt, ist das Vorkommen von *t/th*-Formen gross!

163 Die gleiche Beobachtung macht auch Zheltukhin 1997:134.

164 Thelander 1990:79-80 bestätigt Agneta Horns Tendenz zum modernen *iag* (und zum traditionellen *thet/theta*) für den ganzen Textumfang.

in 12 von 15 Fällen schreibt sie *iag*. Vierzig Jahre später schwankt der betagte Dahlberg bei vielen Lexemen zwischen den verschiedenen Schreibweisen hin und her, mit einer leichten Tendenz zur längeren Form; doch in 18 von 20 Fällen schreibt er *jag* (hingegen in 9 von 12 Fällen *medh*). Es scheint, als ob das frequente Personalpronomen eine Funktion als Eingangsschleuse für diese orthographische Neuerung spielte.

Doch es sind auch gegenteilige Tendenzen zu beobachten. Euphrosyna weist 1682 eine modernere Schreibart auf, als man von ihrer Altersgruppe erwarten dürfte; so hat sie denn auch die Tilgung des finalen <dh/gh> mitvollzogen. Konservativ ist sie hingegen bei allen Präteritumformen schwacher Verben und Präsenspartizipien, bei denen sie sogar am seit 1640 getilgten medialen <dh> festhält: *afdankandhe*, *föräradhe*, *försäkradhe*, *hadhe*, *råkadhe* etc. Nur beim viermal vorkommenden *nådhe* hält sie auch am finalen *-dh* fest.

Bei Berendes ist die Tilgung der Endungen weniger regelmässig; neben 5 *iag* stehen 4 *iagh*, neben 9 *mig* 10 *migh*. Es zeigt sich jedoch, dass sie vor allem bei religiös-emotional geladenen Begriffen eher an den langen Schreibungen festhält: *biståndh*, *ewigh*, *frögdh*, *gudh* (in 8 von 18 möglichen Fällen), *motgång*, *nådigh*, *tålemodh*. Dieses „klassische“ Vokabular der Andachtsliteratur scheint resistenter gegen Neuerungen zu sein.

Christiana Oxenstierna schreibt ebenfalls in 6 von 9 möglichen Fällen *Gudh*; ausser je einmal *tilståndh* und *medh* bewahrt sie keinerlei andere Wortendungen auf *-dh/gh*.

Mehrere Autoren zeigen somit Tendenzen, sich bei bestimmten Lexemen oder bestimmten grammatischen Kategorien orthographisch anders zu verhalten als im übrigen Text. Dabei scheinen hauptsächlich besonders frequent gebrauchte oder aber subjektiv sehr bedeutsame Wortschatzteile eine abweichende graphematische Behandlung zu erfahren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass 5 Männer und 3 Frauen sich orthographisch so verhalten, wie es ihre Altersgruppe erwarten lässt. Progressiver verhalten sich 3 Frauen und 2 Männer; konservativer 2 Frauen und 1 Mann:

Orthographie	Anzahl Männer	Anzahl Frauen
„konform“	••••• Ros, Gyl, Dah, Fra, Ced	••• AH, MA, Ox
„progressiv“	•• HHo, Bod	••• Yx, ME, AÅ
„konservativ“	• Bol	•• Be, St

Da sich die Autoren beider Geschlechter relativ homogen über die Altersgruppen verteilen, kann allein in der Altersverteilung nicht die Erklärung für die unterschiedliche Anpassung an die orthographischen Reformen liegen. Es verhalten sich auch jeweils nicht die gleichen Altersgruppen ähnlich: Progressiv verhalten sich die Frauen zwischen 40 und 60, hingegen die Männer zwischen 60 und 70 (fett gedruckt); konservativ

schreiben beide Frauen zwischen 60 und 80, während der entsprechende männliche Autor erst 36 Jahre alt ist (kursiv).

Alter	10-20	20-30	30-40	40-50	50-60	60-70	70-80
Frauen	• MA	• AH	• Ox	•• Yx, ÅÅ	• ME	• Be	• St
Männer		•• Fra, Ced	• Bol	•• Ros, Gyl		•• Bod, HHo	• Dah

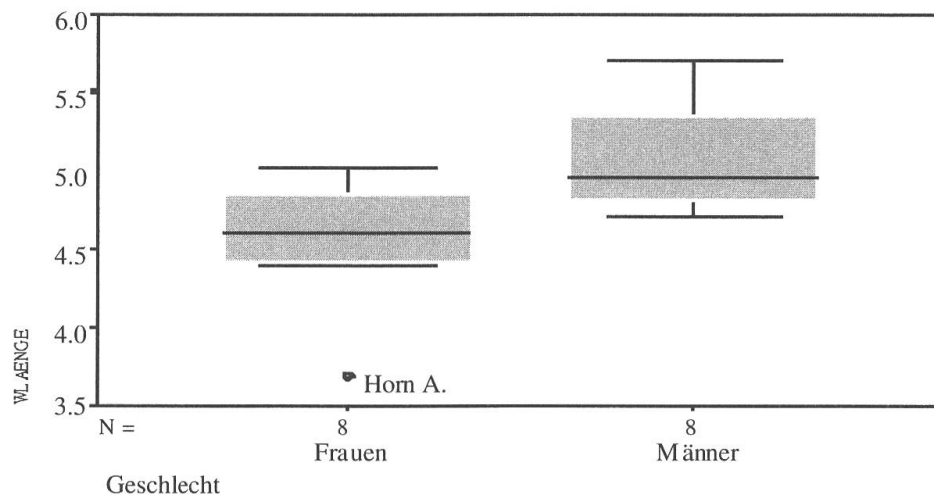
Ein Vergleich mit der Säulengrafik zeigt, dass die vier zwischen 1680 und 1690 entstandenen Texte des Korpus allen Neuerungen angepasst wurden, und dies obwohl ihre Autoren bereits zwischen 45 und 66 Jahren alt sind. Zu diesem Zeitpunkt haben sich die Reformen offensichtlich auf so breiter Basis durchgesetzt, dass sich auch bereits routinierte Schreiber ihnen nachträglich anschliessen. Allerdings gehören auch die konservativen Berendes und Stenquist, die noch 1700 bzw. 1710 teilweise am „ältesten“ Standard festhalten, in etwa der gleichen Altersklasse an – welches Verhalten eher die Regel ist, könnte erst anhand einer grösseren Anzahl Vergleichstexte aus dieser Altersklasse beurteilt werden.

Alle acht Männer arbeiten entweder als Geistliche, im Militär oder als Verwaltungsbeamte. Selbstverständlicher Bestandteil all dieser Professionen ist das Führen von Journalen und Korrespondenz mit anderen professionellen Schreibern, während die Frauen – vielleicht mit Ausnahme von Maria Euphrosyna und Anna Åkerhielm – vermutlich unregelmässiger und fast nur für den Privatgebrauch schreiben und weniger unter dem Druck stehen, einer zeitgemässen Orthographie entsprechen zu müssen. Es erstaunt daher, dass das Bild so ausgewogen ist, ja dass sogar mehr Frauen als Männer die Neuerungen frühzeitig übernehmen. Möglicherweise zieht die regelmässige Schreibroutine der Männer ein stärkeres Festhalten an zur Gewohnheit gewordenen Schriftbild nach sich. Sie verhalten sich in etwa konform zu ihren Ausbildungsnormen – mit Ausnahme von Henrik Horn aus der ältesten „Generation“, dessen stark modernisierte Rechtschreibung vielleicht seinen persönlichen Standpunkt in der seit den 1670er Jahren immer hitziger geführten Orthographiedebatte umsetzt.

Zusammenfassend muss die individuelle Bandbreite des orthographischen Verhaltens nochmals betont werden. Weder ist die Zugehörigkeit zu einer Alters- oder Berufsgruppe entscheidend, noch sind es Geschlecht, Texttyp oder soziale Klasse, wie aus der statistischen Analyse des Prozentanteils langer Schreibungen noch gesichert hervorgehen wird. Sie wird auch den bereits gewonnenen Eindruck bestätigen, dass in der zweiten Periode (1680-1710) signifikant weniger lange Formen vorkommen; dieses Sprachmerkmal ist somit eindeutig und ausschliesslich im Zusammenhang mit den orthographischen Normwechseln zu sehen. Dass zwischen den Geschlechtern keine orthographischen Vorlieben festgemacht werden können, bedeutet jedoch nicht, dass keine Unterschiede im Vokabular bestehen, wie die folgenden sechs Wortcharakteristiken ausnahmslos zeigen.

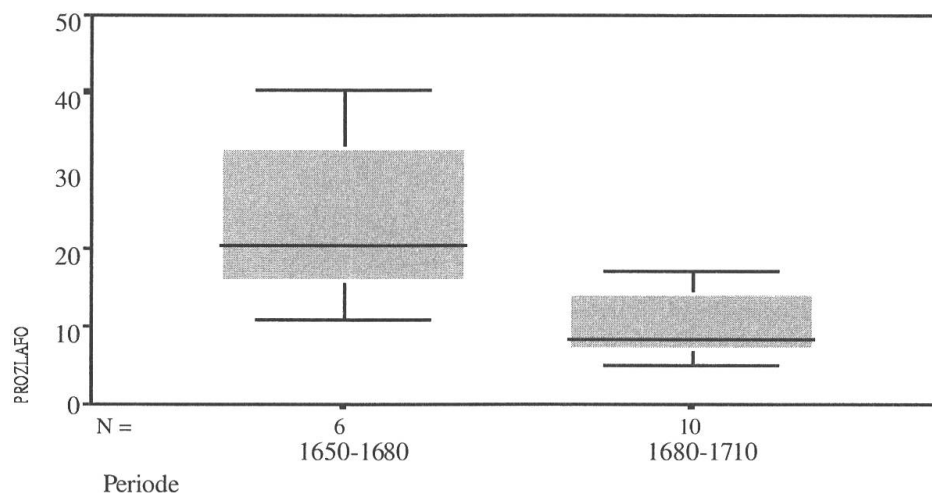
3.1.3.2 Auswertung der Wortcharakteristiken

Durchschnittliche Wortlänge des Gesamtwortschatzes (LexTo)



Dargestellt ist die Wortlänge vor der Bereinigung von orthographischen Varianten und damit die effektive Länge der graphematischen Einheiten. Die Unterschiede sind statistisch signifikant. Fast alle Frauentexte bewegen sich unter dem Durchschnitt der Männer, und selbst die Frau mit den längsten Schreibungen (Yxkull) liegt nur knapp darüber. Die Frauen pendeln relativ geschlossen zwischen 4.4 und 5 Buchstaben pro Wort, während die Männer eine grössere Streuung zwischen 4.7 und 5.7 aufweisen. Abgesondert steht Agneta Horn, die u.a. aufgrund ihrer Gewohnheit, keinerlei Doppel-laute zu verzeichnen, ausserordentlich kurze Wörter zu Papier bringt und damit die Frauensäule noch mehr nach unten verlängert hätte.

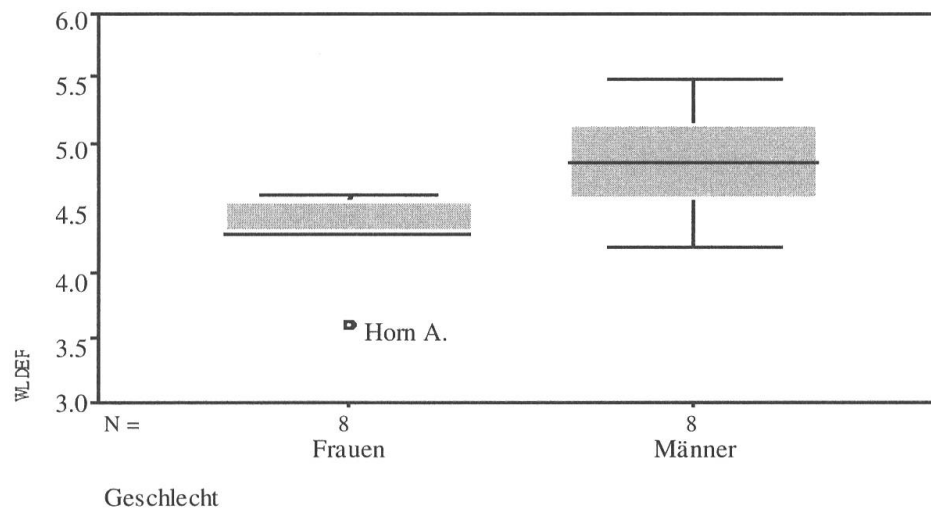
Prozentanteil „langer Schreibungen“ am Gesamtwortschatz



Dieses Charakteristikum misst, wie viele orthographisch lange Formen im Gesamtwortinventar vorkommen. Es wird nur im Hinblick auf die Periodeneinteilung wirksam. In

der Zeitspanne bis 1680 kommen signifikant mehr lange Formen zur Anwendung. Diese Beobachtung liefert nochmals eine unabhängige Bestätigung, dass sich die orthographischen Reformen nach ca. 1670 allgemein durchgesetzt haben.

Wortlänge nach Abzug der „langer Schreibungen“ („bereinigte Wortlänge“)

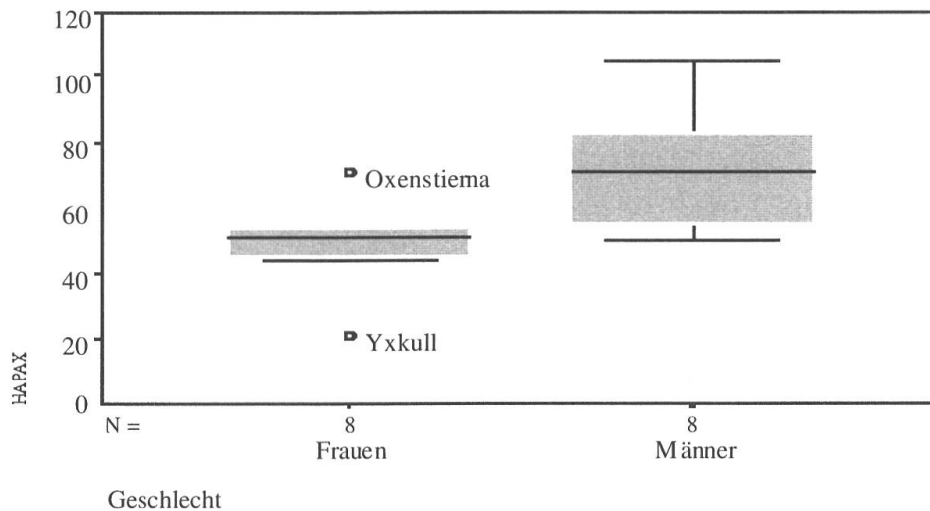


Vor allem im direkten Vergleich mit der als Erstes besprochenen unbereinigten Wortlänge ist diese Grafik aufschlussreich. Nach Abzug der orthographisch bedingten langen Varianten lässt die Wortlänge noch deutlicher einen Unterschied zwischen den Männer- und Frauentexten erkennen, sowohl was die Mediane als auch die Länge der Boxen betrifft (die entsprechende Regression verbessert den P-Wert von 0.0067 auf 0.0045). Selbstverständlich hat sich der Referenzrahmen gesenkt, die Frauen pendeln nun zwischen 4.4 und 4.6 (vorher 4.3 und 5), die Männer zwischen 4.2 und 5.5 (vorher 4.7 und 5.7).

Neu bewegen sich *alle* Frauentexte sehr deutlich unter dem Durchschnitt der Männer, und ganze 50 % der Frauen weisen sogar nur den Tiefstwert auf. Wäre die Ausreisserin Agneta Horn auch mit in die Darstellung einbezogen, würden die Unterschiede noch deutlicher ausfallen. Doch auch die obere Hälfte der Frauen gelangt nur knapp über das Niveau des untersten Männerquartils hinaus. Besonders eindrücklich ist auch die unterschiedliche Streuung: Alle Frauen verwenden kurze Lexeme, während die Männer untereinander stärker variieren.

Auffällig ist der neue Mindestwert bei den Männern, der durch die Streichung aller langen Formen bei Gyllenius entstanden ist und diesen Text weit aus seiner eigenen Gruppe entfernt hat, ihn sogar als einzigen Männertext unter den Median der Frauen situiert. Diese markante Neubewertung, aber auch die anderen markanten Unterschiede zwischen den beiden Wortlängengrafiken verdeutlichen, wie wichtig eine sorgfältige Auswahl der Variablen ist.

Anzahl Einfachnennungen (Hapax) gemessen am Gesamtkorpus



Auch hier zeigt sich eine signifikante Verteilung. Abzulesen ist die Anzahl *Types*, die im gesamten Korpus nur bei *einem* Autor vorkommen, was als ein Mass für die Originalität seines Wortschatzes betrachtet werden kann. Die Boxplots sind leicht zu deuten: Alle Frauen (mit Ausnahme der ausgegliederten Oxenstierna) liegen auf oder unter der Höhe des untersten Männerquartils, und die Männer haben durchschnittlich 20 Einfachnennungen mehr als die Frauen. Die Streuung ist ebenfalls wie bereits mehrfach beobachtet bei den Frauen wesentlich geringer; d.h. sie weisen innerhalb ihrer Gruppe homogenere Gewohnheiten auf als die Männer, die sich viel individueller verhalten.

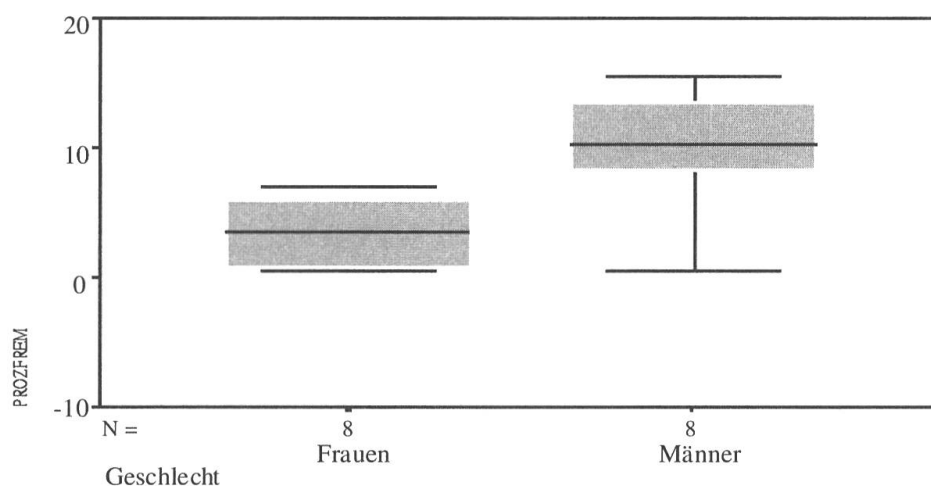
Etwas weniger stark, aber immer noch signifikant unterscheidet die Anzahl Hapax zudem zwischen Texten der beiden Perioden. In Übereinstimmung mit der bisher beobachteten grösseren lexikalischen Variation weisen die späteren Texte auch deutlich mehr Einfachnennungen auf. Zusammengenommen lassen diese Punkte eine diachrone Entwicklung des Wortschatzes hin zu verstärkten Bemühungen um Variation und Originalität erkennen.

In absoluten Zahlen enthalten alle Frauentexte zusammen 390 Hapax, die Mänbertexte 569. Interessant ist nun die thematische Verteilung dieses Wortvorkommens. Werden die substantivischen Hapax nach der Themendefinition kategorisiert (s. Kap. 2.5.3), können 36 % bzw. 29 % davon als Schlüsselwörter gelten.

Themen (Hapax)	Frauen	Männer
Familie	(16) = 4 %	(1) = 0 %
Personen	(16) = 4 %	(30) = 5 %
Institutionen	(17) = 4 %	(32) = 6 %
Religion	(16) = 4 %	(14) = 2 %
Abstrakta	(43) = 11 %	(43) = 7 %
Aktionen	(11) = 3 %	(40) = 7 %
Körper	(7) = 2 %	(13) = 2 %
Total	(126) = 36 %	(173) = 29 %

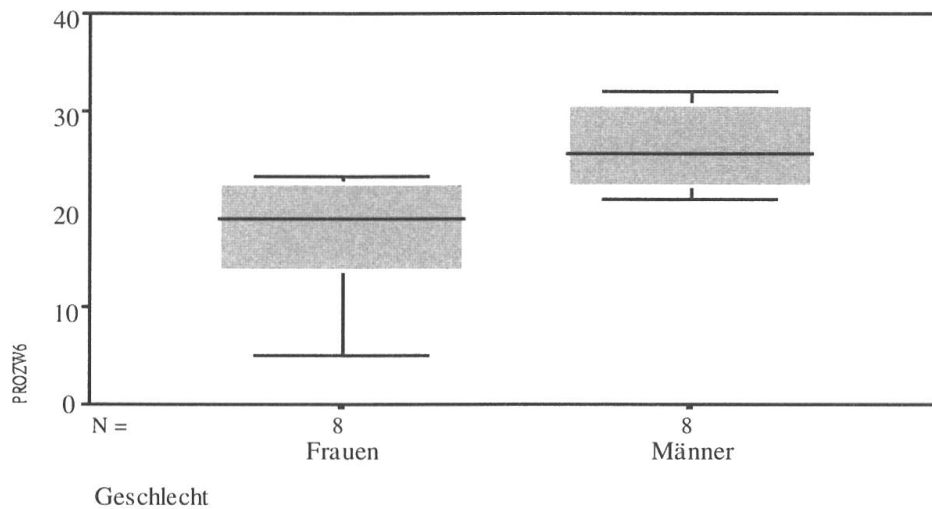
Auffällig häufiger fallen unter die Einfachnennungen bei den Frauen Familienmitglieder und Abstrakta. Die Abstrakta der Frauen umfassen viele Bezeichnungen für Emotionen und seelische Regungen (z.B. *försyn, förtret, frögdh, lijfstijd, motgång, omsorg*), während die Abstrakta der Männer sehr viel häufiger berufliche Ereignisse und Vorgänge bezeichnen (*confusion, consequentier, consilierne, obeqwemligheets, owanligheet, pomp, proiectet*). Die Männertexte nennen als exklusive Themen deutlich mehr Aktionen sowie leicht mehr Drittpersonen und Institutionen. Religiöse Schlüsselwörter treten bei den Frauen häufiger auf und umfassen grösstenteils Begriffe aus Andacht und Bibelsprache (*änglar, barmhertighet, bevarare, dygder, iemmerdalen*). Die ohnehin selteneren religiösen Begriffe der Männer bezeichnen zudem zum grösseren Teil liturgische und professionelle Aspekte (*afftonsången, bönedaghen, doop, fastan, högpredikan, julekyrmessa*). Die Geschlechter weisen damit nicht nur unterschiedlich viele Einfachnennungen auf, sie verteilen sie auch anders auf die Schlüsselthemen – und sie interessieren sich auch innerhalb dieser thematischen Rahmen für andere Aspekte.

Prozentanteil Fremdwörter gemessen am Typesbestand



Auch dieses Lexikonmerkmal weist klar unterscheidbare Ausprägungen auf. Die Frauen haben durchschnittlich 3.5 % Fremdwörter im Typesbestand, während die Männer 10 % haben (und dies trotz Gyllenius, der wie Agneta Horn bei 0.5 % liegt). Bei den Frauen ist wenig Streuung zu erkennen, die mittleren 50 % bewegen sich zwischen ca. 1 % und 6 %, und die äusseren Quartile sind noch kleiner. Auch bei den Männern ist die mittlere Gruppe kompakt, wenn auch auf einem wesentlich höheren Niveau angesiedelt; insbesondere das untere Quartil fällt jedoch sehr lang aus. Wenn allerdings Gyllenius nicht mitberücksichtigt würde, läge ihr niedrigster Wert bei 7.5 % (Rosenhane), was eine ähnlich kompakte Säule wie die der Frauen zur Folge hätte.

Prozentanteil Wörter mit mehr als 6 Buchstaben an LexTo



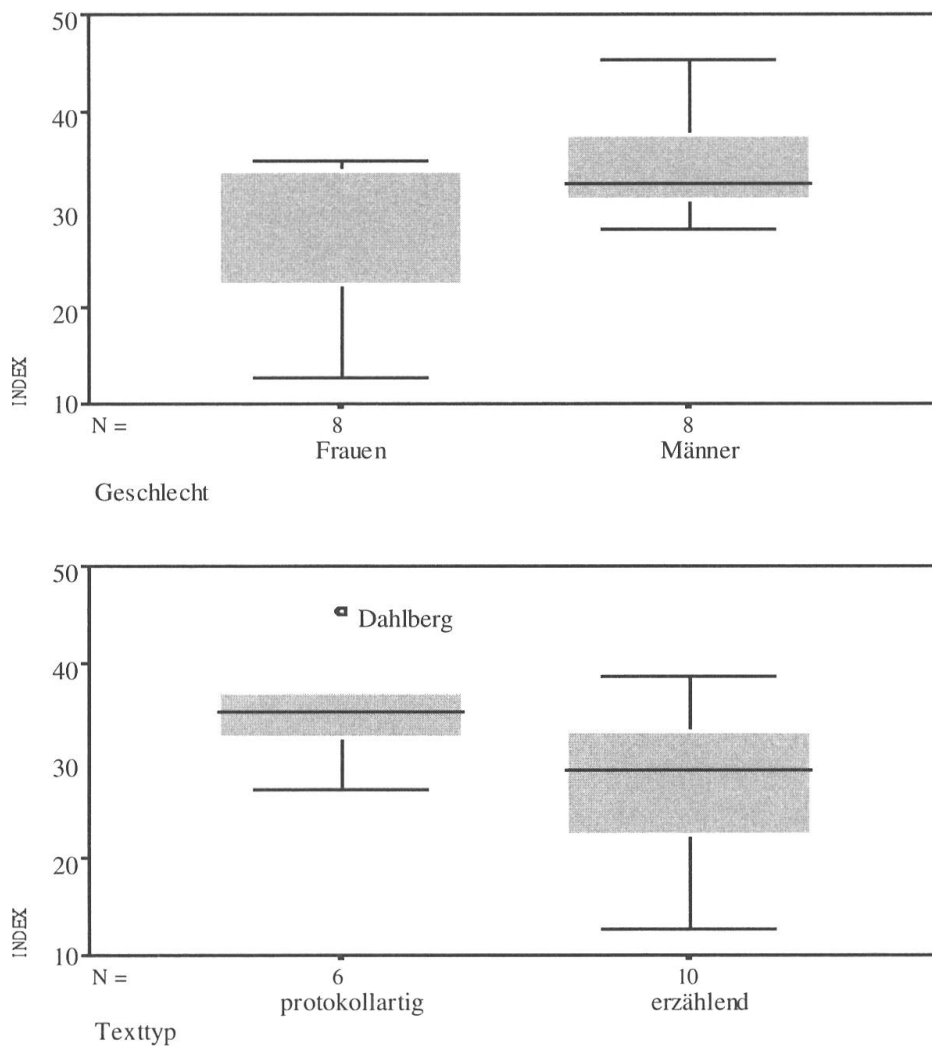
Auch dieses Wortcharakteristikum unterscheidet sich signifikant zwischen den Frauen- und Männertexten. Die Grafik fusst auf dem orthographisch unbereinigten Gesamtwortinventar. Erwartungsgemäss zeigt sie ein ähnliches Bild wie die Gesamtwortlänge; die im Vergleich dazu nach unten längere Streuung bei den Frauen kommt daher, dass bei diesen Messwerten Agneta Horn nicht aus der Säule ausgegliedert wurde.

Die Männer schreiben deutlich mehr lange Wörter, zwischen 21 und 32 % am Gesamtwortschatz. Die Frauen pendeln zwischen 5 % (Agneta Horn) bzw. 13 % (Beren-des) und maximal 23 %.

Da wir vom Prozentanteil langer Schreibungen wissen, dass er nicht auf das Geschlecht, sondern nur auf die Periode reagiert und somit eine Konsequenz der orthographischen Veränderungen ist, müssen alle anderen, abhängig vom Geschlecht variierenden Masse rund um die verschiedenen Wortlängen mit der *Wortwahl* zusammenhängen. Die kleineren Werte bei der unbereinigten und der definitiven Wortlänge, bei Hapax, Fremdwörtern und Wörtern mit mehr als sechs Buchstaben können damit alle so gedeutet werden, dass die Frauen ein anderes, aus kürzeren Wortkörpern bestehendes Vokabular verwenden.

Index

Diese Kennzahl entsteht aus der Addition der lexikalischen Charakteristik „Wörter mit mehr als sechs Buchstaben“ ($W > 6$) und der syntaktischen „Anzahl Wörter per Teilsatz“ (W_{perTS}). Der Index ist sowohl beim Geschlecht als auch bei den Texttypen signifikant. Die Texte der Frauen weisen einen niedrigeren Index auf als die der Männer, die Protokolle hingegen einen höheren als die erzählenden Texte.



Betrachtet man allerdings die Zahlen etwas genauer, und führt man zum Vergleich zusätzlich eine Regression mit beiden Komponenten gleichzeitig durch, offenbart sich die grundsätzliche Problematik solcher mehrdimensionaler Kennzahlen, auf die bereits hingewiesen wurde (s. Kap. 2.5.4 und 2.6).

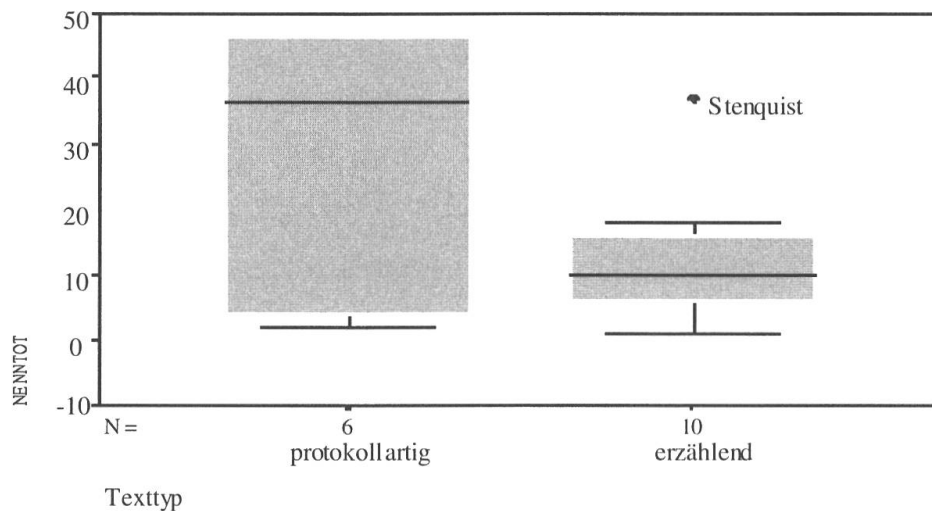
Die Regression zeigt, dass sich beim Geschlechter-Index der bei den Frauen kleinere Anteil $W > 6$ stark auswirkt, während das nicht-signifikante W_{perTS} keinen entscheidenden Einfluss auf das Resultat hat.

Beim Texttypen-Index entscheidet hingegen die längere Teilsatzlänge der protokollartigen Texte über das Resultat, während hier $W > 6$ praktisch nicht auf das Resultat einwirkt.

Mit anderen Worten besteht der in Stilanalysen (unter dem Namen LIX) oft verwendete Index als kombinierte Kennzahl zwar mit einer verlockend einfachen Oberfläche, doch dahinter verbirgt er u.U. diametral entgegengesetzte Sachverhalte. Es mündet in eine viel aufschlussreichere Beurteilung der Texte, wenn die syntaktische und die lexikalische Komponente einzeln betrachtet werden. Sollen trotzdem solche vereinfachenden Kennzahlen verwendet werden, muss reflektiert werden, wie sie sich im konkreten Fall zusammensetzen.

3.2 Pronominale Charakteristiken (Explizitheit)

Namensnennungen total



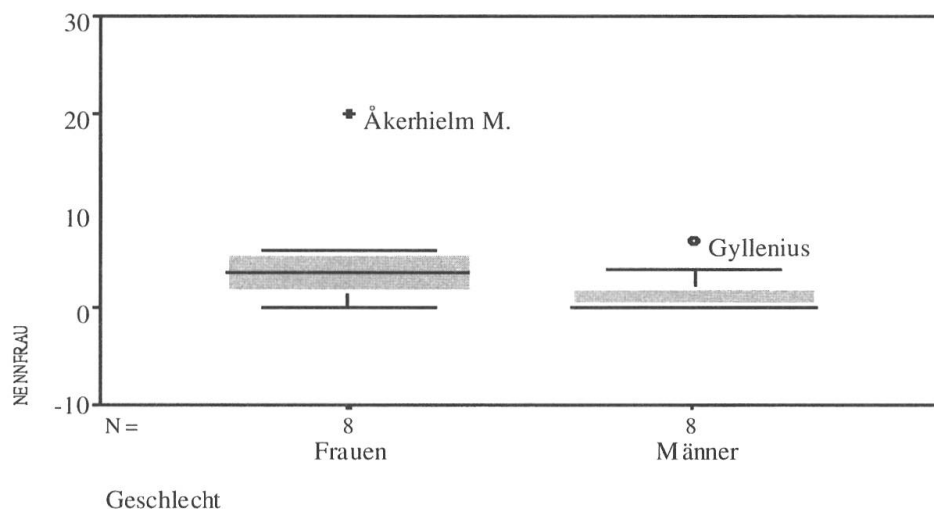
Vor einer detaillierten Besprechung der Personalpronomenverwendung soll zunächst die Nennung von Personennamen untersucht werden. Nimmt man sowohl Frauen- als auch Männernamen zusammen, weisen die Frauen- und Männertexte etwa gleich hohe Spitzenwerte, jedoch eine andere Streuung auf. Fünf der Frauentexte nennen weniger Namen als die Hälfte der Männer, doch die anderen drei machen den „Abstand“ wieder wett – somit sind keine nennenswerten Unterschiede feststellbar. Signifikant unterscheidend wirkt sich das Sprachmerkmal hingegen zwischen den verschiedenen Texttypen aus: Die protokollartigen Texte weisen deutlich mehr Namensnennungen auf als die erzählenden. Lediglich Stenquists erzählende Genealogie enthält etwa gleich viele Namen wie der Durchschnitt der Protokolle.

Tendenziell mehr Namen weisen ausserdem die Texte der Periode I auf. Wie bereits angedeutet wurde, ist das nicht überraschend, denn in der Periode I überwiegen die protokollartigen Texte.

Nennungen Frauennamen

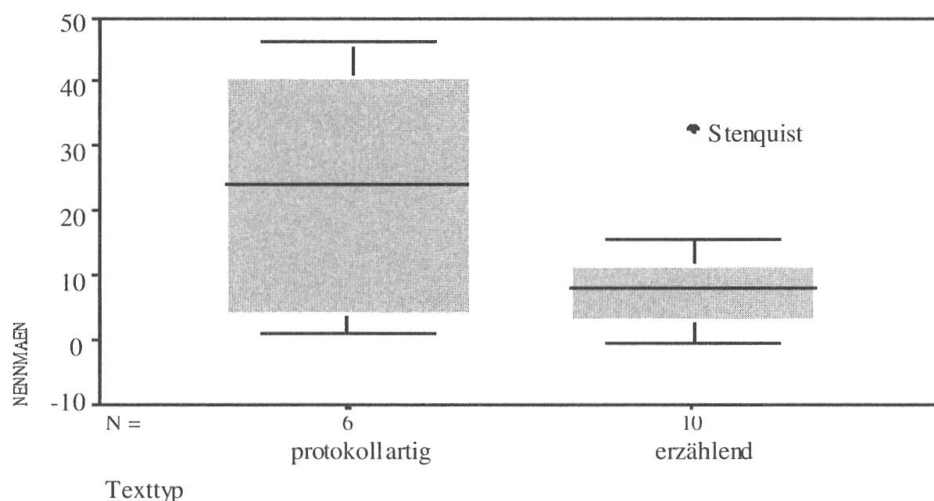
Untersucht man die Texte nach Geschlecht, zeigen sich tendenziell signifikante Unterschiede bei der Häufigkeit von Frauennamen. Drei Viertel aller Männer führen überhaupt keine Frau namentlich an, Dahlberg nennt viermal und Gyllenius ganze siebenmal einen Frauennamen. Die Absenz von Frauennamen darf allerdings in einzelnen Fällen nicht als vollständiges Ausblenden weiblicher Personen gedeutet werden. So berichtet Rosenhane trotz gänzlich fehlender Frauennamen von neun "namenlosen" Frauen bzw. ihren Funktionen als Gattinnen, Ehebrecherinnen und Leichen, und auch Henrik Horn erwähnt die *Gattin*, die *junge* und die *alte Königin*. Bei den Frauen nennt nur Anna Åkerhielm keine Frau namentlich, doch de facto nennt auch sie mehrfach ihre Arbeitgeberin mittels deren Adelstitel. Auch Maria Euphrosyna bevorzugt neben zwei Frauennamen meistens reine Funktionsbezeichnungen. Alle anderen Frauen führen ein-

bis sechsmal Frauennamen an; Maria Agriconia weist sogar einen Spitzenwert von 20 Nennungen auf und wird damit aus der Statistik ausgeblendet.



Es erweist sich aber, dass hier die Periode noch wirksamer unterscheidet. In der späteren Phase ab 1680 werden signifikant weniger Frauen genannt. Diesem Ergebnis kommt aber keine besondere Bedeutung zu, denn es beruht lediglich auf dem Zufall, dass die drei Frauen mit den meisten Frauennamen alle in der ersten Periode angesiedelt sind. Eine Kontrolle der Periode II für sich genommen lässt aus statistischer Sicht keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern erkennen.

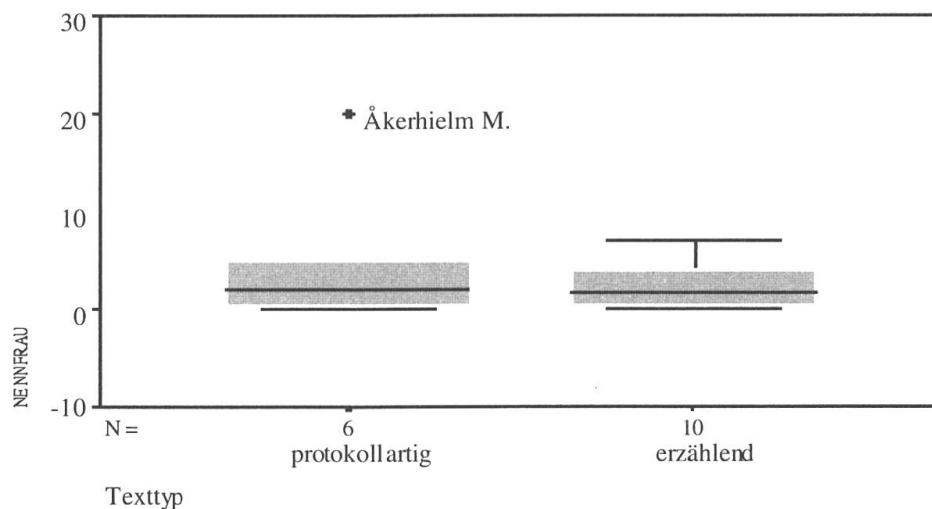
Nennungen Männernamen



Die beiden Geschlechter verhalten sich bei der Nennung von Männernamen in etwa gleich. Bei ähnlicher Streuung nennen die Frauen zwischen 0 und 41 Männernamen, die Männer zwischen 3 und 46; dieses Sprachmerkmal ist damit nicht disjunktiv. Tendenziell signifikant fallen die Unterschiede jedoch bei den verschiedenen Texttypen aus.

In den tagebuch- und protokollartigen Texten dominieren die Männernennungen – es werden m.a.W. häufiger Ereignisse aufgezeichnet, die von oder mit Männern ausgeübt

wurden. Beide Textsorten erwähnen gleich wenig Frauen, wie die Grafik dieses (nicht distinktiven) Sprachmerkmals abbildet:



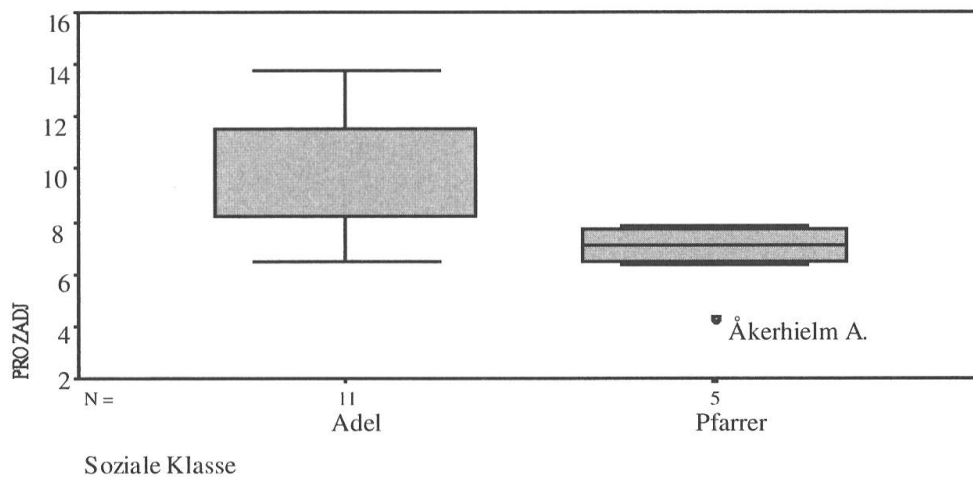
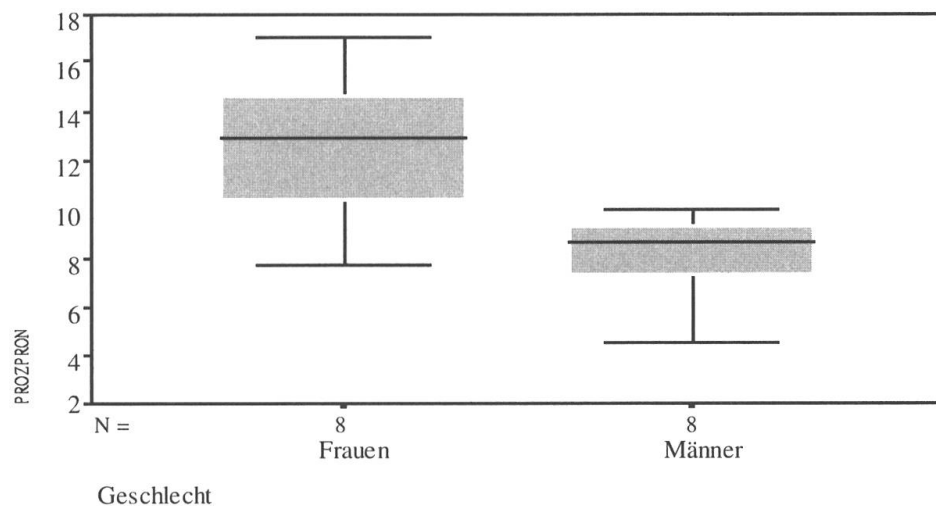
Als Fazit kann gelten, dass beide Geschlechter wesentlich häufiger Männer- als Frauennamen anführen, wobei drei Frauen sogar mehr Männernamen anführen als ihre Vergleichsgruppe. Frauennamen hingegen kommen in den Männertexten sehr viel seltener vor. Auch falls die Ausreisser mitgerechnet würden, bliebe es dabei, dass die Männer fast ausschliesslich Geschlechtsgeossen nennen, und die Frauen ihr eigenes Geschlecht im Verhältnis zum anderen ebenfalls weitgehend ausblenden.

Nur aufgrund der Namensnennung und ohne eine genauere Untersuchung der Pronomenverwendung können jedoch keine weiteren Schlüsse über die Geschlechterrepräsentation der Texte gezogen werden. Deshalb wird im Folgenden die Pronominalstruktur betrachtet.

Prozentanzahl Pronomen (Personal- und Possessivpronomen)

Die Frauen weisen insgesamt einen signifikant höheren Pronomengebrauch als die Männer auf. Es gilt nun zu überprüfen, ob dieser Unterschied bei den Personal- oder bei den Possessivpronomen entsteht.

Ebenfalls signifikant unterscheidet die Pronomenhäufigkeit zwischen den Texten der verschiedenen Sozialgruppen. Drei Viertel der adeligen Schreiber verwenden mehr Pronomen als alle Schreiber aus dem geistlichen Milieu. Ein Kreuzvergleich: Die „Adelssäule“ enthält sechs Frauen und fünf Männer, die „Pfarrerssäule“ zwei Frauen und drei Männer. Die beiden Boxplots hängen also insofern zusammen, als ein Mehrheit der obigen linken Säule auch wieder in der unteren linken mitwirkt.



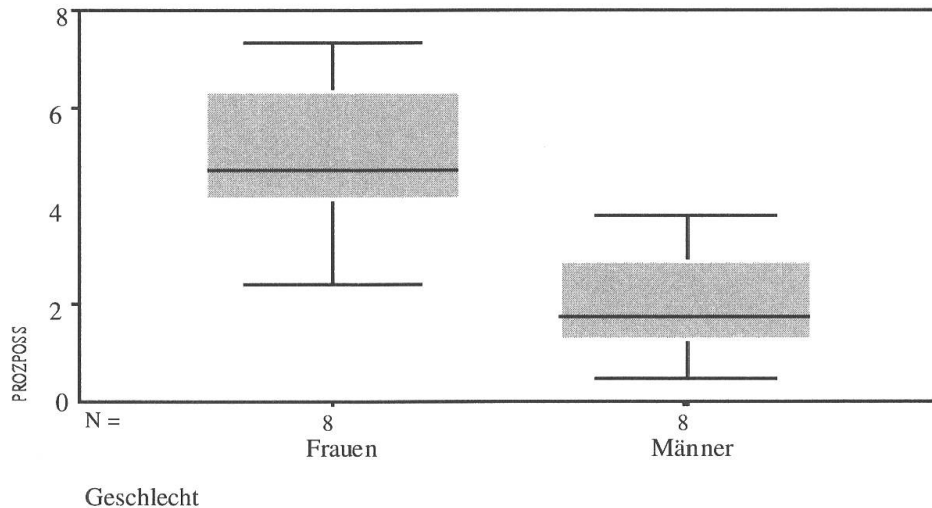
Prozentanzahl Possessivpronomen

Signifikant höher ist die Frequenz von Possessivpronomen in den Frauentexten – die oben beobachtete grössere Pronomenverwendung im Allgemeinen ist somit zum Teil darauf zurückzuführen. Daraus könnte leicht geschlossen werden, dass Frauen markant häufiger Besitzverhältnisse explizieren.

Untersucht man jedoch die Kollokationen etwas genauer, muss diese Folgerung revidiert werden. Zur Verringerung des Aufwands wurden die Werte ausnahmsweise nicht für jeden einzelnen Autor, sondern pro Geschlecht in toto erhoben. Nicht berücksichtigt wurden die Possessivpronomen, die Bestandteil eines Personentitels sind (*hennes Nåd*, *hans Maiestet* etc.). Die nächste Tabelle zeigt, dass von allen Possessivpronomen bei den Frauen 58.3 % auf „mein[...]“ entfallen; bei den Männern sind es 41.4 %.

Interessant ist nun aber, welche Art von Besitz mit dieser grössten Gruppe der Possessivpronomen angezeigt wird. Fast die Hälfte aller Fälle bei den Frauen beschreibt ein Verwandtschaftsverhältnis und definiert damit nicht Besitzverhältnisse, sondern eine Zusammengehörigkeit. Die Herstellung dieser Bezüge mithilfe von Possessivpronomen ist zwar nicht in allen, aber doch den weitaus meisten Fällen von Verwandtschafts-

bezeichnungen obligatorisch. Die Männer verwenden nur 17 % aller Possessivpronomen der 1. Person Singular auf solche Bezüge.¹⁶⁵ Mit anderen Worten, würde man aus den Texten die obligatorischen Verwandtschaftszuordnungen wegdenken, glichen sich die Niveaus der Possessivpronomen stark an (Frauen ca. 100, Männer 60 statt 185/70).



Alle Possessivpronomen

(Total: Frauen 185; Männer 70)

	1. Pers. Sg.	3. Pers. Sg. mask.	3. Pers. Sg. fem.	Plural mask.	Plural undef.
F	108 (58,3 %)	41 (22,1 %)	14 (7,6 %)	7 (3,8 %)	15 (8,1 %)
M	29 (41,4 %)	22 (31,4 %)	3 (4,3 %)	16 (22,8 %)	0

Possessivpronomen 1. Person Singular (*min[...]*) + Verwandtschaftsbezeichnung

(Frauen 82; Männer 12)

	Sohn	Tochter	Kinder	Gemahl	Vater	Mutter	Männl. Verw.	Weibl. Verw.	Paten etc.	Total „Verwandte“
F	27	8	4	12	4	3	9	7	8	82 (44,3 %)
M	2	2	1	5	0	0	1	1	0	12 (17,1 %)

Betrachten wir abschliessend die semantischen Kollokationen etwas detaillierter. Sämtliche Verwandtschaftsgrade werden von den Frauen wesentlich häufiger genannt; am grössten ist der Unterschied bei den Söhnen, von denen die Frauen fast 14mal häufiger schreiben. Auch der gänzlich ausbleibende Bezug der Männer auf ihre eigenen Eltern und auf „ihren“ persönlichen Gott ist auffällig, doch diese Beobachtungen müssten an längeren Textproben und individuell für alle Autoren bestätigt werden, bevor sie weitergehende Interpretationen erlauben.

¹⁶⁵ In der nächstgrössten Gruppe (3. Person Sg. mask.) treten nur noch geringe Unterschiede auf: Frauen 29,3 % vs. Männer 36,4 %; die restlichen Gruppen enthalten praktisch keine Verwandtschaftsbezeichnungen mehr.

Abgesehen von allen Verwandtschaftsbegriffen und nach Abzug aller bei beiden Geschlechtern vorhandenen Substantiv-Types treten in den Männertexten noch 34 Types zusammen mit Possessiva auf; bei den Frauen sind es 55. Die weitaus meisten dieser Substantive dienen bei den Frauen der Deskription des Lebensweges oder von Seelenzuständen, diejenigen der Männer zeigen materiellen Besitz, professionelle Gegebenheiten oder die Zugehörigkeit zu Institutionen an:

Frauen (55): arm, bedrøffwelses, ben, begieran, begynnande, behag, bön, dagar, död, egendomb, födelse, födelsedagar, förmågo, gierningar, gifftermåhls, graaf, håff, hand, herkomst, hiärtans, hus, konung, kröning, krop, läger, ledsagare, lijfstijd, lijk, loff, mått, nampen, öfwerhet, ok, olyckelige, olyka, omsorg, piga, Prinses, råd, rike, sårgh, skepp, skyldighet, syn, tancka, tjenster, tröst, tunga, uägar, uandring, välfärd, värja, wagn, werld, willie.

Männer (34): afreesa, andragande, bårghare, bestelning, brigad, caper, compliment, depesch, efftertanka, föllie, försumelse, gewer, inauguration, inrådande, Lieutenant, marche, memorial, mening, ministrer, närwaro, öfwerste, ord, person, rättigheet, reesa, regemente, saak, sockne, suplic, tijd, unschyllan, värd, winterquarteer.

Als Letztes soll betrachtet werden, welche Substantive bevorzugt mit *hennes/sin* etc. bzw. *hans/sin* etc. kombiniert auftreten, mit anderen Worten, welche Substantive häufiger Männern bzw. Frauen zugeordnet werden. Eine solche Untersuchung an einem riesigen Korpus dänischer Gegenwartstexte aller Textsorten zeigte auf, dass diese Verteilungen keineswegs unauffällig sind. So beweist das 40 Mio. Wörter umfassende elektronische Korpus des *Danske Ordbog*, dass noch in der Zeitspanne zwischen 1983 und 1992 Männer signifikant häufiger als „hegemonische Operatoren“, als macht- und tätigkeitsausübende aktive Personen dargestellt werden, während die weiblichen Possessivpronomen signifikant am häufigsten (!) mit Substantiven kombiniert werden, die die Frauen als „Fleisch- und Handelsware“ darstellen.¹⁶⁶ Die Statistik des riesigen, ideologisch gewissermassen ungefilterten Korpus spricht also „eine andere Sprache“ über die effektiv verbreiteten Geschlechterrollen und Rollenbilder als die meisten dänischen Sprecher und Sprecherinnen zugeben oder überhaupt vermuten dürften. Quantitativ an der Sprachverwendung nachweisbar überwiegen folglich auch im heutigen Dänemark noch höchst patriarchale Rollen- und Wahrnehmungsmuster.¹⁶⁷

¹⁶⁶ Scheuer 1995:250ff.

¹⁶⁷ Die 32 signifikant häufigsten Lexemkombinationen mit *hendes* sind (nach abnehmender Signifikanz aufgelistet): *hår, øjne, mor, kinder, krop, stemme, forældre, far, ben, ansigt, hud, skød, veninder, lille, lår, trusser, smil, mund, veninde, taske, læge, bluse, børn, varme, søstre, dør, hånd, ældste, barn, hvide, hals, latter*.

Mit *hans* treten signifikant häufiger auf: *sønner, brødre, værker, mænd, opfattelse, politiske, død, kolleger, venner, billeder, eller, parti, regering, musik, tilhængere, politik, egen, film, kammerat, indsats, kontor, ideer, trofasthed, firma, eget, tid, værk, produktion, afgang, land, medarbejderes, styre* (Scheuer 1995:249).

Da aus unserem Korpus auch das Geschlecht der Autoren ersichtlich wird, ist die Frage nach den bevorzugten Kollokationen besonders interessant. Die Vorkommenshäufigkeit der einzelnen Kombinationen ist allerdings zu gering, um ebenfalls mit Signifikanzen operieren zu können.

Sehr auffällig ist, dass die Männer Frauen ausschliesslich durch ihren Gatten und ihre Seele näher charakterisieren (letzteres geschieht konkret beim Vermelden ihres Hinschieds). Die Frauen nennen ihre Geschlechtsgenossinnen in variierten Zusammenhängen, die jedoch meist das seelische Befinden, moralische Verhalten und den Lebensweg betreffen. Beide Geschlechter verbinden mit männlichen Possessiva einen wesentlich breiteren Fächer an Bezügen. Die Autorinnen machen häufig die familiären Einbettungen der Männer sichtbar, was den männlichen Autoren selber offensichtlich etwas weniger dringlich ist. Sie selber stellen noch etwas häufiger als die Frauen Verbindungen zu beruflichen Vorkommnissen her. Eine spirituell-moralische Situierung der Männer ist ähnlich wie bei den Frauen ebenfalls herauszulesen, doch materielle und konkrete Verhältnisse nehmen bei der Beschreibung der Männer mehr Platz ein.

	Frauen kombinieren mit	Männer kombinieren mit
weiblichen Possessiva (<i>hennes/sin</i> etc.)	älder begieran behag beröm födelse födelsedagar graaf håff hus lijfstijd lijk loff lust mann omsorg siel	man siäl, siähl

Von einem ähnlich diskrepanten Unterschied in der Darstellung der Geschlechterrollen wie beim Material von *Dansk Ordbog* kann bei unserem vergleichsmässig winzigen Korpus daher nicht gesprochen werden. Es versteht sich von selbst, dass eine Definition der Frauen über hauptsächlich körperlich-sexuelle Merkmale ohnehin nicht der gängigen Mentalität des 17. Jahrhunderts entsprach. Die vorliegenden Kollokationen beleuchten, was Frauen und Männer von sich und einander vor allem erwarteten: Die Frauen waren massgeblich verantwortlich für die familiäre und soziale Kontinuität und verfolgten dieses Ziel u.a., indem sie die Wichtigkeit einer spirituell-moralischen Stabilität auch in ihren Texten herausstrichen, wie die Wortlisten zeigen. Die Männer waren diesen Forderungen ebenfalls verpflichtet, ihre Texte spiegeln zusätzlich aber auch ihren weiteren sozialen und beruflichen Bewegungsraum.

	Frauen kombinieren mit	Männer kombinieren mit
männlichen Possessiva (<i>hans/sin/deras</i> etc.)	barn been (2x) Bröder (2x) egendomb fädernas land far (5x) folk föräldrars fru gierningar grav hand (2x) hustro (2x) Konung Kröning (2x) ledsagare lick Nampen (2x) ok omsorg råd rike (3x) siel (3x) son syn tjenster uägar (2x) uandring värja wagn werld willie (2x)	andragande Armadia bårghare barn Brigad caper efftertanka folck föllie försumelsse Fru (3x) moor gewer hustru inauguration inrådande lust måg marche (3x) mening ministrer närwaro öffwerste (2x) öffwerst-Lieütnant(2x) ord (3x) Regemente skrift sons vård winterquarteer

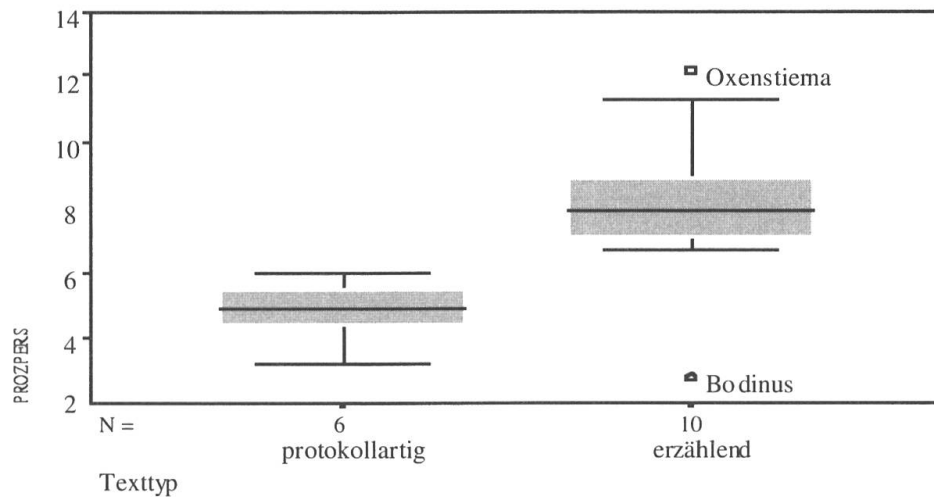
Zu ähnlichen Schlüssen kommt eine Studie am *Trésor de la langue française*, einer grossen Sammlung (Männer-)Texte von 1600-1950. Dort werden die Kollokationen der geschlechterbezeichnenden Termini untersucht (*homme, femme, sexe* etc.). Weitaus am häufigsten wird *femme* vom (auf einen Mann verweisenden) Possessivpronomen *sa* begleitet, erst ab 1900 dominiert der bestimmte Artikel *la*. Noch im 17. Jahrhundert besteht die typische Beschreibung einer Frau aus Angaben über ihren Zivilstand (verheiratet, verwitwet etc.). Erst in neuerer Zeit wird die wertende Dichotomie alte Frau/junge Frau aufgebaut, welche die Frauen ausserhalb ihrer Ehegrenzen perzipiert und damit „in Begriffe des männlichen Begehrens [...] fasst“.¹⁶⁸

¹⁶⁸ „recasting the female in terms of male desire“ (Olsen 1993:370).

Personalpronomen

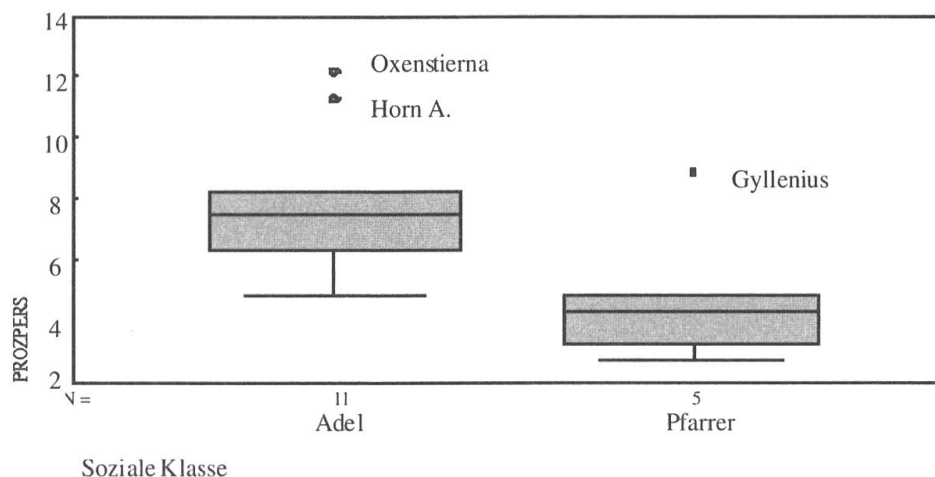
Prozentanzahl Personalpronomen

Die Personalpronomen als Gesamtheit eignen sich nicht zur Unterscheidung zwischen den Geschlechtern. Die Frauen verwenden sie nur nicht-signifikant häufiger als die Männer. Die Korpusgruppierungen „Texttyp“ und „Soziale Schicht“ zeigen jedoch eine signifikante Verteilung der Personalpronomenshäufigkeit.

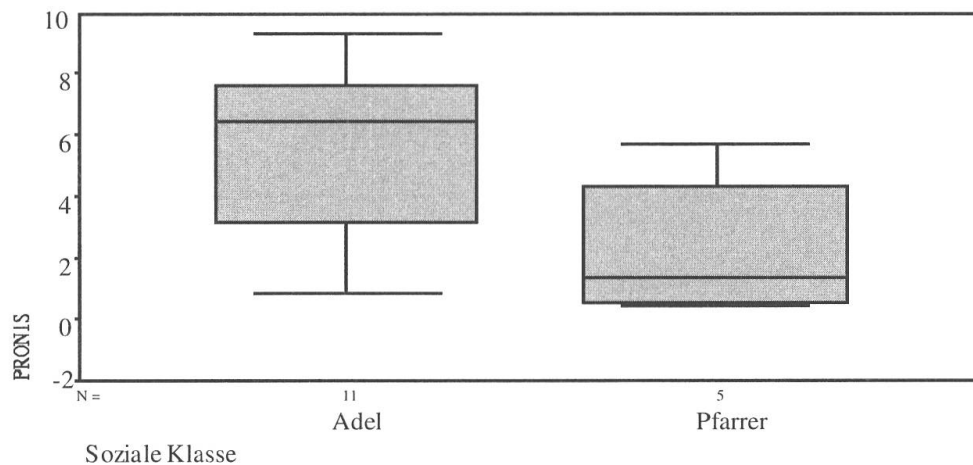


Die protokollartigen Texte weisen deutlich weniger Personalpronomen auf. Die Verhältnisse sind hier also genau umgekehrt wie bei den namentlichen Nennungen, wo die protokollartigen Texte deutlich dominieren (s. weiter oben). Neun der zehn erzählenden Texte enthalten mehr Personalpronomen als alle Protokolle! Im Folgenden werden die Zusammenhänge zwischen Pronomenverwendung, Nennungen und Subjektwiedergabe genauer betrachtet werden müssen.

Etwas weniger deutlich, aber immer noch signifikant, ist die höhere Verwendung von Personalpronomen beim Adel.



Prozentanzahl Personalpronomen 1. Person Singular



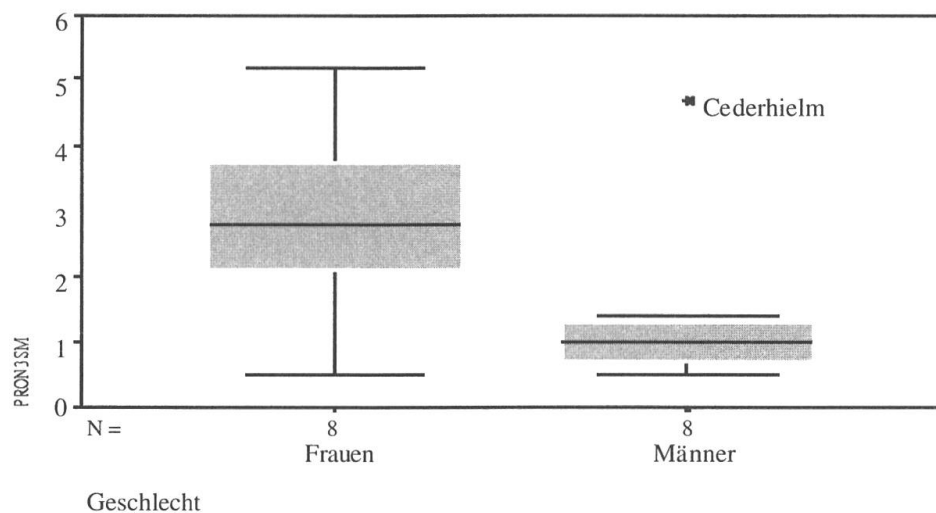
Es wäre zu erwarten, dass das Personalpronomen der ersten Person Singular in Autobiographien und Tagebüchern unabhängig vom Geschlecht der Autoren einen prominenten Platz einnimmt. Tatsächlich verhalten sich die Männer und Frauen ähnlich, sie pendeln zwischen 0.5 und 9.3 % (Oxenstierna) resp. 7.6 % (H. Horn). Feststellbar ist lediglich eine leichte, nicht signifikante Tendenz der Frauen, öfters „ich“ zu schreiben. Signifikant anders verhalten sich hingegen die Angehörigen der beiden Sozialschichten.

Der Adel schreibt deutlich häufiger „ich“ als die Pfarrersschicht. Mit einer unterschiedlichen Erzählperspektive hängt dieses Resultat kaum zusammen, da es sich bei allen Texten um Selbstzeugnisse aus der Ich-Perspektive handelt und auch die zusätzliche Unterscheidung in protokollartige und erzählende Texte keinen Niederschlag bei diesem Pronomen findet.

Prozentanzahl Personalpronomen dritte Person Singular maskulin

Grosse Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen sich jedoch bei der Verwendung des Personalpronomens der dritten Person Singular maskulin (hier wurden allerdings nur diejenigen Pronomen berücksichtigt, die kontextunabhängig (d.h. auf der alphabetischen Tokensliste) als eindeutig maskuline Form identifiziert werden können: *han/hans/honom*, hingegen nicht *sin/sig* etc.). Die Frauentele enthalten signifikant häufiger maskuline Pronomen; mit Ausnahme des ausgeklammerten Cederhielm bewegen sich sämtliche Männertexte auf dem Niveau des ersten Frauenquartils.

Bringt man diese Grafik mit den Männernamen in Verbindung, zeigt sich die Notwendigkeit sorgfältiger Abwägung: Maria Agriconia verwendet zwar am wenigsten Pronomen der dritten Person Singular maskulin, doch daraus darf nicht auf die Absenz von Männern in ihrem Text geschlossen werden, denn sie nennt etwa gleich viele Männer wie Frauen (21/20). Allerdings referiert sie Männer häufiger namentlich, während sie Frauen namentlich und zusätzlich vor allem pronominal anführt, wie die übernächste Grafik deutlich zeigen wird.

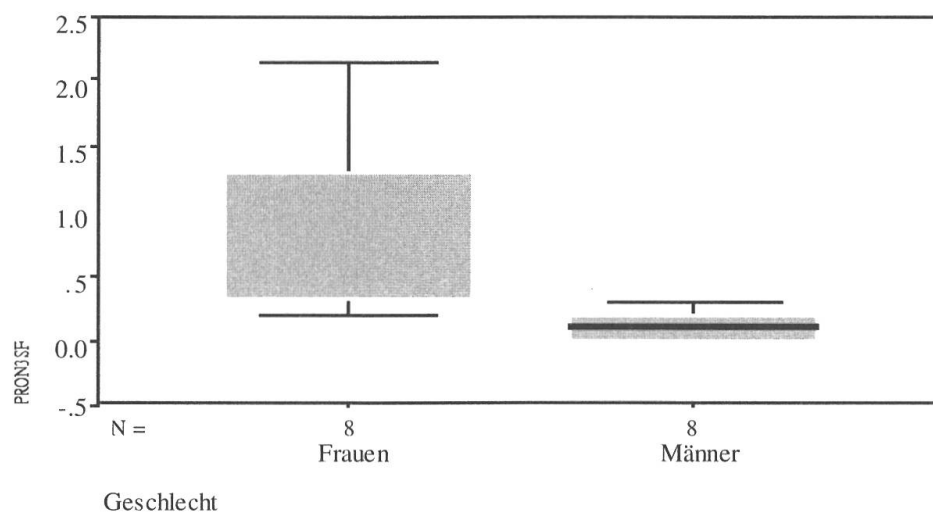


Noch stärker unterscheidet sich das Personalpronomen der dritten Person Singular maskulin in den zwei Perioden. Die früheren Texte enthalten seltener die Pronomen *han/honom* etc.

Tendenziell unterscheidet dieses Sprachmerkmal auch zwischen den sozialen Schichten. Die Adeligen verwenden es häufiger als die Vergleichsgruppe.

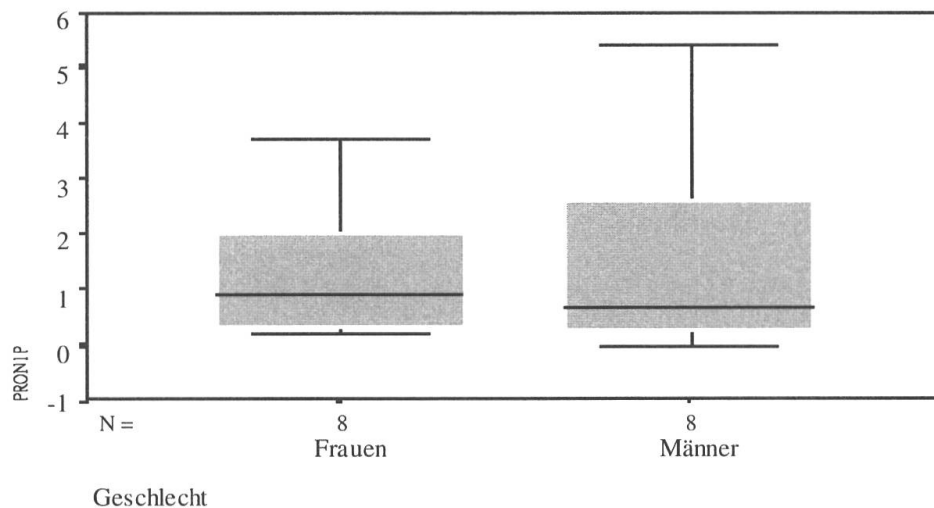
Prozentanzahl Personalpronomen dritte Person Singular feminin

Die Verteilung beim Personalpronomen der dritten Person Singular feminin ist noch deutlicher als beim Maskulinum (auch hier wurden nur die eindeutigen Formen *hon/hennes/henne* erhoben, hingegen nicht *sig/sin* etc.). Vier Männer kommen gänzlich ohne „sie“ aus, keine einzige Frau hingegen ohne „er“, wie wir oben gesehen haben. Alle anderen Männerwerte von „sie“ sind höchstens auf dem Niveau der beiden tiefsten Frauenwerte, das erreichte Maximum liegt bei den Frauen siebenmal höher als bei den Männern (2.1 vs. 0.3 %).

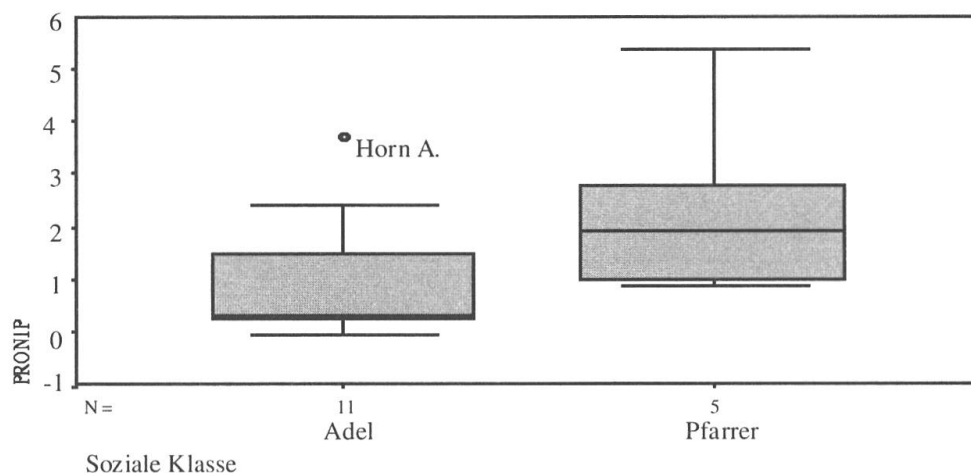


Prozentanzahl Personalpronomen 1. Person Plural

Das Personalpronomen der ersten Person Plural unterscheidet zwar *nicht signifikant* zwischen den Geschlechtern – weil sich hierzu einige Kommentare aufdrängen, wird dieses Boxplot ausnahmsweise doch abgebildet. Beide Geschlechter schreiben fast gleich oft „wir“, hohe Werte weisen nur Gyllenius (2.8 %), Agneta Horn (3.7 %) und besonders Bolinus auf (5.4 %). Dabei zeigt sich, wie wichtig für die Pronomenverteilung die Erzählperspektive des Auszugs ist: Gyllenius beschreibt eine Reise in Begleitung Dritter, Agneta Horn erzählt gemeinsam mit dem Bruder erlebte Kindheitserinnerungen, Bolinus schreibt als Armeemitglied. Alle diese Perspektiven legen den Gebrauch von „wir“ nahe. Auf der anderen Seite nimmt beispielsweise Dahlberg in den Protokollen seiner selbständig absolvierten Dienstreisen als hoher politischer Repräsentant stets eine egozentrierte Perspektive ein, ohne jemals die Sichtweise anderer Personen in seine Aussage einzubeziehen (vollständiges Fehlen des inklusiven "wir").



Erstaunlicherweise zeigt aber auch hier die logistische Regression keinen Zusammenhang zwischen der präferierten Pronomenwahl und dem Texttyp, sondern mit der sozialen Schicht – d.h. es wiederholt sich das Gleiche wie beim Personalpronomen der ersten Person Singular!

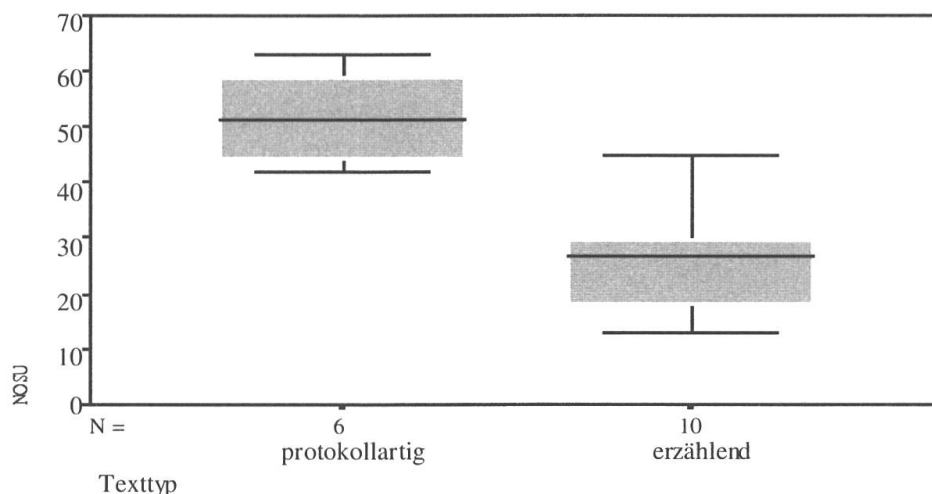


Die Angehörigen der verschiedenen sozialen Stände verhalten sich signifikant unterschiedlich: Die Mehrheit der elf Adelligen weist weniger „wir“ auf als alle fünf Personen aus dem geistlichen Milieu.

Tendenziell weniger „wir“ sind auch in den Texten der zweiten Periode zu erkennen, doch wie bereits eingangs besprochen, überwiegen von 1680-1710 die Adelstexte im Verhältnis 7:3. Dieses Resultat überrascht damit nicht.

Subjektwiedergabe durch Namen/Nomen

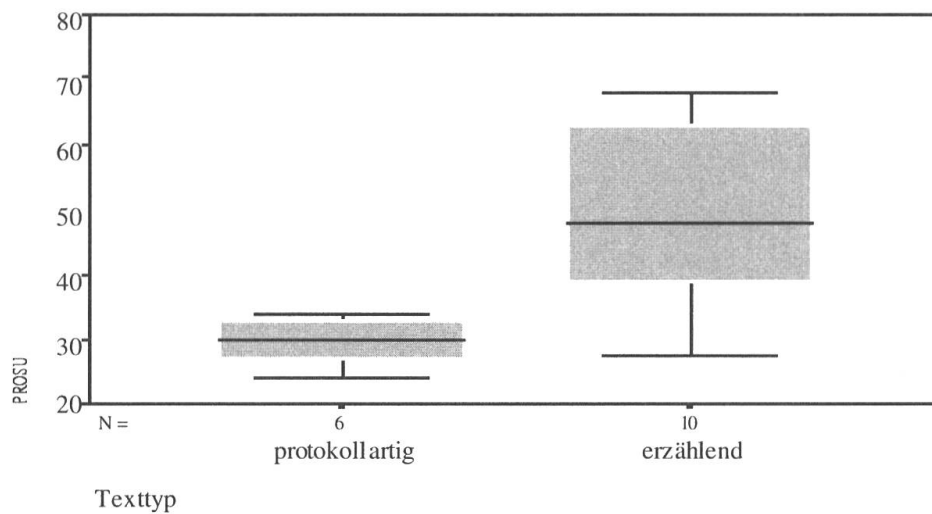
Keine der vier untersuchten Arten der Subjektwiedergabe ist in Frauen- und Männertexten signifikant unterschiedlich verteilt, diese Kriterien werden erst in den anderen Korpusgruppierungen wirksam. Beispielsweise verhalten sich die beiden Geschlechter bei der Subjektwiedergabe durch Namen und Nomen in etwa gleich (daher keine Abbildung). Die Frauen weisen zwischen 13 und 63 % Subjekte mit Namen oder Nomen auf, die Männer zwischen 18 und 59 %. Der Median der Männer liegt unbedeutend höher, während die Frauen eine grössere Streuung aufweisen.



Das Sprachmerkmal ist jedoch in den beiden Texttypen verschieden ausgeprägt. Die protokollartigen Texte liegen bei dieser expliziten Art der Subjektbezeichnung deutlich höher.

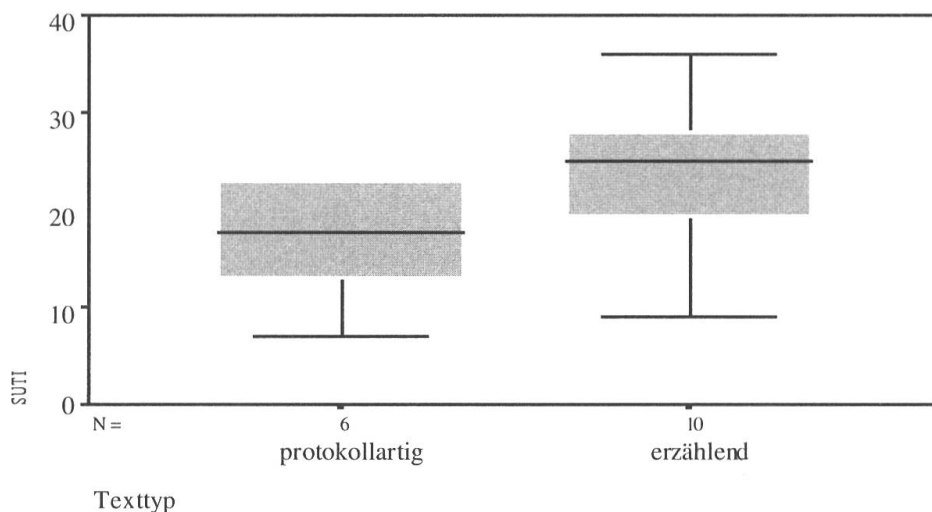
Subjektwiedergabe durch Pronomen

Zur letzten Grafik passt die komplementäre Verteilung der pronominalen Subjekte. Diese weniger explizite Subjektangabe mittels verweisender Pronomen kultivieren vor allem die erzählenden Texte:



Subjekttilgung

Die im hypotaktischen Kontext grammatikalisch korrekte Subjekttilgung tritt signifikant häufiger bei den Texten der zweiten Periode auf, was zweifellos durch deren ebenfalls konstatierte grössere Nebensatzhäufigkeit überhaupt erst ermöglicht wird (siehe „Prozentuale Anzahl der Nebensätze“).



In der zweiten Periode überwiegen die erzählenden Texte. Es überrascht daher nicht, dass die Subjekttilgung im Nebensatz auch zwischen den Texttypen tendenziell signifikant unterscheidet. Die erzählenden Texte streichen öfter Nomen oder Pronomen vor den finiten Verben, z.B. innerhalb des Satzgefüges bei Anschlusssätzen mit identischem Subjekt. Es handelt sich dabei um eine für fortlaufende Prosa übliche und grammatikalisch „korrekte“ Verfahrensweise; eher erstaunlich ist jedoch, dass dieser Stilzug in den tagebuch- und protokollartigen Texten nicht ebenfalls gleich häufig anzutreffen ist, denn subjektlose Eintragungen wie „d 12 Ankommo till S:ta Maura“ (von Anna Åkerhielm) gelten als potentiell textsortenstilkonstituierend für Tagebücher.¹⁶⁹

¹⁶⁹ So verzeichnet etwa Svenske in seiner Studie über die Funktionen und situationellen

Nicht weiter besprochen wird die grammatikalisch inkorrekte Subjekttilgung (Anti). Sie kommt nur in einem Viertel der Texte vor, bei drei Frauen und bei einem Mann resp. zwei Adligen und zwei Pfarrerstöchtern, und sie bewegt sich lediglich zwischen 3 % (Maria Agriconia und Maria Euphrosyna) und 4 % (Anna Åkerhielm und Johan Rosenhane). Damit ist hier die Datenbasis zu klein und homogen für weitere Interpretationen.

3.2.1 Zwischenfazit: Pronominale Charakteristiken

Die Sprachmerkmale Nennungen, Personalpronomen und Subjektwiedergabe sind drei miteinander zusammenhängende Aspekte und sollten nicht isoliert beurteilt werden.

– Die *Frauen- und Männertexte* lassen sich wie folgt charakterisieren: Die Frauen weisen zwar einen höheren Gesamt-Pronomenanteil auf, doch dieser beruht hauptsächlich auf den Possessivpronomen. Die anderen pronominalen Charakteristiken unterscheiden sich zwischen den Geschlechtern praktisch nicht, da die Arten der Subjektwiedergabe, die Gesamtanzahl Personalpronomen und die Gesamtanzahl Personennennungen bei beiden Gruppen ähnlich sind.

In bestimmten Bereichen treten dennoch Unterschiede in der pronominalen Feinstruktur auf. Sie dürften als stilistisch bedingte Varianten aufgefasst werden, da sie nicht mit grundsätzlich unterschiedlichen Textkonzeptionen verbunden scheinen und auch nicht mit thematischen oder soziologischen Faktoren erklärt werden können. Es handelt sich um folgenden Bereich:

Aus den Nennungen ist ersichtlich, dass beide Geschlechter absolut betrachtet viel häufiger auf Männer rekurren. Die Frauen sorgen jedoch gleichzeitig auch für die weitaus meisten Bezüge auf Frauen innerhalb des gesamten Korpus. Die Männer rekurren sowohl namentlich als auch pronominal äusserst selten auf Frauen.

Dementsprechend verzeichnen die Frauentexte mehr Personalpronomen der dritten Person Singular feminin, und auch auf die dritte Person Singular maskulin erstellen sie häufiger pronominale Bezüge als die Männer.

Die Resultate konnten somit nicht erhärten, dass sich die beiden Vergleichsgruppen bei Nennungen, Personalpronomen und Subjektwiedergabe für komplementäre bzw. diametral entgegengesetzte Strategien entschieden. Ein klares Anzeichen dafür wäre beispielsweise ein bei einer der Vergleichsgruppen erhöhtes Vorkommen von Personalpronomen *und* Subjektwiedergabe durch Pronomen *und* gleichzeitig weniger Nennungen. Dass die Verhältnisse keine solche eindeutigen Zusammenhänge erkennen lassen, hängt damit zusammen, dass die Texte zu Gruppen gebündelt und zudem ausschliesslich auf signifikante Abweichungen überprüft werden. Die selbstverständlich immer

Kontexte des Tagebuchschreibens in den Aufzeichnungen des Bauern Erik Backåker überaus häufige Komprimierungstendenzen: Fast 100 % der finiten Hilfsverben werden gestrichen, das Subjekt wird ebenfalls sehr häufig ausgelassen, ein grosser Textanteil besteht aus nicht satzwertigen Phrasen und alle Sätze sind eher kurz (Svenske 1993:63-66).

vorhandenen leichteren Unterschiede manifestieren sich dabei in den verschiedenen Streuungsflächen, ohne in die Bewertung einzufließen.

– Der Vergleich zwischen den *Texttypen* kann auf wesentlich einheitlicheren Beobachtungen aufbauen. Die erzählenden Texte enthalten weniger Nennungen insgesamt und weniger Männernennungen als die protokollartigen. Subjekte werden dementsprechend signifikant seltener durch Namen oder Nomen gebildet. Damit im Einklang stehen der grössere Personalpronomenanteil und die häufigere Subjektwiedergabe mittels Pronomen. Aus der hypotaktischen Struktur der erzählenden Texte lässt sich auch die häufigere Subjekttilgung einleuchtend erklären.

Hinsichtlich der pronominalen Charakteristiken können aus dem texttypologischen Blickwinkel daher grössere und vor allem auch kohärentere Zusammenhänge erkannt werden.

– Es ist eher schwierig, die aus der Korpuseinteilung nach *sozialen Schichten* ersichtlichen Tendenzen zu deuten. Bei allen Nennungen und Subjektwiedergaben verhalten sich der Adel und die Geistlichen ähnlich. Die Pfarrersschicht verwendet aber weniger Pronomen und Personalpronomen insgesamt, im Speziellen zudem weniger Personalpronomen der 1. Person Singular sowie der dritten Person Singular feminin und maskulin Ihre Texte enthalten ausserdem signifikant häufiger das Pronomen „wir“.

Womit sie die „fehlenden“ Pronomen „ersetzen“, lässt sich anhand der Befunde bei den Nennungen und der Subjektwiedergabe nicht feststellen. Auch hier „verbergen“ sich – wie bei der Korpuseinteilung nach Geschlechtern – die heterogen verteilten Unterschiede in den jeweiligen Streuungen, ohne für das Resultat signifikant anrechenbar zu werden.

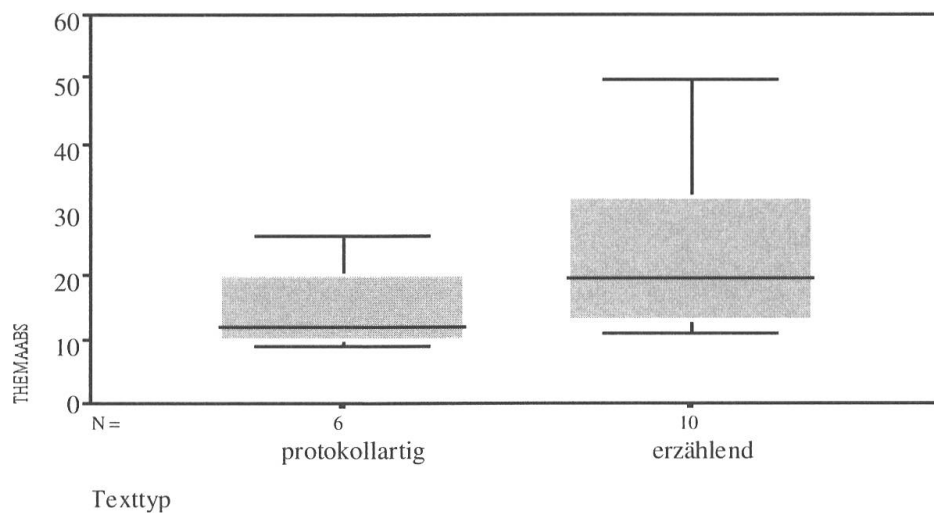
3.3 Themen

Themen total

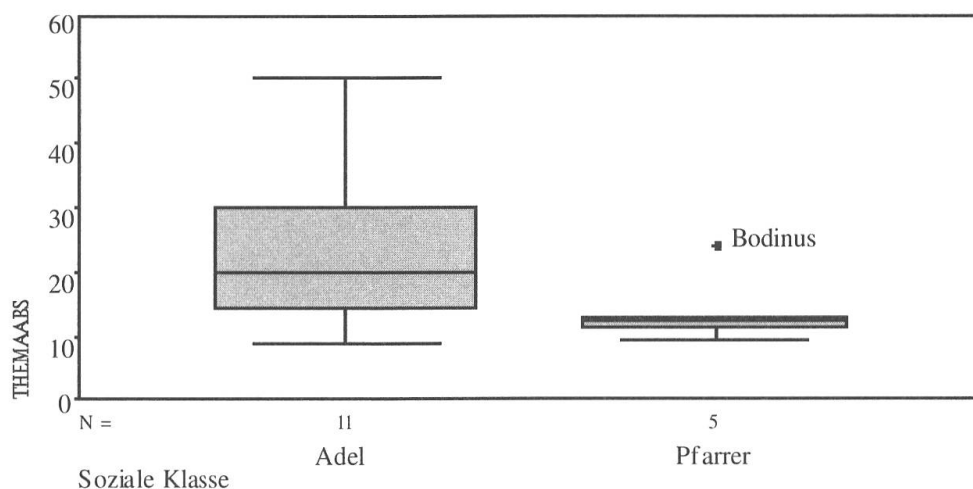
Das Gesamtvorkommen an thematischen Schlüsselwörtern variiert in keiner Korpusanordnung signifikant. Es unterscheidet einzig tendenziell zwischen den frühen und den späteren Texten; die Texte zwischen 1680 und 1710 enthalten insgesamt leicht mehr der untersuchten Schlüsselwörter.

Abstrakta

Die einzelnen Männer- und Frauentexte enthalten etwa in gleichem Umfang abstrakte Begriffe. Tendenziell signifikante Unterschiede bestehen hingegen zwischen den Texttypen und – noch stärker – zwischen den sozialen Schichten (P-Wert 0.0850 vs. 0.0763). Abstrakta werden häufiger in erzählenden Texten verwendet, und sie sind typisch für die Adligen.



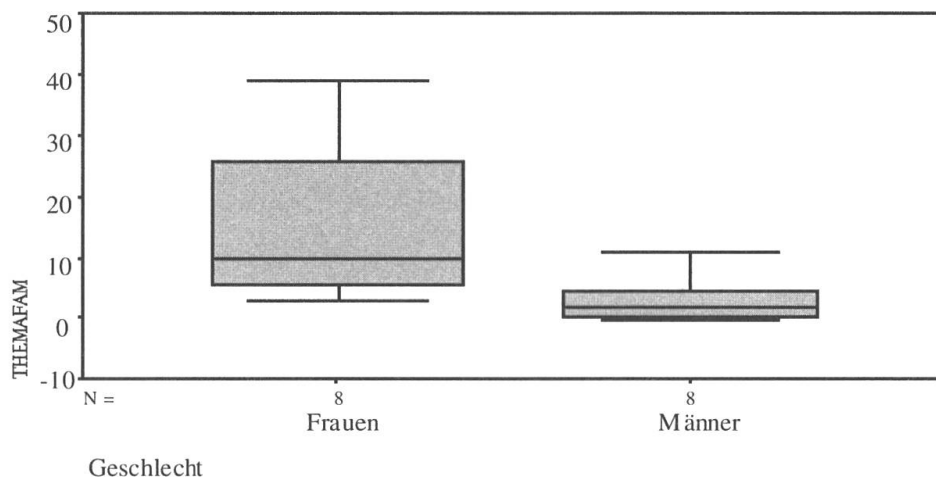
Am deutlichsten unterscheiden sich in dieser Hinsicht jedoch die Texte der zweiten Periode von den früheren. Dies resultiert eindeutig aus der Kumulation von zwei Über-



schneidungen: Erzählende Texte und solche von Adligen sind in der zweiten Periode übervertreten.

Familie

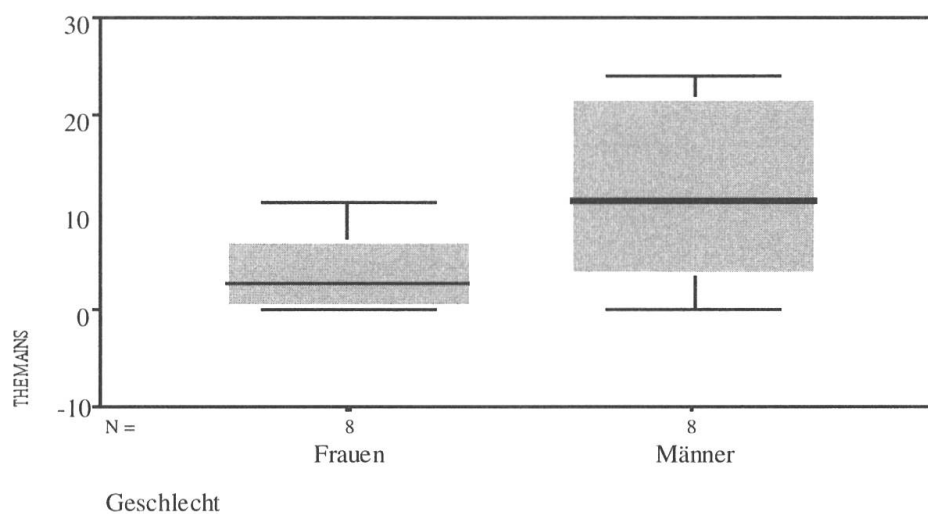
Die Frauen sprechen signifikant öfter von Familienmitgliedern als die Männer, unabhängig vom Texttyp oder der sozialen Schicht.



Institutionen

Von Institutionen, Körperschaften oder sonstigen Organisationen (beispielsweise dem Reichstag) sprechen Frauen dagegen signifikant seltener als die Männer.

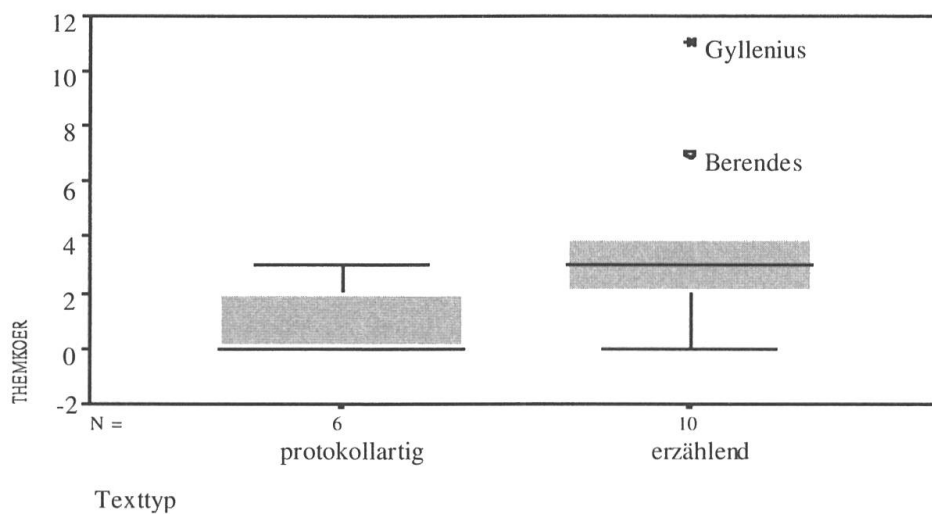
Tendenziell signifikante Unterschiede bestehen zudem zwischen den Perioden. In der ersten Periode werden Institutionen noch weniger häufig thematisiert. Ab 1680 finden vor allem staatliche und militärische Institutionen vermehrt das Interesse der Schreibern.



Körper

Wie häufig dagegen Körperteile, Krankheiten u.ä. thematisiert werden, scheint vor allem vom Texttyp abzuhängen. Vier von insgesamt fünf Texten, in denen das Thema Körper überhaupt nie erscheint, sind protokollartige. Obwohl es sich dabei gleichzeitig um vier Männer- und nur einen Frauentext handelt, erkennt die logistische Regression keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern (keine Abbildung). Alle Texte liegen auf ähnlich tiefem Niveau (zwischen null und vier Vorkommen), mit Ausnahme der wesentlich höher situierten Erzähltexte von Berendes und Gyllenius.

Hier ist anzumerken, dass nicht zwischen konkretem und metaphorischem Gebrauch unterschieden wird, was bedeutet, dass auch Körpermetaphern sich im Resultat niederschlagen. Ein Beispiel für metaphorischen Gebrauch: *hiärtans wedervärthghet / hiärtans biter hårdh dagh* (A. Horn), für konkreten Gebrauch: *händer och fätter [wore] affrussne* (Franc). Es fällt auf, dass alle Autoren und die Hälfte der Autorinnen ausschliesslich konkreten Gebrauch machen. Die metaphorische Rede vom Körper ist im vorliegenden Korpus damit ausschliesslich für Frauen typisch. Metaphorisch operieren Agneta Horn in allen drei Fällen, Maria Agriconia in zwei von drei, Berendes in vier von sieben und schliesslich Oxenstierna in zwei von vier. Wie bis hierhin und im Folgenden mehrfach festzustellen ist, orientieren sich diese vier Autorinnen besonders eng an religiösen Text- und Sprachmustern.¹⁷⁰

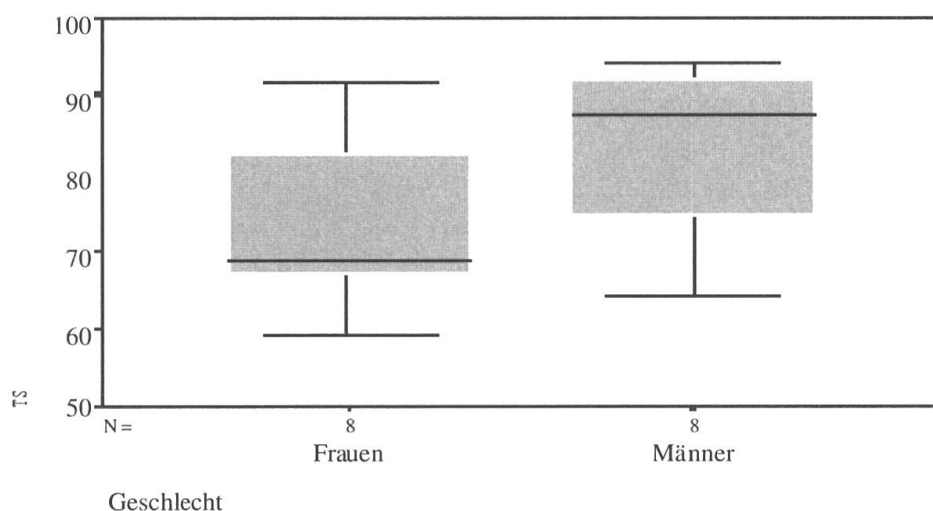


¹⁷⁰ Vgl. besonders die Kapitel 3.1.3.1 und die biographischen Angaben zu den Autorinnen in Kapitel 5.

3.4. Syntax

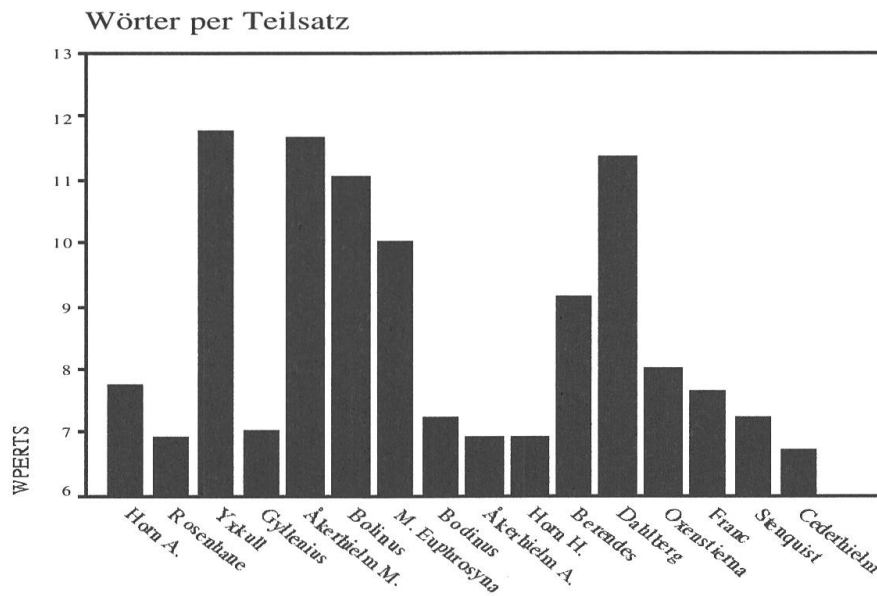
Anzahl Teilsätze

Die Männer haben leicht mehr Teilsätze pro Text und damit etwas stärker gegliederte Texte als die Frauen (tendenziell signifikante Verteilung). Zwar liegen die Mediane weit auseinander – die Hälfte der Frauen hat weniger als 70 Teilsätze, während die männliche Vergleichsgruppe etwas unter 90 Teilsätze aufweist – doch die obere Hälfte der Frauen gleicht die Unterschiede fast wieder aus, so dass sich die Boxplots in der Länge zum grössten Teil überschneiden.

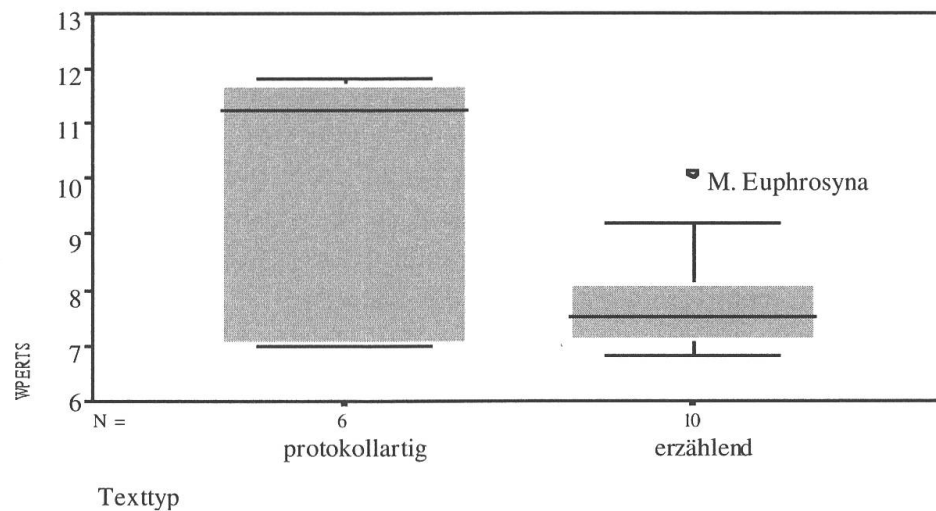


Durchschnittliche Anzahl Wörter pro Teilsatz

Es wird oft betont, die Satzlänge werde nur adäquat erfasst, wenn Klarheit über das Verhältnis zwischen extrem kurzen und extrem langen Sätzen bestehe – die Berechnung des arithmetischen Mittels verwischt die Informationen darüber. Dazu ein Balkendiagramm: Die Werte verteilen sich so, dass neun der Texte zwischen 6.8 und 7.9 Wörtern pro Teilsatz aufweisen, nur drei zwischen 8 und 11 und vier zwischen 11 und 12.3 liegen. Es lassen sich somit zwei deutlich zu unterscheidende Niveaus feststellen, jedoch keine extrem von den anderen abweichenden Werte. Der Grund für diese relativ homogene Verteilung ist, dass nicht graphische Sätze oder ganze Satzgefüge untersucht werden, die in ihrer Länge stark schwanken können, sondern die einzelnen Teilsätze.



Die durchschnittliche Anzahl Wörter pro Teilsatz unterscheidet nur zwischen den Texttypen signifikant. In der Sekundärliteratur wird die Teilsatzlänge oft als individual



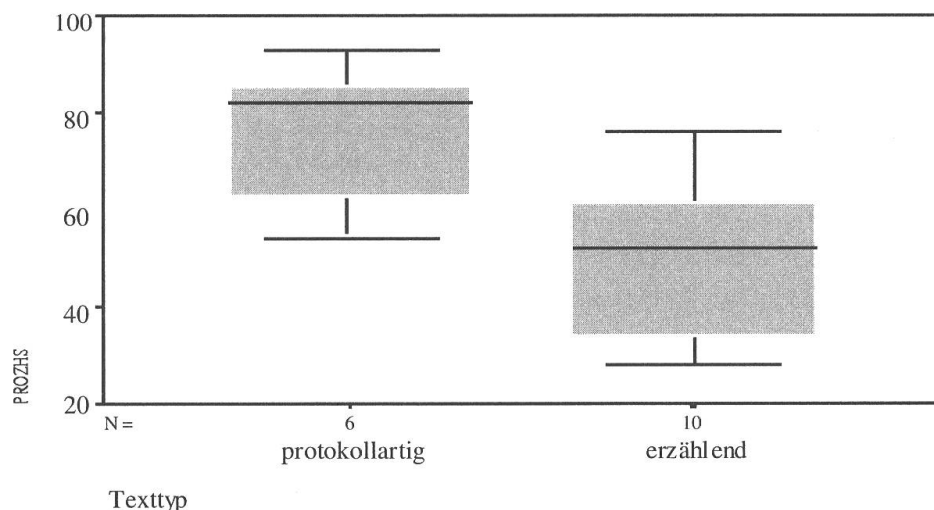
stilistisches Merkmal bezeichnet; Fucks betonte allerdings schon früh, dass ihr zusätzlich eine gattungsdifferenzierende Funktion zukommt.¹⁷¹ Erstaunlicherweise zeichnen sich nicht die erzählenden, sondern die protokollartigen Texte durch lange Teilsätze aus. Die informationsspeichernde Funktion protokollartiger Textsorten scheint sich auf die Satzlänge auszuwirken.¹⁷²

¹⁷¹ Pieper 1979:27.

¹⁷² Auch im historischen Korpus von Admoni hängt die Satzlänge wesentlich von der Textsorte ab. Am längsten ist sie in Urkunden und Chroniken, wo „der Schwerpunkt [...] auf erschöpfender und nicht zu missdeutender Wiedergabe gewisser Sachverhalte

Dieses Sprachmerkmal gilt – wie der noch zu besprechende Anteil Nebensätze – allgemein als syntaktisches Komplexitätsmass.¹⁷³ Dessenungeachtet verhalten sich die Texttypen des Korpus bei den beiden Indikatoren genau entgegengesetzt; die Protokolle weisen bei den Wörtern pro Teilsatz auf eine hohe Komplexität hin, bei den Nebensätzen hingegen auf niedrigere. Das deutet darauf, dass die Wörter per Teilsatz hier eher als Anzeichen ausgeprägter Spezifikation gedeutet werden sollten.

Prozentuale Anzahl der Hauptsätze



Auch dieses syntaktische Merkmal entfaltet seine Unterscheidungswirksamkeit nicht zwischen den Geschlechtern, sondern den Texttypen. Nicht überraschend enthalten die protokollartigen Texte prozentual mehr Hauptsätze als die erzählenden.

Noch deutlicher unterscheidet das Sprachmerkmal zwischen den Perioden – was zu erwarten war, da die erzählenden Texte in der zweiten Periode dominieren. Die frühen Texte weisen signifikant mehr Hauptsätze auf als die späteren.

Tendenziell verwenden auch die Adligen weniger Hauptsätze als die Geistlichen.

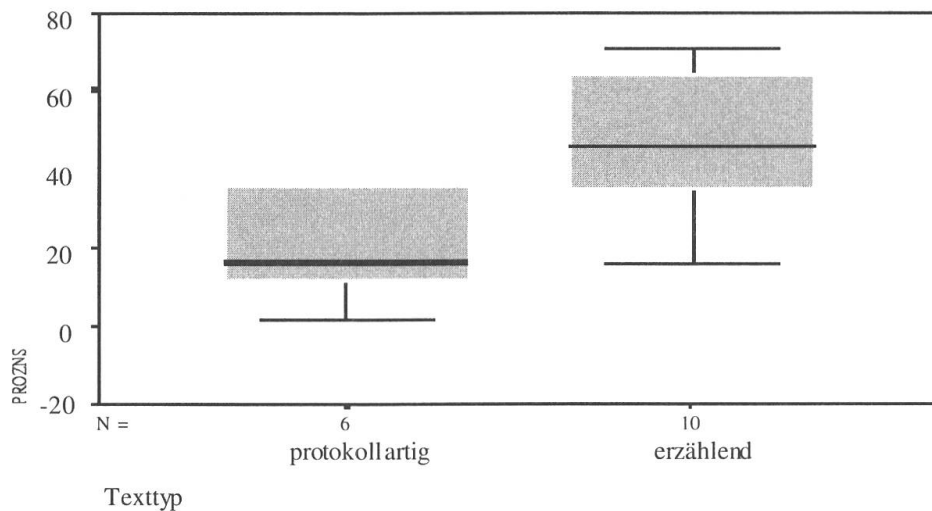
Prozentuale Anzahl der Nebensätze

Die Komplexität von Texten nimmt in der Regel mit der Anzahl der Nebensätze zu. Hohe numerische Werte bei den Nebensätzen können somit als Indikatoren hoher Komplexität gelten.

konkreterer oder abstrakterer Art [liegt], selbst wenn dabei das unmittelbare Verständnis erschwert oder der Text zu einer einförmigen Wiederholung von gleichen Formeln wird“ (Admoni 1967:160). Gleichzeitig betont Admoni aber auch, dass zwischen den Autoren gleicher Textsorten grosse individuelle Unterschiede bestünden – eine Deutung, die in unserem Material eben nicht möglich ist. Hier ist anzumerken, dass Admoni ein sehr viel heterogeneres Textsortenspektrum zusammenfasst und – womöglich noch folgenschwerer – seine Daten keinerlei statistischen Kontrollen unterzieht. Mehrmals liegen die seinen Interpretationen zugrundeliegenden Werte so nahe beieinander, dass Zweifel hinsichtlich ihrer Aussagekraft aufkommen.

173 Z.B. bei Westman 1974:202, die auf Telemann 1974 abstützt.

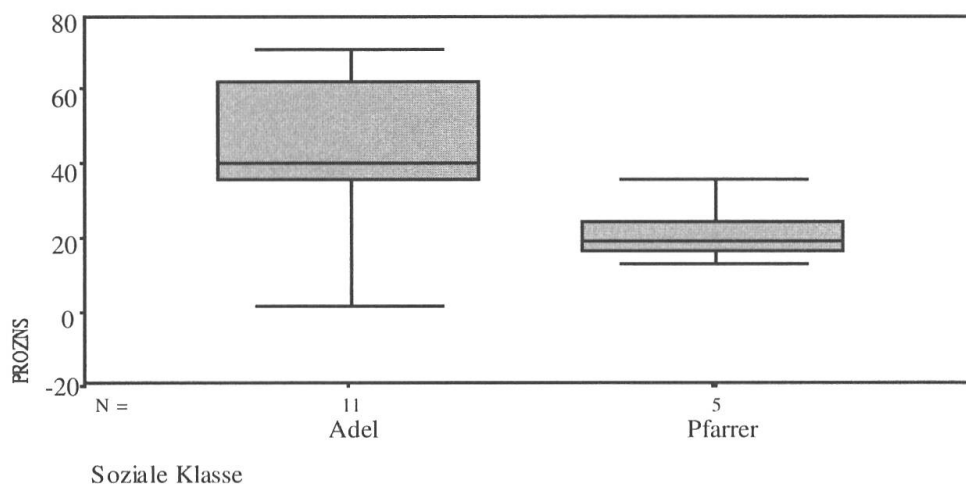
Folgerichtig verhält es sich bei den Nebensätzen genau umgekehrt wie bei den Hauptsätzen; hier liegen die erzählenden Texte signifikant höher. Da die unvollständigen Teilsätze zwischen den Texttypen nicht unterscheiden, darf aus der Anzahl Wörter pro Teilsatz und den Haupt- und Nebensatzvorkommen jetzt geschlossen werden, dass die protokollartigen Texte ihre Informationen weit häufiger in voll ausgebauten Hauptsätzen transportieren und auf Nebensätze öfter verzichten, so dass dementsprechend ihre Teilsätze länger werden als die der erzählenden Texte – der auf den ersten Blick erstaunliche Befund bei der Anzahl Wörter pro Teilsatz findet so eine Erklärung.



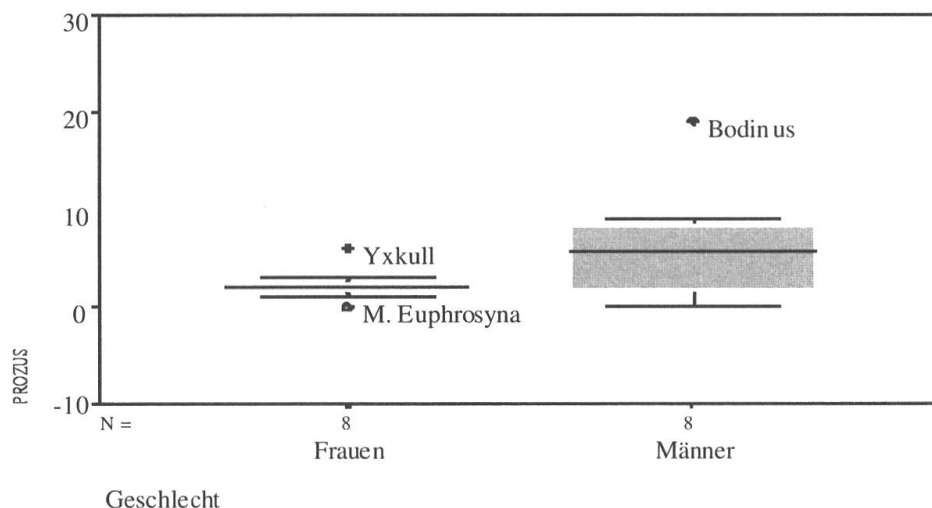
Die Frauen weisen hier eine grössere Streuung auf als die Männer (Boxplot nicht abgebildet). Mit nur 2 % Nebensätzen liegt Beata Yxkull zwar mit Abstand hinter allen Autoren, doch mit Oxenstierna steht auch eine Frau an der Spitze der Skala (71 %). Die mittleren Quartile der Frauen liegen leicht höher; insgesamt konstruieren sie etwas häufiger syntaktisch komplexe Sätze als die Männer, doch der Unterschied ist statistisch nicht signifikant. Hingegen zeigt sich, dass die Adelligen signifikant mehr Nebensätze bilden als die Geistlichen (Grafik auf nächster Seite).

Am deutlichsten wirkt sich das Sprachmerkmal zwischen den Perioden aus (keine Abbildung). In der Zeit von 1680-1710 wurden wesentlich mehr Nebensätze verwendet. Dies ist wohl in erster Linie damit verknüpft, dass die erzählenden Texte in dieser Periode dominieren. Inwiefern dahinter auch ein zeittypisches Stilideal steht, kann hier nicht weiter verfolgt werden.¹⁷⁴

¹⁷⁴ Admoni 1967:168-9 stellt für die Entwicklung der deutschen Literatursprache ab dem frühen 17. Jh. eine bedeutende Zunahme hypotaktischer Satzgebilde fest, welche aber schon im 18. Jh. nicht im gleichen Takt weitergeführt worden sei. Er betont, dass es sich dabei nicht um einen Abbau, sondern um ein weniger starkes Wachstum handle. Unsere schwedische Privatprosa lässt für das letzte Jahrhundertfünftel offensichtlich noch keine Ansätze zu einem derartigen Stilwandel erkennen, hier scheint die Hypotaxe nach wie vor so deutlich im Aufschwung, dass der Vergleich zwischen den Perioden signifikante Unterschiede ergibt. Unser Resultat wird indirekt auch durch Olsson 2002 bestätigt, der für die schwedische *Poesie* der Zeitspanne 1680-1740 das Vorherrschen von Parataxe und fester Textbindung nachweist, während von 1640-80



Prozentanzahl unvollständige Teilsätze



Neben der eingangs besprochenen Anzahl Teilsätze werden die unvollständigen Teilsätze als einziges syntaktisches Merkmal zwischen Männer- und Frauentexten (tendenziell) unterscheidungswirksam. Die Männer weisen mehr unvollständige Teilsätze auf, doch auch sie verhalten sich relativ homogen, wenn man vom Ausreisser Bodinus absieht, der einen typischen „Notizenstil“ mit Auslassung des finiten Verbes pflegt. Die Frauen legen offensichtlich grösseren Wert auf vollständige Satzkonstruktionen. Die Männertexte enthalten zwischen 0 und 9 % unvollständiger Sätze (ohne Bodinus), diejenigen der Frauen zwischen 0 und 3 %, d.h. sieben Frauen bewegen sich im gleichen Spielraum wie die 3 tiefsten Männerwerte.

die Parataxe (und damit die Hauptsätze) überwiegen.

3.5 Übersichtstabellen und Zusammenfassungen

a) Geschlecht: Alle Variablen laut logistischer Regression

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
LEXIKON	
Signifikante Merkmale	
Umfang Gesamtlexikon (LexTy)	0.0480
% Fremdwörter	0.0031
% Personalpronomen 3. Person Singular feminin	0.0002
% Personalpronomen 3. Person Singular maskulin	0.0436
% Possessivpronomen	0.0004
% Pronomen	0.0016
% Wörter > 6 Buchstaben	0.0012
Index	0.0160
Hapax	0.0077
Thema Familie	0.0047
Thema Institutionen	0.0329
Wortlänge definitiv	0.0045
Wortlänge unbereinigt	0.0067
Tendenziell signifikante Merkmale	
Nennungen Frauen	0.0747
Variation Gesamtlexikon (Lextyto)	0.0636
Variation Substantive	0.0629
Nicht signifikante Merkmale	
% Adjektive	0.5705
% lange Formen	0.1794
% Personalpronomen	0.2593
% Substantive	0.4676
% Verben	0.7149
Nennungen Männer	0.7365
Nennungen total	0.8620
Personalpronomen 1. Person Plural	0.7232
Personalpronomen 1. Person Singular	0.2662
Personalpronomen 3. Person Plural	0.2386
Thema Abstrakta	0.1664

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
Thema Aktionen	0.3094
Thema Körper	0.5925
Thema Personen	0.5013
Thema Religion	0.1900
Themen total	0.3240
Variation Adjektive	0.1928
Variation Verben	0.4878
SYNTAX	
Tendenziell signifikante Merkmale	
% unvollständige Teilsätze	0.0532
Anzahl Teilsätze	0.0770
Nicht signifikante Merkmale	
% Hauptsätze	0.8152
% Nebensätze	0.5443
Subjekttilgung	0.2919
Subjektwiedergabe durch Name/Nomen	0.5488
Subjektwiedergabe durch Pronomen	0.9516
Wörter per Teilsatz	0.2995

b) Texttyp: Distinktive Variablen laut logistischer Regression

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
LEXIKON	
Signifikante Merkmale	
% Personalpronomen	0.0042
% Substantive	0.0117
Nennungen total	0.0440
Thema Körper	0.0099
Variation Adjektive	0.0189
Variation Verben	0.0312
Index	0.0323
Tendenziell signifikante Merkmale	
Umfang Gesamtlexikon (LexTy)	0.0800
Variation Gesamtlexikon	0.0907

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
Variation Substantive	0.0540
Nennungen Männer	0.0572
Thema Abstrakta	0.0850
SYNTAX	
Signifikante Merkmale	
% Hauptsätze	0.0028
% Nebensätze	0.0052
Subjektwiedergabe durch Name/Nomen	0.0001
Subjektwiedergabe durch Pronomen	0.0013
Wörter per Teilsatz	0.0211
Tendenziell signifikante Merkmale	
Subjekttilgung	0.0675

c) Schicht: Distinktive Variablen laut logistischer Regression

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
LEXIKON	
Signifikante Merkmale	
% Adjektive	0.0053
% Nebensätze	0,0447
% Personalpronomen	0.0162
% Pronomen	0.0123
Personalpronomen 1. Person Singular	0.0432
Tendenziell signifikante Merkmale	
% Hauptsätze	0,0680
Personalpronomen 3. Pers. Sg. maskulin	0.0845
Personalpronomen 1. Person Plural	0.0768
Thema Abstrakta	0.0763

d) Periode: Distinktive Variablen laut logistischer Regression

Untersuchtes Merkmal	P-Wert
LEXIKON	
Signifikante Merkmale	
Umfang Gesamtlektion (LexTy)	0.0013
Variation Gesamtlektion	0.0018
Variation Adjektive	0.0256
Variation Verben	exakt ¹⁷⁵
Hapax	0.0340
% lange Formen	0.0015
% Personalpronomen 3. Pers. Sg. maskulin	0.0376
Nennungen Frauen	0.0278
Thema Abstrakta	0.0181
Tendenziell signifikante Merkmale	
% Personalpronomen 1. Person Plural	0.0847
Nennungen total	0.0658
Thema Institutionen	0.0867
Variation Substantive	0.0927
Themen total	0.0828
SYNTAX	
Signifikante Merkmale	
% Hauptsätze	0.0001
% Nebensätze	0.0005
Subjektilgung	0.0117

175 Dies ist ein 100%ig zutreffendes Merkmal, deshalb sind probabilistische Angaben nicht möglich.

Übersicht über die gruppenspezifische Anzahl wirksamer Variablen

Die insgesamt 37 distinktiven Sprachmerkmalen treten in den drei Gruppierungen in folgender Verteilung auf:

	Lexikon		Syntax		Total		
	sign.	tend.	sign.	tend.	sign.	tend.	
Geschlecht	12	3	–	2	12	5	(17)
Texttyp	6	5	5	1	11	6	(17)
Schicht	4	3	1	1	5	4	(9)
Periode	9	5	3	–	12	5	(17)

Übersicht über nicht distinktive Sprachmerkmale

% Verben
Aktionsquotient
Personalpronomen 3. Person Plural
Thema Aktionen
Thema Personen
Thema Religion

Übersicht über alle distinktiven Merkmale

Sprachmerkmal	Geschlecht Frauen Männer	Textsorte Protokoll erzählend	Schicht Adel Geistliche	Periode I / II 1650-80 1680-1710
Lexikon				
Umfang Gesamtlexikon	signifikant <i>kleiner grösser</i>	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	signifikanter <i>kleiner grösser</i>
Variation Gesamtlexikon	tendenz. signifikanter <i>kleiner grösser</i>	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>
Variation Substantive	tendenz. signifikanter <i>kleiner grösser</i>	tend. a. signifikantesten <i>kleiner grösser</i>	–	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>
Variation Adjektive	–	signifikanter <i>kleiner grösser</i>	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>
Variation Verben	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	exakt <i>kleiner grösser</i>
% Substantive	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–

Sprachmerkmal	Geschlecht Frauen Männer	Textsorte Protokoll erzählend	Schicht Adel Geistliche	Periode I / II 1650-80 1680-1710
% Adjektive	–	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–
Wortlänge unbereinigt	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–
Wortlänge definitiv	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–
Hapax	signifikanter <i>kleiner grösser</i>	–	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>
% Fremdwörter	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–
% Wörter > 6 Buchstaben	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–
% lange Formen	–	–	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>
[Index] ¹⁷⁶	[signifikant] <i>[kleiner grösser]</i>	[signifikant] <i>[grösser kleiner]</i>	–	–
Nennungen total	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	tendenziell signifikant <i>grösser kleiner</i>
Nennungen Frauen	tendenziell signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>
Nennungen Männer	–	tendenziell signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–
% Pronomen	signifikanter <i>grösser kleiner</i>	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–
% Possessivpronomen	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–	–
% Personalpronomen	–	signifikanter <i>kleiner grösser</i>	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–
% Personalpronomen 1. Person Singular	–	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–
% Personalpronomen 3. Pers. Sg. maskulin	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	tendenziell signifikant <i>grösser kleiner</i>	signifikanter <i>kleiner grösser</i>

¹⁷⁶ Der *Index* wird nicht nochmals mitgezählt, da er aus *W>6* und *WperTS* zusammengesetzt ist.

Sprachmerkmal	Geschlecht Frauen Männer	Textsorte Protokoll erzählend	Schicht Adel Geistliche	Periode I / II 1650-80 1680-1710
% Personalpronomen 3 Pers. Sg. feminin	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–	–
% Personalpronomen 1. Person Plural	–	–	tendenz. signifikanter <i>kleiner grösser</i>	tendenziell signifikant <i>grösser kleiner</i>
Subjektwiedergabe Name/Nomen	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–
Subjektwiedergabe Pronomen	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–
Subjekttilgung	–	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>
Themen total	–	–	–	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>
Thema Abstrakta	–	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	tendenz. signifikanter <i>grösser kleiner</i>	signifikant <i>kleiner grösser</i>
Thema Familie	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–	–
Thema Institutionen	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>
Thema Körper	–	signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–
Syntax				
Anzahl Teilsätze	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–
Wörter per Teilsatz	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	–	–
% Hauptsätze	–	signifikant <i>grösser kleiner</i>	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	signifikanter <i>grösser kleiner</i>
% Nebensätze	–	signifikanter <i>kleiner grösser</i>	signifikant <i>grösser kleiner</i>	am signifikantesten <i>kleiner grösser</i>
% unvoll. Teilsätze	tendenziell signifikant <i>kleiner grösser</i>	–	–	–

In den folgenden Abschnitten wird diese Übersicht über alle disjunktiven Merkmale detaillierter besprochen.

Fazit: Geschlechtsspezifische Unterschiede

Zwischen den Texten von Männern und Frauen wurden 17 Sprachmerkmale unterscheidungswirksam. Sie treten vor allem im Lexikon auf, genauer lokalisiert beim Umfang und der Variation des Wortschatzes und bei den Pronomen. Hier weisen die Frauen insgesamt achtmal deutlich kleinere Werte auf: Bei Umfang und Variation des Gesamtlexikons, bei der Variation der Substantive, bei der effektiven und der bereinigten Wortlänge, beim Anteil Fremdwörter, bei den Einfachnennungen (Hapax) und den Wörtern mit mehr als sechs Buchstaben. In allen diesen Punkten verhalten sich die Frauen sprachlich „einfacher“.

Gross sind die Unterschiede bei den Personennennungen und bei den Pronomen. Die Frauen weisen bei vier Pronomentypen höhere Werte auf: bei allen Pronomen zusammengefasst, bei den Possessivpronomen und bei den Personalpronomen der dritten Person Singular maskulin und feminin. Anstelle von Namen und Nomen in Objekten verwenden sie häufiger Pronomen; sie rekurren pronominal auf bereits Bezeichnetes und produzieren damit weniger explizite oder m.a.W. referentiell mehrdeutige Texte. Mit ihren höheren Werten bei der Nennung von Frauennamen und dem Personalpronomen der dritten Person Singular feminin spiegeln sie eine andere Umgebung als die Männer, in deren Texte Frauen viel seltener oder überhaupt nicht vorkommen.

Auch bei den thematischen Auswertungen offenbaren sich die unterschiedlichen Lebenssphären deutlich: Die Frauen schreiben wesentlich öfter von Familienmitgliedern und seltener von Institutionen.

Syntaktisch bestehen erstaunlich wenige Unterschiede, und sie sind nicht einheitlich zu deuten. Einerseits enthalten die Frauentexte weniger Teilsätze; dies geht aber nicht mit deutlich längeren Teilsätzen einher, wie zu erwarten wäre. Andererseits weisen die Frauentexte weniger unvollständige Teilsätze auf; sie gestatten sich hier signifikant weniger stilistische Freiheiten als die Männer. Syntaktisch verhalten sich die Frauen somit in etwa gleich oder sogar komplexer als die Männer.

Interessant ist, dass ein Grossteil unserer geschlechtsabhängigen Parameter in der Sekundärliteratur meist als autorspezifisch bzw. individualstilistisch gelten (Wortschatzumfang und -variation, Wortlängen, Hapax, Fremdwörter, Satzlänge und -komplexität).¹⁷⁷ Geschlechtsspezifische Fragestellungen liegen diesen (älteren) Untersuchungen mit meist ausschliesslich Männertexte enthaltenden Korpora nicht zugrunde, und damit wurden anders nicht erklärbare Resultate unverzüglich in individualstilistischem Licht gedeutet – hier zeigt sich, dass sich hinter dem Befund Individualstil durchaus noch unbeachtete Faktoren verbergen können, die seine Gültigkeit relativieren.

Als weiterer Vergleich soll hier eine moderne Untersuchung englischer Briefe des 17. Jahrhunderts dienen.¹⁷⁸ Wo sie die gleichen Variablen wie in der vorliegenden Arbeit untersucht, kommt diese statistisch nicht gleich, aber vergleichbar vorgehende Studie zu folgenden Resultaten: Wenn Frauen einen Brief an eine Frau richteten, wiesen sie häufiger das Personalpronomen erste Person Singular und einen grösseren Verbanteil

¹⁷⁷ Nübold 1974:100-101.

¹⁷⁸ Biber/Conrad/Reppen 1998:216-222.

auf (mit nur zwei Samples ist diese Gruppe allerdings nicht repräsentativ). Richteten sich hingegen Männer an Männer, verwendeten sie mehr lange Wörter, eine grössere Wortvariation und mehr Adjektive. In unserem Material ist das Verbvorkommen in keiner Hinsicht unterscheidungswirksames Sprachmerkmal und das Personalpronomen zeigt keine Abhängigkeit vom Geschlecht. Das Pronomen variiert hier aber auch nicht hinsichtlich der Textsorte. Da der dialogische, appellative Charakter der Textsorte Brief für beide Geschlechter gilt, liegt die Vermutung nahe, dass zu wenig Frauentexte in die Untersuchung eingingen und eine Vergrößerung des englischen Samples zu anderen Resultaten geführt hätte. Zu diesem Schluss komme ich auch deshalb, weil die sprachlichen Charakteristika der zahlreicher vertretenen Männerbriefe (5 Samples) sich mit dem in unserer Privatliteratur festgestellten männerspezifischen Verhalten besser decken: Lange Wörter verwenden Männer auch hier signifikant häufiger und ihre Variation des Gesamtlexikons ist tendenziell ebenfalls grösser (ein grösserer Adjektivanteil ist jedoch nicht nachweisbar). Die Autoren betonen, es sei eminent wichtig hinsichtlich der Ausformung dieser sprachlichen Merkmale, das Geschlecht des Adressaten zu bestimmen. Zumindest auf den ersten Blick kann dies aufgrund unserer Resultate nicht unterstützt werden. Unsere vordergründig nicht an Adressaten eines bestimmten Geschlechts gerichteten Texte weisen bei den gleich stark repräsentierten Frauen kein einziges und bei den Männern 2/3 der Merkmale auf; d.h. dass es sich dabei um adressatenunabhängige Merkmale handeln könnte, die eher mit anderen, noch nicht näher bestimmten Faktoren zusammenhängen. Aus den Männerresultaten könnte man schliessen, dass dies offensichtlich geschlechtsabhängige Faktoren sein müssen, doch das müsste an einem breiteren Frauenkorpus verifiziert werden. Grundsätzlich sollten allerdings solche Übertragungen nicht strapaziert werden, denn wie im methodischen Teil bereits betont wurde, gibt es keine in allen Kontexten stiltragende Sprachmerkmale, und die kontextuellen Unterschiede zwischen den beiden Korpora sind nicht unerheblich.

Fazit: Texttypenspezifische Unterschiede

Zwischen den Texttypen wirken ebenfalls 17 der Sprachmerkmale unterscheidend, doch es sind nur in drei Fällen die selben wie zwischen den Geschlechtern. Syntaktische Unterschiede sind hier häufiger anzutreffen.

Die protokollartigen Texte weisen bei fünf lexikalischen Merkmalen kleinere Werte auf: bei Umfang und Variation des Gesamtlexikons wie bei der Variation von Substantiven, Adjektiven und Verben liegen sie hinter den erzählenden Texten. Gleichzeitig schaffen sie grosse Eindeutigkeit mit einem hohen Substantivanteil, vielen Namensnennungen insgesamt und speziell von Männern (Frauen hingegen werden in keinem Texttyp signifikant häufiger genannt). Pronominale Unterschiede bestehen mit einer Ausnahme keine; die protokollartigen enthalten lediglich weniger Personalpronomen als die erzählenden Texte. Dem entsprechen die Verhältnisse bei der Subjektwiedergabe: Die protokollartigen regieren das Verb öfter mit Nomen oder Namen und seltener mit Pronomen. Sie verzichten zudem seltener auf eine Subjektwiedergabe; dies bietet sich

im hypotaktischen Aufbau der erzählenden Texte häufiger an. Abstrakte Themen und Bezüge auf den Körper sind deutlich seltener in den protokollartigen Auszügen.

Neben der abweichenden Subjektwiedergabe zeichnet sich die Syntax der protokollartigen Texte durch längere Teilsätze, mehr Hauptsätze und weniger Nebensätze aus. Damit weisen sie eindeutig weniger Hypotaxe auf.

Fazit: Schichtspezifische Unterschiede

In den Texten des Adels findet man prozentual mehr Adjektive, doch das ist nicht an eine grössere Variation gekoppelt. Ein Blick in die Beleglisten erhellt, welch grossen Anteil an der Menge die stereotypen periphrastischen Bestandteile der Titel und Personenbenennungen haben, die in den Texten der standesbewussten Adelligen nie vergessen gehen (*kunlig, nådig, greflig, förstlig, älskelig, salig, kära* etc.).

Im Vergleich zu den Geistlichen verwendet der Adel zudem mehr Pronomen insgesamt, mehr Personalpronomen allgemein sowie der 1. Person Singular und 1. Person Singular maskulin im Besonderen. Hingegen schreiben sie signifikant seltener „wir“ als die geistlichen Personen. Die Bedeutung der Textperspektive für diese Befunde wurde bei den Boxplots bereits angesprochen.

Ihre Aussagen kleiden die Adelligen deutlich häufiger in Abstrakta. Weitere lexikalische oder syntaktische Merkmale in Abhängigkeit von der Schicht lassen sich anhand dieses Untersuchungsrasters nicht feststellen.

Mit nur neun Resultaten erweist sich das Kriterium „Soziale Schicht“ als am wenigsten griffig. Dies hängt sicherlich damit zusammen, dass die Schreibfähigkeit an sich bereits als Anzeichen einer gewissen sozialen Positionierung betrachtet werden muss, da sie nur von einem kleinen Teil der Bevölkerung erworben werden konnte. Zumindest alle männlichen Autoren müssen zudem den höheren Bildungsschichten zugerechnet werden, wie der berufliche Werdegang auch der Nichtadeligen beweist (Bodinus z.B. ist Ständevertreter im Reichstag). Mit hinein spielt aber sicher auch, dass in der Ausbildung über die Textmuster gleichzeitig mit der Schrift auch das Wissen um die geltenden Stilmormen eingeprägt wurden. Daher überrascht es nicht, dass die Textvorgaben sich sprachlich stärker auswirken als das soziale Umfeld der sie Verwendenden.

Fazit: Periodenspezifische Unterschiede Korrelationen zwischen den vier Korpusanordnungen

In zwei Fällen ist die Periodeneinteilung allein distinktiv: beim Prozentanteil langer Schreibungen und dem Themenvorkommen insgesamt (Themen total). Im ersten Fall kann mit Sicherheit die Durchführung sämtlicher orthographischer Vereinfachungen in den jüngeren Korpus-texten als Erklärung dienen. Für die grössere Themenhäufigkeit der zweiten Periode spielt möglicherweise die Korrelation mit den erzählenden Texten und den Adelpersonen eine gewisse Rolle, doch dieser Erklärungsversuch ist spekulativ. Wo signifikante Unterschiede zwischen den Perioden bestehen, tendiert die spätere

Periode ausnahmslos zu grösserer lexikalischer Variation und syntaktischer Komplexität.¹⁷⁹

In den 15 anderen Fällen ist die Periode nicht allein unterscheidungswirksam, sondern gleichzeitig mit mindestens einer anderen Korpusanordnung. Am häufigsten sind dies die Parameter *Texttyp* und/oder *Klasse*, zu denen die *Periode* Querverknüpfungen aufweist, wie bereits bei der einführenden Besprechung der Korpusanordnungen festgestellt wurde. Immerhin achtmal ist die Periode das am stärksten wirksame Kriterium; davon ist siebenmal die Verbindung zur Textsorte gegeben. Wäre das Korpus ausschliesslich hinsichtlich des Geschlechts und des chronologischen Kriteriums untersucht worden, hätte die fehlende Kontrolle durch Texttyp und Klasse leicht zu unberechtigten Schlussfolgerungen hinsichtlich der diachronen Entwicklung verleiten können. Unterschiede in der Diachronie sind dank der Einteilung in Perioden sichtbar geworden, doch gleichzeitig wurde klar, dass sie auf anderen, nichtchronologischen Faktoren beruhen; sie können zwar zur Deskription herangezogen werden, doch für sich allein verfügen sie über kein explikatives Potential.

Zwischen den drei Korpusanordnungen nach Geschlecht, Texttyp und Schicht lässt die sprachstatistische Auswertung keine „verdächtigen“ Korrelationen erkennen, denn die drei Merkmale sind in den Korpus-texten gleichmässig vertreten und signifikante Ergebnisse treten regelmässig zweimal gleichzeitig in Geschlecht/ Texttyp¹⁸⁰, Geschlecht/ Schicht und Texttyp/ Schicht auf.

Der Einbezug der vierten Korpusanordnung hinsichtlich der Periode resultiert in mehrfachen Überschneidungen. Beispielsweise sind fünf Texte der zweiten Periode bei beiden Geschlechtern erzählenden Typs. Die zu erwartenden Parallelitäten bei den Resultaten sind denn auch eingetroffen: In acht Fällen wirken sowohl der Texttyp als auch die Periode distinktiv, und die beiden Parameter weisen durchwegs parallel gekoppelte Tendenzen auf; beispielsweise treten hohe Werte bei den erzählenden Texten immer gekoppelt an hohe Werte der zweiten Periode auf.

Solche Beobachtungen belegen, wie wichtig eine ausgewogene und wohlüberlegte Zusammenstellung des Korpus für die Deutung der Resultate ist. Werden solche Überschneidungen nicht erkannt oder nicht thematisiert, krankt die Gewichtung des Beobachteten, und falsche oder partielle Deutungen sind die Folge.

Bei drei Sprachmerkmalen sind die Periode und das Geschlecht distinktiv, wobei in zwei der Fälle das Geschlecht wirksamer unterscheidet als der Entstehungszeitpunkt. In drei Fällen sind sogar Geschlecht, Texttyp und Periode gleichzeitig disjunktiv (in jeweils unterschiedlichen Hierarchien).

Die statistische Auswertung hat somit ermöglicht, die bestehenden Querverbindungen zwischen den Untersuchungsparametern ans Licht zu bringen, die Grösse der ausgeübten Einflüsse zu messen und deren jeweilige Hierarchie zu bestimmen.

179 Die drei kleiner als in der Vorperiode ausfallenden Merkmale *Nennungen total*, *Nennungen Frauen* und das *Personalpronomen 2. Person Plural* passen nicht in das Bewertungsraster von Komplexität/Variation.

180 Hier ist der *Index* nicht mitgezählt, da er lediglich eine zusätzliche Kombination aus zwei Einzelmerkmalen darstellt.

3.6 „Hierarchie“ der Unterscheidungsmerkmale

Im Untersuchungskorpus sind neun Sprachmerkmale nur hinsichtlich des Geschlechts distinktiv: Die beiden Masse für Wortlänge, der Fremdwortanteil, die Wörter mit mehr als sechs Buchstaben, der Anteil Possessivpronomen, der Anteil Personalpronomen der dritten Person Singular feminin, das Thema Familie, die Anzahl Teilsätze und die unvollständigen Teilsätze. Damit ist es nicht möglich, geschlechtsspezifische Unterschiede auf einen engen Bereich des Sprachsystems zu begrenzen; die Unterschiede umfassen morphologisch-lexikalische, semantische und syntaktische Aspekte.

Sechs Sprachmerkmale unterscheiden ausschliesslich zwischen den Texttypen. Es sind dies: Anteil Substantive, Nennungen Männer, Subjektwiedergabe durch Nomen/Namen, Subjektwiedergabe durch Pronomen, Thema Körper und Wörter per Teilsatz. Texttypenabhängige Unterschiede finden wir damit in Lexikonumfang und -variation, Subjektwiedergabe (pronominale Struktur), Semantik und Syntax.

Ausschliesslich zwischen den Schichten unterscheiden zwei Variablen, der Anteil Adjektive und der Anteil Personalpronomen der ersten Person Singular, d.h. Merkmale der Lexik und Pronomenstruktur.

Ebenfalls zwei Variablen sind nur hinsichtlich der Perioden distinktiv: Mit dem Anteil langer Schreibungen und der Anzahl Themennennungen total sind es morphologische (bzw. orthographische) und semantische Aspekte.

Selbst diese exklusiv wirksamen Variablen entstammen folglich in keiner Korpusanordnung lediglich einer einzigen Variablengruppe; z.B. wird keine Distinktion ausschliesslich aufgrund von morphologischen oder syntaktischen Variablen möglich.

Die Analysen zeigen, dass keine der Korpuseinteilungen nach Texttyp, Geschlecht, Periode und Schicht durch eine typologisch homogene Auswahl an Sprachmerkmalen charakterisiert werden kann, die alle ausschliesslich für diese Textgruppierung typisch sind – zu uneinheitlich wirken die exklusiven Kriterien. Eine bessere Charakterisierung wird erst durch jeweils neue, charakteristische Merkmal**bündel** erreicht. Zwar verhalten sich bei jeder Korpusanordnung bestimmte Sprachmerkmale als einzige signifikant oder tendenziell signifikant anders, doch ohne Tests an anderen Korpora darf nicht daraus geschlossen werden, dass diese Sprachvariablen grundsätzlich Distinktivität bezüglich der vier Kriterien entfalten.

3.7. Fazit: Individualstile

Eine übergreifende Interpretation der Datensammlung wird auch für zwei bereits einleitend angesprochene Fragen notwendig: Können die vielen, teils sehr heterogenen Beobachtungen vereinheitlicht und in ein Konzept von Individualstil übertragen werden? Wie stringent kann Individualstil mit dieser vergleichsweise grossen Datenmenge festgestellt werden?

Die Individualität einer Schreibweise äussert sich im Verhältnis zwischen konformem, erwartbarem und nichtkonformem, unerwartetem sprachlichen Verhalten, wie im ersten Kapitel als Arbeitskonzept ausgeführt wurde. Für die Übertragung dieses Stilkonzeptes auf unsere konkreten Resultate werden nochmals die signifikant und tendenziell unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale herangezogen. Individuelles Verhalten äussert sich selbstredend auch bei nichtsignifikanten Sprachmerkmalen, doch einerseits wäre der Aufwand für deren Auswertung zu gross und andererseits entstünde die Problematik, wie stark sie in Relation zu den signifikanten gewichtet werden müssten.

In mehreren Schritten sollen nun die Eigenheiten der Einzeltexte zunehmend enger abgesteckt werden.

1. Zunächst werden in jeder Korpusgruppierung die in ihr unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale betrachtet und festgehalten, welche Texte die höchsten bzw. niedrigsten Werte aufweisen. Die hohen und tiefen Spitzenwerte werden als Anzeichen sprachlicher Komplexität und/oder Variationsfülle bzw. umgekehrt als weniger komplex und/oder variationsarm interpretiert. Im Folgenden werden sie als „einfache“ bzw. „komplexe Spitzenwerte“ bezeichnet und in den Grafiken optisch unterschiedlich dargestellt. Die folgenden vier Tabellen zeigen, wie originell die Texte innerhalb ihrer Vergleichsgruppe auftreten.¹⁸¹
2. Als Zweites wird bestimmt, wie viele Spitzenpositionen jeder Text in den vier Korpusgruppierungen zusammengekommen einnimmt. Besonders markante Eigenheiten können bis zu vier Mal „gezählt“ werden, und zwar wenn sie in allen Korpusgruppierungen zu einer Spitzenposition führen. Dieser Schritt gibt ein Mass dafür, wie originell die Texte unter insgesamt vier Gesichtspunkten sind: Im Vergleich mit den anderen Texten von Verfassern des gleichen Geschlechts und im Vergleich innerhalb der gleichen Textsorte, Periode und Klasse.

¹⁸¹ Am Verfahren kann man kritisieren, dass *immer* zwei Texte aus den Vergleichsgruppen herausgegriffen werden, unabhängig davon, ob die Messreihe als Ganzes kontinuierlich verläuft oder ob die Texte am Ende der Skala tatsächlich stark von den übrigen abweichen, während zugleich alle mittleren Texte unberücksichtigt bleiben. Dem soll entgegengehalten werden, dass die Vergleichsbasis klein ist: Je nach Korpusgruppierung werden jeweils fünf, sechs, acht, zehn oder elf Texte unmittelbar miteinander verglichen. Die zwei genauer qualifizierten Texte machen daher immer 18-40 % aus. Andererseits hat jeder Text – theoretisch betrachtet – 58 Gelegenheiten, hohe oder tiefe Spitzenwerte zu belegen. Das Verfahren verteilt 116 Qualifikationspunkte auf 16 Texte (die Mehrfachbelegungen nicht einmal eingerechnet) – und wo sie sich häufen, dürfen zweifelsohne einige Schlussfolgerungen daraus gezogen werden.

3. Als dritter Schritt werden nur noch die stilistisch relativ klar zu deutenden Sprachmerkmale betrachtet. Es scheiden diejenigen grammatikalischen und inhaltlichen Sprachmerkmale aus, deren stilistische Bedeutung nur schwer oder mehrdeutig interpretierbar ist. Darunter fallen die Werte zur Pronominalstruktur, zu den verschiedenen Namensnennungen und zu den Themen. Auch die unbereinigte Wortlänge wird ausgesondert, um Redundanzen mit den anderen Wortlängenmassen zu vermeiden.

Da individuelles Verhalten im Fokus steht, werden gleichzeitig nur noch Spitzenwerte berücksichtigt, die nicht mit einer oder mehreren anderen Quellen geteilt werden.

4. Als Viertes werden die Texte hinsichtlich ihres Verhältnisses zwischen komplexen und einfachen Spitzenwerten gewichtet und gleichzeitig kontrolliert, ob die Spitzenwerte sich in speziellen Merkmalgruppen konzentrieren.

Eine besondere Teilmenge der Spitzenwerte sind die *Ausreisser* (Definition in Fussnote 137). Auf manche dieser höchst auffälligen Abweichungen von der üblichen Streuung wird man bereits bei der ersten Textlektüre aufmerksam. Sie können als deutliche Anzeichen individuellen sprachlichen Verhaltens interpretiert werden. Betrachtet man zunächst, welche Texte auffällig viele oder wenige Ausreisser produzieren, ergibt sich folgende Hierarchie:

Ausreisser

- 3 Texte zw. 10+5

Yx: 10

AH: 6

Bod: 5

-
- 11 Texte zw. 4+1

Ox: 4; Dah, St, Gyl: 3; Ag, ME, AÅ: 2; Ros. Bol, Be, Ced: 1

-
- 2 Texte mit 0

HHo, Fra: 0

Es sind keine deutlich abgesonderten Gruppen auszumachen, da die Mehrzahl der Texte die Skala vom Mittelfeld an nach unten kontinuierlich abdeckt. Auffallend sind einzig Yxkull, die isoliert an der Spitze liegt, und die beiden Texte ohne Ausreisser am unteren Ende. Mit Ausnahme dieser beiden sind also alle Texte mindestens einmal so auffällig, dass sie in der Darstellung vom übrigen Korpus abgesondert werden.

Diese Aufstellung zeigt nur die Häufigkeit wirklich ausgefallenen Verhaltens. Insbesondere für die gruppenkonformen Texte ohne Ausreisser, aber auch für die Beurteilung homogen verlaufender Parameter, muss die Gesamtheit aller Spitzenwerte berücksichtigt werden.

3.7.1 Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpusgruppierung nach Geschlecht

Gruppiert man zunächst das Korpus nach Geschlecht, verteilen sich die Spitzenwerte der unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale wie in der folgenden Abbildung auf die Einzeltexte. Die weissen Würfel bezeichnen Tiefstwerte und werden als Indikatoren einer sprachlich-stilistischen Einfachheit gewertet; die schwarzen bezeichnen Höchstwerte, die als sprachlich komplex gelten.¹⁸²

Betrachten wir zunächst die Texte der Frauen. Die zweitunterste Zeile summiert alle erreichten Spitzenwerte. An der Spitze steht hier Yxkull mit zehn Spitzenwerten, von denen sieben Tiefstwerte sind. Danach folgen Oxenstierna und Maria Agriconia mit sieben Spitzenwerten; von ihnen sind aber fünf Höchstwerte. Diese zwei Positionen sind hinsichtlich der Komplexität folglich am weitesten voneinander entfernt. Ebenfalls ein deutliches Profil gibt Agneta Horn mit ihren sechs Spitzen- und Tiefstwerten ab. Mit abnehmender Häufigkeit werden die Spitzenwerte schwieriger zu deuten. Anna Åkerhielm und Maria Euphrosyna liegen beide noch im Mittelfeld, doch die Verteilung zwischen Höchst- und Tiefstwerten ist ausgewogener. Stenquist und Berendes zeichnen sich durch sehr angepasstes Verhalten aus.

Was geschieht nun, wenn nur noch die stilistisch eindeutigen Merkmale herangezogen werden? Das sind die oberhalb der Zickzacklinie angeordneten Spitzenwerte, soweit sie nicht mit einer anderen Quelle der Vergleichsgruppe geteilt werden. Sie sind doppelt unterstrichen dargestellt.

Yxkull liegt immer noch an der Spitze, doch der Abstand zur nächstfolgenden Oxenstierna hat sich fast aufgelöst. Noch deutlicher als vorher tritt nun die entgegengesetzte Komplexität der beiden zutage: Sie bilden eigentliche Gegenpole im Lexikon. Darauf folgen Agneta Horn, Maria Euphrosyna und Anna Åkerhielm mit gleich vielen Spitzenwerten, die aber in unterschiedlichen Gebieten zustandekommen und andere Komplexitätsverhältnisse bilden. Man könnte sie im Vergleich zwischen den Frauen als "mitteloriginell" bezeichnen; Horn weist tiefe Wortlängen, Maria Euphrosyna lange und viele unvollständige Teilsätze auf, und Anna Åkerhielm verwendet viele Fremdwörter und Teilsätze.

182 Um diese Ordnung nicht zu durchbrechen, wurden die Anzahl Hauptsätze und unvollständige Teilsätze umgekehrt notiert; d.h. ein hohes Vorkommen ist mit einem hellen Feld dargestellt, da es als Anzeichen niedriger Komplexität gilt.

Geschlecht	Frauen (chronologisch nach Entstehungsjahr)								Männer							
	AH	Ag	Yx	ME	AÅ	Be	Ox	St	Ros	Gyl	Bol	Hho	Bod	Dah	Ced	Fra
Umfang Gesamtlexikon			☐				☐			☐			☐			
Variation Gesamtlexikon			☐				☐			☐			☐			
Variation Substantive			☐				☐					☐	☐			
Wortlänge definitiv	☐	☐		☐						☐				☐		
% Wörter>6 Buchstaben	☐	☐	☐							☐	☐			☐		
Hapax			☐				☐				☐		☐			
% Fremdwörter	☐				☐	☐				☐				☐		
Anzahl Teilsätze				☐	☐					☐				☐		
% unvollst. Teilsätze			☐	☐							☐		☐			☐
Wortlänge unbereinigt	☐	☐	☐								☐			☐		
% Pronomen					☐		☐						☐		☐	
% Poss-Pron.	☐		☐			☐				☐	☐					
% Pers-Pron. 3. Pers. S.m.		☐		☐						☐					☐	☐
% Pers-Pron. 3. Pers. S.f.		☐	☐								☐		☐	☐	☐	☐
Nennungen Frauen		☐					☐			☐	☐		☐		☐	☐
Thema Familie					☐			☐		☐	☐				☐	☐
Thema Institutionen	☐	☐	☐		☐		☐			☐						☐
	AH	Ag	Yx	ME	AÅ	Be	Ox	St	Ros	Gyl	Bol	Hho	Bod	Dah	Ced	Fra
Alle Spitzenwerte: Verhältnis einfach:komplex	6 6:0	7 2:5	10 7:3	4 1:3	5 2:3	2 1:1	7 2:5	1 0:1	0	11 8:3	8 6:2	1 1:0	8 4:4	6 1:5	5 3:2	6 4:2
Deutbare S-W. Verhältnis einfach:komplex	2 2:0	0	5 5:0	2 1:1	2 0:2	0	4 0:4	0	0	5 4:1	1 1:0	1 1:0	4 0:4	4 1:3	0	0

Drei der acht Frauen haben bei dieser Betrachtungsweise gar keine Spitzenwerte mehr vorzuweisen. Nicht überraschend gehören dazu Stenquist und Berendes, die schon vorher tief lagen. Ganz neu bewertet ist hingegen Maria Agriconia. Im ersten Durchgang konnte sie noch gleich viele Spitzenwerte wie Oxenstierna aufweisen, doch nun zeigt sich bei genauem Hinsehen, dass sie alle im thematischen Bereich rund um die häufigen Frauennennungen angesiedelt sind, was sich auch in der Pronomenstruktur niederschlägt. Die grossen Wortlängen teilt sie zudem mit anderen Frauen.

Doch nun zu den Männern. Ein Blick auf die Grafik zeigt, dass auch bei ihnen deutliche Gegenpaare stehen: auf der einen Seite Gyllenius mit seinen Tiefstwerten und auf

der anderen Seite Bodinus und Dahlberg mit Höchstwerten. Gyllenius weist in allen Wortschatzparametern tiefe Werte auf. Bodinus schwingt bei Wortschatzumfang und -variation sowie den Hapax obenaus. Dahlberg hingegen verwendet die längsten Wörter und die meisten Fremdwörter. Auch wenn nur die stilistisch deutbaren Merkmale betrachtet werden, überragt diese Dreiergruppe die anderen Männer. Auch in dieser Vergleichsgruppe erreichen drei Texte keinen Spitzenwert mehr.

Als Letztes sollen an dieser Grafik die thematischen Felder der beiden Geschlechter verglichen werden. Grundsätzlich sind fast die Hälfte (7 von 17) der zwischen den Geschlechtern unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale im weiteren Sinne thematischer Natur, wenn hierzu die Pronomenstruktur gerechnet werden darf. Die Männer- und Frauentexte unterscheiden sich damit etwa in gleichem Masse sprachlich wie inhaltlich. Die thematischen Felder unterscheiden sich zudem optisch stärker voneinander als die Vergleichsfelder oberhalb der Trennlinie; d.h. hier sind die Divergenzen zwischen den Gruppen auch besonders gross. Bei den Männern ist das Fehlen von Frauennamen, weiblichen Personalpronomen und dem Themenkreis Familie deutlich zu sehen, bei den Frauentexten die Absenz des Themas Institutionen. Die Männertexte erfahren durch das Weglassen der schwer deutbaren Merkmale eine stärkere Neubewertung als die Frauentexte (insg. 21 Punkte vs. 27).

3.7.2 Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpusgruppierung nach Texttyp

In dieser Korpusgruppierung fällt der Anteil schwer deutbarer Sprachmerkmale geringer aus. Die Texttypen unterscheiden sich hauptsächlich in grammatikalischer Hinsicht. Zwölf von siebzehn sind grammatikalische Kategorien, zwei sind thematische und drei betreffen die Namen-/Pronomenstruktur.

Wie die folgende Tabelle zeigt, erreicht auch hier wieder Yxkull die absolut meisten Spitzenwerte und zugleich die meisten Tiefstwerte. Ausschlaggebend sind wiederum lexikalische Parameter, doch in dieser Vergleichsgruppe werden diese zusätzlich ergänzt von Yxkulls einfachen Werten in der Syntax. Yxkulls Gegenpol ist nun Dahlberg, dessen Protokoll hohe Wortschatz- und Syntaxwerte aufweist. Interessant ist auch das Trio Maria Agriconia, Yxkull und Rosenhane, das sich bei den Subjektkonstruktionen komplementär verhält.

Bei den Erzählungen dominiert Bodinus das Bild noch deutlicher als in der ersten Korpusgruppierung, da er auch bei neu hinzugekommenen Sprachmerkmalen die Höchstwerte beansprucht. Gyllenius ist wieder am anderen Ende der lexikalischen Skala angesiedelt. Die Syntax ist bei ihm ebenfalls am einfachsten, während Oxenstiernas Erzählung hier obenaus schwingt. Gut erkennbar ist auch, dass in den protokollartigen Texten die Themawörter zum Körper nur selten erscheinen.

Texttyp	Protokollartige Texte						Erzählende Texte (chronologisch)									
	Ros	Ag	Yx	Bol	ÅÅ	Dah	AH	Gyl	ME	Hho	Bod	Be	Ced	Ox	Fra	St
Umfang Gesamtlexikon			☐			☐		☐			☐					
Variation Gesamtlexikon			☐			☐		☐			☐					
Variation Substantive			☐	☐		☐				☐	☐					
Variation Adjektive			☐		☐						☐	☐				
Variation Verben		☐			☐			☐			☐					
% Subst.	☐			☐			☐				☐					
Subjekt Name/Nom.		☐	☐				☐				☐					
Subjekt Pronomen		☐	☐				☐				☐					
Subjektilgung	☐	☐		☐				☐							☐	
Wörter per Teilsatz	☐		☐		☐				☐				☐			
% Hauptsätze			☐			☐		☐							☐	
% Nebensätze			☐		☐	☐		☐							☐	
Nennungen total	☐		☐		☐										☐	☐
Nennungen Männernamen	☐				☐							☐			☐	☐
% Pers-Pron.			☐		☐						☐				☐	
Thema Abstrakta	☐		☐				☐								☐	
Thema Körper	☐	☐	☐	☐		☐		☐					☐			
	Ros	Ag	Yx	Bol	ÅÅ	Dah	AH	Gyl	ME	Hho	Bod	Be	Ced	Ox	Fra	St
Alle Spitzenwerte: Verhältnis einfach:komplex	7 4:3	5 2:3	13 8:5	4 2:2	7 4:3	6 1:5	4 3:1	7 6:1	1 0:1	1 1:0	9 2:7	2 2:0	2 2:0	6 1:5	1 1:0	2 0:2
Deutbare S-W. Verhältnis einfach:komplex	2 1:1	3 2:1	9 7:2	1 1:0	2 0:2	3 0:3	3 2:1	6 6:0	1 0:1	1 1:0	8 1:7	1 1:0	1 1:0	3 0:3	0	0

3.7.3 Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpusgruppierung nach Periode

Zwischen den zwei Untersuchungszeiträumen trennen zehn lexikalisch-syntaktische Merkmale und sieben thematische bzw. pronomielle. Bemerkenswerterweise widerspricht die Visualisierung der Resultate den Erwartungen zunächst. Die Wortschatz- und Syntaxwerte sind in der ersten Periode einfacher; doch gerade die frühesten Texte, Rosenhane und Agneta Horn, erweisen sich nun *innerhalb* der frühen Gruppe als die komplexesten. Hierbei ist zu bedenken, dass sich die Texte zeitlich nicht regelmässig verteilen. Fünf Texte sind in der ersten Hälfte der frühen Periode angesiedelt (1652-1665), und nur Bolinus ganz am Ende (1678). Wieder ist es Yxkull, die mit ihren Tiefstwerten die Gruppe dominiert. Nicht überraschend werden die syntaktischen Höchstwerte mit Agneta Horn von einer der zwei vorhandenen Erzählungen eingenommen.

In der zweiten Zeithälfte prägt Bodinus einmal mehr das Bild. Seine Wortschatzwerte sind auch in dieser Korpusgruppierung aussergewöhnlich hoch – und dies obwohl auch sein Text früh angesiedelt ist. Die syntaktischen Höchstwerte liegen hingegen bei Oxenstierna. Die Tiefstwerte verteilen sich relativ gleichmässig auf Henrik Horn, Berendes und Stenquist. Drei von zehn Autoren haben keinerlei deutbare Spitzenwerte und zwei nur einen Tiefstwert.

Die thematischen Parameter zeigen zwei Auffälligkeiten: Das Fehlen des Themas „Institutionen“ in der Zeit vor 1680 und die Absenz von Frauennamen in den Texten der zweiten Periode.

Periode	1650-1680						1680-1710										
	Ros	AH	Ag	Gyl	Yx	Bol	ME	Hho	Bod	AÅ	Dah	Be	Ced	Ox	Fra	St	
Umfang Gesamtlexikon	■				□				■							□	
Variation Gesamtlexikon	■				□				■							□	
Variation Substantive				■	□			□	■								
Variation Adjektive				■	□				■			□					
Variation Verben		■	□					□	■			□					
Hapax	■				□				■			□				□	
% lange Formen	■	□					□									■	
Subjekttilgung	□					■					□			■		□	
% Hauptsätze		■			□			□						■			
% Nebensätze		■			□				□					■			
Nennungen total	■				■	□								□		■	
Nennungen Frauennamen			■			□			□		■		□		□	■	
% Pers-Pron. 3. Pers. S.m.			□	□	■		■								□		
% Pers-Pron. 1. Pers. Pl.	□				□	■					□				■		
Themen total		□			■					□	■						
Thema Abstrakta	□				■					□				■		□	
Thema Institutionen		□	□	□	□	■									■	□	
	Ros	AH	Ag	Gyl	Yx	Bol	ME	Hho	Bod	AÅ	Dah	Be	Ced	Ox	Fra	St	
Alle Spitzenwerte: Verhältnis einfach:komplex	8 3:5	6 3:3	4 3:1	4 2:2	13 9:4	5 2:3	2 1:1	3 3:0	8 2:6	2 2:0	4 2:2	3 3:0	1 1:0	5 1:4	4 2:2	9 6:3	
Deutbare S-W. Verhältnis einfach:komplex	5 1:4	4 1:3	1 1:0	2 0:2	7 7:0	1 0:1	1 1:0	2 2:0	7 1:6	0	0	1 1:0	0	3 0:3	0	3 2:1	

3.7.4 Unterscheidungswirksame Sprachmerkmale in der Korpusgruppierung nach sozialer Klasse

Die Einteilung nach sozialer Klasse ist von allen Kriterien am wenigsten ergiebig. Zwar sind statistisch gesicherte Unterschiede erkennbar, doch sie betreffen ausschliesslich schwer deutbare und periphere Parameter. Einzig mit ihrem Adjektivvorkommen können drei Autoren hier noch einen Individualitätsbonus verbuchen.

Klasse	Adel (chronologisch)											Geistlicher Stand				
	Ros	AH	Yx	ME	Hho	Dah	Be	Ced	Ox	Fra	St	Ag	Gyl	Bol	Bod	AA
% Adjektive		■				■		□							■	□
% Pronomen	□								■				■		□	
% Pers-Pron.			□						■				■		□	
% Pers-Pron. 1. Pers. Sg.								□	■				■	□		
% Pers-Pron. 3. Pers. S.m.				■						□		□	□			■
% Pers-Pron. 1. Pers. Pl.		■				□						□		■		
Thema Abstrakta	□								■			□			■	
	Ros	AH	Yx	ME	Hho	Dah	Be	Ced	Ox	Fra	St	Ag	Gyl	Bol	Bod	AA
Alle Spitzenwerte	2	2	1	1	0	2	0	2	4	1	0	3	4	2	4	2
Verhältnis einfach:komplex	2:0	0:2	1:0	0:1		1:1		2:0	0:4	1:0		3:0	1:3	1:1	2:2	1:1
Deutbare S.-W. Verhältnis einfach:komplex	0	0	0	0	0	0	0	1 1:0	0	0	0	0	0	0	1 0:1	1 1:0

Wie sieht die Rangfolge der Texte aus, wenn alle Parameter berücksichtigt werden? Und wie verändert sie sich, wenn nur noch die deutbaren Sprachmerkmale zugelassen sind? Dazu summieren wir die Resultate der vier Tabellen.

Alle Korpusgruppierungen	AH	Ag	Yx	ME	AA	Be	Ox	St	Ros	Gyl	Bol	Hho	Bod	Dah	Ced	Fra
Alle S.-W.	18	19	37	8	16	7	22	12	17	26	19	5	29	18	10	12
Verhältnis einfach:komplex	12:6	10:9	25:12	2:6	9:7	6:1	4:18	6:6	9:8	17:9	11:8	5:0	10:19	5:13	8:2	8:4
Deutbare S.-W.	9	4	21	4	5	2	10	3	7	13	3	4	20	7	2	0
Verhältnis einfach:komplex	5:4	3:1	19:2	2:2	1:4	2:0	0:10	2:1	2:5	10:3	2:1	4:0	2:18	1:6	2:0	

Betrachten wir zunächst alle Parameter. Zur besseren Übersicht werden die Einzeltexte wie bereits bei den Ausreissern in einer Skala positioniert.

Vergleichen wir zunächst kurz mit der groben Approximation der Ausreisser (s. Skala weiter oben). Da die Ausreisser eine Teilmenge der Spitzenwerte sind, erstaunt es nicht, dass beide Betrachtungsweisen in etwa die selben Texte an die Spitze setzen. Die Hierarchie nach Ausreissern ist jedoch weniger aussagekräftig; sie lässt eine grosse schwach definierte mittlere Gruppe stehen, die nun anhand der Spitzenwerte feiner untergliedert wird.

Alle Spitzenwerte	• 4 Texte zw. 37+22
	Yx: 37
	Bod: 29
	Gyl: 26
	Ox: 22

	• 8 Texte zw. 12+19
	Ag, Bol: 19; AH, Dah: 18; Ros: 17; AÅ: 16; Fra, St: 12

	• 4 Texte zw. 10+6
	Ced: 10
	ME: 8
	Be: 7
	HHo: 5

Bei Betrachtung aller Spitzenwerte steigt Gyllenius in die höchste Individualitäts-Gruppe auf, während Agneta Horn in die mittlere Gruppe absteigt. Höher klassiert sind auch Anna Åkerhielm und Franc, tiefer klassiert sind Cederhielm, Berendes und Henrik Horn. Bei all diesen Umverteilungen hätte die ausschliessliche Betrachtung der Ausreisser die Textbewertung verfälscht. Die „Individualität“ von Agneta Horn würde über-, die von Gyllenius und Anna Åkerhielm unterbewertet. Agneta Horn weist nur mittelmässig viele Spitzenwerte auf, doch sie sind in fünf Fällen so hoch, dass sie „ausschert“, d.h. sie würde anhand nur der Ausreisser als stark individuell eingeordnet, während sie sich tatsächlich etwa in der Mitte bewegt. Gyllenius hingegen erreicht viele Spitzenwerte, entfernt sich aber seltener deutlich von allen anderen Texten. Anna Åkerhielm hat überhaupt keine Ausreisser, liegt mit den Spitzenwerten aber doch noch im Mittelfeld.

Nun soll die Perspektive auf die hinsichtlich ihrer Komplexität gut deutbaren Spitzenwerte eingeeengt werden. Ohne die Zahlen zur Pronominalstruktur, zu den Nennungen und den Themen sieht die Individualitätsskala etwas anders aus (s. unten).

Oxenstierna steigt nun von der obersten in die mittlere Gruppe ab, und Åkerhielm, Agriconia, Stenquist, Bolinus und Franc von der mittleren in die untere. Diese sechs Texte haben viele ihrer Spitzenwerte im thematisch-pronominalen Bereich erworben.

Der Skala kann die Häufigkeit originellen Verhaltens bei stilistisch deutbaren Sprachmerkmalen entnommen werden. Die oberste Gruppe entfernt sich am häufigsten deutlich von den Durchschnittswerten, die mittlere etwas weniger häufig und die unterste am wenigsten. Die Texte der obersten Gruppe entsprechen den Erwartungen hinsichtlich Geschlecht, Texttyp, Periode und Klasse am wenigsten, die der untersten Gruppe am meisten.

Nur „deutbare“ Spitzenwerte	• 3 Texte zw. 21+13 Yx: 21 Bod: 19 Gyl: 13
	• 4 Texte zw. 10+7 Ox: 10; AH: 9, Ros, Dah: 7
	• 9 Texte zw. 5+1 AÅ: 5; Ag, ME, Hho: 4 St, Bol: 3 Be, Ced: 2 Fra: 0

Die drei Betrachtungsweisen münden in teils identische, teils unterschiedliche Situierungen der Texte. Der kleinste gemeinsame Nenner ist, dass Yxkull und Bodinus an der Spitze liegen, Henrik Horn hingegen in der Schlussgruppe. Die anderen Texte werden je nach Ein- oder Ausschluss der schwer deutbaren Parameter anders bewertet.

Die deutbaren Spitzenwerte zeigen, dass drei der Texte stilistisch stark individuell ausgeformt sind. Ein weiteres Viertel fällt sprachlich etwas weniger häufig auf, und etwa die Hälfte verhält sich fast durchwegs unauffällig.

Mit dieser Feststellung ist das Ausmass der Schwankungen bezeichnet, nicht jedoch ihre Richtung. Besteht die jeweilige Individualität in komplexem oder einfachem Ausdruck und welche sprachlichen Bereiche betrifft sie? Dazu werden als Letztes die Spitzenwerte der Texte in ihrem Verhältnis zwischen „einfach“ und „komplex“ dargestellt.

Die Skala beginnt mit den Texten, die in mehreren Textgruppierungen durch bestimmte Eigenarten herausstechen, und endet mit den angepassten, die sich durchwegs in der Norm bewegen und bei den stilistisch deutbaren Untersuchungsmerkmalen nur ausnahmsweise individuell auftreten. Bis hinunter zu Johan Rosenhane ist erkennbar, welche Eigenschaften dominierend zum Resultat beigetragen haben. Mit weiter abnehmender Merkmalzahl wird es meist unmöglich, besonders individuell gestaltete Bereiche zu isolieren.

„Individualität“: Quervergleich aller Texte	Yx	(TB/1)	19:2	niedrige Wortschatzwerte, einfache Syntax
	Bod	(E/2)	2:18	hohe Wortschatzwerte
	Gyl	(E/1)	10:3	niedrige Wortschatzwerte, einfache Syntax
Name (Texttyp / Periode) „einfach : komplex“	Ox	(E/2)	0:10	hohe Wortschatzwerte, komplexe Syntax
	Dah	(TB/2)	1:6	hohe Werte in Wortschatz und Wortlänge komplexe Syntax
	AH	(E/1)	5:4	tiefe Wortlängenwerte, komplexe Syntax
	Ros	(TB/1)	2:5	hohe Werte in Wortschatz und Wortlänge
	AA	(TB/2)	1:4	verschiedene Bereiche; hoher Fremdwort- anteil
	ME	(E/2)	2:2	komplexe Syntax
	HHo	(E/2)	4:0	versch. Bereiche; unauffällig
	St, Bol	(E/2, TB/1)	2:1	versch. Bereiche; unauffällig
	Ag	(TB/1)	3:1	versch. Bereiche; unauffällig
	Be, Ced	(E/2)	2:0	versch. Bereiche; unauffällig
	Fra	(E/2)	0	

Auf allen drei Stufen sind gleichzeitig tendenziell komplexere und einfachere Texte zu finden, und auch die Geschlechter sind in etwa gleich verteilt. Insgesamt weisen fünf der Frauen und vier der Männer mehr einfache als komplexe Merkmale auf. Die Skala lässt somit für alle stilistisch wichtigen Untersuchungsmerkmale zusammengefasst eine erstaunliche Gleichverteilung der Korpustexte erkennen.

Auf der oberen und mittleren Stufe sind etwa gleich viele Texte mit jeweils einfachen oder komplexen Merkmalen vertreten. Auf der letzten Stufe hingegen zeichnen sich die meisten Texte durch mehrheitlich einfachere Varianten aus. Das bedeutet nicht, dass diese Texte tatsächlich einfacher sind als solche, bei denen in dieser Skala die komplexen Merkmale überwiegen, sondern lediglich, dass sie keine maximalen Spitzenwerte enthalten. Sonst wäre es geradezu paradox, dass sich die meisten späten, tendenziell elaborierteren Texte in der letzten Gruppe befinden! Es soll an dieser Stelle nochmals betont werden, dass die Tabellen nicht als Komplexitätsrangfolge gelesen werden dürfen; sie zeigen vor allem den Gehalt individuell bevorzugter Stilmittel an und fassen deren syntaktischen und lexikalischen Tendenzen zusammen. Gerade die letzte Gruppe enthält zwei der elegantesten Texte des Korpus, Cederhielm und Franc; auch Maria Euphrosynas ambitionierte Rechtfertigungsschrift könnte dazu gezählt werden.

Das besondere Merkmal der letzten Gruppe ist somit ihre Angepasstheit bzw. ihre routinierte Einhaltung des Mittelmaßes. Es handelt sich hauptsächlich um erzählende Texte der zweiten Periode. Offensichtlich entsprechen diese Texte am besten der Norm, welche aus der statistischen Untersuchung des Gesamtkorpus statuiert wird. Dies hat einerseits handfeste Gründe: Das Korpus besteht aus 8 erzählenden und 2 tagebuchartigen Texten der zweiten Periode sowie aus 4 tagebuchartigen und 2 erzählenden der

ersten Periode. Die erzählenden Texte der zweiten Periode wiegen also doppelt bis viermal schwerer als die anderen und bestimmen massgeblich den durchschnittlichen Standard. Andererseits darf daraus auch abgelesen werden, dass die diachronische Entwicklung eine Vereinheitlichung mit sich bringt. In den ersten zwei Gruppen sind alle Texte und Textsorten der zweiten Periode mit hohen Komplexitätswerten korreliert; d.h. wenn sie auffällig sind, dann immer auf hohem stilistischen Niveau. Die Texte der ersten Periode hingegen sind uneinheitlich; beide Textsorten treten mit tiefen und hohen Komplexitätswerten auf. In der dritten, unauffälligen Gruppe dominieren die erzählenden Texten der zweiten Periode – und bei fast allen überwiegen die „einfachen“ Spitzenwerte. Damit hat eine Vereinheitlichung der stilistischen Gewohnheiten hin zu einer mittleren Stilhöhe stattgefunden – weder besonders gewählte noch ausgesprochen alltägliche Formulierungen sind für die zweite Periode typisch.¹⁸³

Bereits bei der vorbereitenden Arbeit an den einzelnen Texten fielen immer wieder bestimmte Eigenheiten auf, die die intuitive Textbeurteilung wesentlich steuerten. Erst die Erarbeitung dieser wertenden Skala konnte erhellen, ob diese Intuitionen einer nüchternen Betrachtung standhalten. Die vier auffälligsten Texte lassen auch ohne quantitative Auswertung leicht erkennen, dass sie bei bestimmten Aspekten Spitzenwerte erreichen. Die anderen Texte sind aber schwieriger einzuordnen – und dies erst recht, wenn auch die extralinguistischen Aspekte in die Beurteilung einfließen sollten.

Die Korpuszusammensetzung darf wohl mit Fug als homogen und in sich ausgewogen bezeichnet werden. Damit erhält die durch das Korpus selbst statuierte Durchschnittsnorm Repräsentativität für diese Textsorten und den Untersuchungszeitraum. In mehreren Fällen mussten intuitive oder tradierte Urteile korrigiert werden; beispielsweise Agneta Horn erscheint im Quervergleich und aufgrund der sehr breiten Merkmalspalette angepasster als aus der Sekundärliteratur zu ihrem Stil geschlossen werden könnte.¹⁸⁴ Im vorliegenden Korpus liegt sie im Mittelfeld.

Abschliessend einige zusammenfassende Erläuterungen: Die Periodenzugehörigkeit hat einen Einfluss auf die Spitzenwerte. Von den sechs Texten der ersten Periode weisen fünf mehr Anzeichen tiefer als hoher Komplexität auf. Die zweite Periode präsentiert sich ausgewogener: vier Texte enthalten mehr „tiefe“, fünf mehr „hohe“ Komplexitätsanzeichen (ein Text ist neutral). Kontrolliert man auch den möglichen Einfluss der Textsorte, wird kein annähernd so deutliches Muster erkennbar. Die protokollartigen enthalten je hälftig und die erzählenden Texte im Verhältnis 6:3 weniger bzw. mehr hohe Komplexitätsanzeichen.

Doch engen wir den Blickwinkel nochmals auf die ersten zwei Gruppen ein, die in genauer benennbaren Bereichen eindeutige individuelle Vorlieben erkennen lassen. Yxkull nimmt mit 19 „einfachen“ vs. 2 „komplexen“ Spitzenwert im gesamten Korpus eine absolute Sonderstellung ein und wird aus den folgenden Betrachtungen ausgeblen-

183 Diese Beobachtung entspricht derjenigen von Olsson 2002:100, der in einer 500 Samples umfassenden Untersuchung schwedischer Poesiegattungen von ca. 1630-1760 in den Texten ab 1680 aufgrund mehrerer sprachlicher Kriterien ein Absinken der Stilhöhe feststellt.

184 Siehe auch Kapitel 5.1.

det. Ihr Text hebt sich sogar ab, wenn die Texte der ersten Periode gesondert betrachtet würden, denn deren nächsten zwei Texte, Gyllenius (10:3) und Agneta Horn (5:4), sind deutlich näher beim Durchschnitt – doch auch sie liegen weit auseinander. Bleibt noch Rosenhane: Er ist der einzige Text der ersten Periode mit überwiegend komplexen Spitzenwerten. Das heisst, die stark individuellen Texte der ersten Periode sind untereinander sehr uneinheitlich. Alle stark individuellen Texte der zweiten Periode weisen hingegen überwiegend hohe Komplexitätswerte auf, wie bereits gesagt wurde.

In den ersten zwei, individuellen Gruppen ist auch ein Zusammenhang zwischen der Textsortenzugehörigkeit und den Resultaten auszumachen. Die erzählenden Texte bilden zwei Paare: Die beiden frühen Texte, Gyllenius und Agneta Horn, weisen wenig Gemeinsamkeit auf, was wohl darauf beruht, dass Gyllenius neben den Erzählpassagen auch Tagebuchcharakter hat. Die beiden späten Texte Bodinus und Oxenstierna erzielen vergleichbare „hohe“ Resultate. Auch alle tagebuchartigen Texte erzielen ähnliche Resultate (Dahlberg, Anna Åkerhielm und Rosenhane aus Periode 1). Die markant individuellen Vertreter der Textsorten erzielen m.a.W. gleichartige Ergebnisse.

Für die dritte Gruppe wurde diese Beobachtung bereits weiter oben gemacht. Von den hier dominierenden E2-Texten erzielt nur einer mehr „hohe“ Werte. Es stimmt damit nur bedingt, dass der Einfluss der Textsorte kein deutliches Muster erkennen lässt: Wenn auch der Entstehungszeitpunkt berücksichtigt wird, ergeben sich deutliche textsortenspezifische Gruppierungen.

4. Zum soziohistorischen Kontext

Die Ergebnisse der linguistischen Untersuchung haben gezeigt, welche Personen und Personengruppen bestimmte sprachliche Varianten bevorzugen. Nun steht die Frage nach der systematisierenden Interpretierbarkeit dieser Beobachtungen. Ist es möglich, die meist überraschend deutlichen Sprachpräferenzen der untersuchten Autorengruppierungen zu motivieren? Es liegt nahe, sie aus der Sicht der soziopragmatischen Historiolinguistik als sich individuell äussernde Folgen soziokultureller Gegebenheiten zu deuten.¹⁸⁵

Wie kann die soziokulturelle Bedingtheit individueller Sprachunterschiede herausgearbeitet oder gar belegt werden? Als Basis sollten zunächst die biographischen Daten der Autoren daraufhin abgefragt werden, ob mit ihnen bestimmte sprachliche Verhaltensweisen begründet werden könnten; und im Gefolge der persönlichen Biographien entsteht die Frage, welche sprachwirksamen Erfahrungen auch von anderen Menschen geteilt wurden und damit für grössere soziale Gruppierungen sprachbestimmend gewesen sein könnten. Mit den kategorialen, extralinguistischen Merkmalen wurden bereits mögliche soziologische Faktoren in stark simplifizierender Form in die Beschreibung integriert. Im vorliegenden Kapitel soll nun etwas ausführlicher auf einige der historischen Gegebenheiten eingegangen werden, die sich – direkt oder indirekt – auf Sprache, Inhalt und Textgestalt der Quellen auswirken konnten. In erster Linie sind dies zweifellos Fragen rund um den Schriffterwerb und die Ausbildungsinhalte. Aber schon hier, bei der Erkenntnis, dass Ausbildung, Geschlecht und sozialer Stand zusammenhängen, zeigt sich, wie komplex die ständische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts aus heutiger Sicht wirkt. Sie muss von mehreren Einfallswinkeln her ausgeleuchtet werden, um kein gänzlich verzerrtes Bild abzugeben. Die folgenden historischen und soziologischen Basisinformationen versuchen den Hintergrund zu skizzieren, vor dem sich die vertexteten Biographien abspielten. Ungeachtet der überaus reichen historischen Literatur zu allen denkbaren Detailfragen können hier die Faktenauswahl und die Tiefe der Darstellung nur im Hinblick auf ihre Relevanz für die Quellenbeschreibung erfolgen und müssen daher summarisch ausfallen. Auf die Ereignisse nach 1680 wird etwas ausführlicher eingegangen, weil mehr als die Hälfte unserer Texte in dieser Zeit verfasst wurden. In den Fussnoten wird auf ein- und weiterführende Literatur verwiesen.

185 Eine Erörterung methodischer Probleme in der Schnittmenge von Sprachgeschichte, Soziolinguistik und Pragmatik kann hier nicht stattfinden. Als Einstiegstext mit weiterführenden Literaturangaben sei auf Linke 1999 verwiesen.

4.1 Kirche und Staatswesen

Unter Schwedens „Grossmachtzeit“ (*stormaktstid*) verstehen die Historiker je nach Definition die Jahre von ca. 1560–1721 oder häufiger, etwas enger gefasst, von 1611–1718.¹⁸⁶ Diese Zeitspanne war gezeichnet von einer expansiven Aussenpolitik, die zu häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen führten. Die Bevölkerung trug alle Folgen der konsequenten Ausrichtung von Ressourcen und Verwaltung auf die Bedürfnisse der Militärpolitik und, vor allem ab 1680, der zunehmenden Ausschaltung der Zivilorgane und militärfernen Staatsbeamten von der Macht.

Neben diesen gesellschaftlichen Veränderungen und ihren materiellen Konsequenzen im Alltag waren vor allem Kriegserfahrungen für die meisten Menschen prägend, auch wenn die Schlachten nicht im eigenen Kernland stattfanden. In den 107 Jahren von 1611 bis 1718 verstrichen nur 47 (unzusammenhängende!) Jahre ohne Krieg, in der eigentlichen Eroberungsperiode von 1611 bis 1660 waren es sogar nur insgesamt 11 Jahre.¹⁸⁷ Jede Generation erlebte bereits in der Kindheit und Jugend Kriegsjahre und die damit verbundenen sozialen Veränderungen. Allein von 1621 bis 1632 verloren mindestens 50'000 schwedische und finnische Soldaten ihr Leben in Polen und Deutschland, bei einer Bevölkerung von etwa einer Million!¹⁸⁸ Zwischen 1620 und 1720 fiel jeder vierte erwachsene Mann dem Krieg zum Opfer. In zahllosen zeitgenössischen Briefen, Gerichtsurkunden und sonstigen Quellen äussert sich unbeschönigt das grosse Elend und Leid der Menschen und die rücksichtslose Einstellung des Staats zur eigenen Bevölkerung.

Die staatliche Kontrolle über die Bevölkerung kulminierte im Untersuchungszeitraum 1650 bis 1710. Nie zuvor oder später hatte Schweden eine grössere territoriale Ausdehnung, mit allen politischen und administrativen Folgen. Die Straffung der staatlichen Organisation im 16. und 17. Jahrhundert ist ein gesamteuropäisches Phänomen; doch Schweden entwickelte das effizienteste Steuer- und Verwaltungssystem in Europa. Damit konnte trotz der schmalen volkswirtschaftlichen Ressourcen des schwach bevölkerten Landes eine sehr umfangreiche und teure Expansionspolitik finanziert werden.¹⁸⁹ Das bereits seit Mitte des 16. Jahrhunderts zentralistisch verwaltete Land legte nach dem Tod Gustav Adolfs die Regierungskompetenzen in die Hände einer Kollegialregierung, die bei Unmündigkeit oder Absenz des Königs die Geschäfte auch alleine führen konnte und gleichzeitig darauf abzielte, den Adel an den administrativen Schlüsselposi-

186 Je nach Betrachtungsweise gründen diese Periodisierungen auf der starken Königsmacht (ab 1611), der Expansion der Landesgrenzen (ab 1560) oder dem Aufbau der zentralen Staatsmacht (ab 1540). Unbestritten ist der Schlusspunkt 1718–21, als geographische Expansion und starke Königsmacht ihr Ende fanden. Vgl. Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) 1993:9 und Nilsson 1993:23.

187 Artéus 1984:350–51.

188 Lindegren 1984:366.

189 In die staatsorganisatorischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen durch die Kriege führt Nilsson 1993 ein.

tionen zu verankern.¹⁹⁰ Diese bürokratiebasierte Regierungsform brachte nochmals landesweit einen verstärkten Zugriff des Staates auf die Bevölkerung. Überdies wurde auch die Priesterschaft für verwaltungstechnische und propagandistische Zwecke instrumentalisiert.

Die Aufrüstung der Verwaltung war ein grosser Schritt auf dem Weg zu einem eigentlichen Militärstaat. Bereits um 1650 war das ganze Land mit einer deutlich strafferen Verwaltung den Bedürfnissen der Kriegsführung angepasst, und nach 1680 wurde der Griff des Staates noch fester. In dieser Zeitspanne brachen auch für den Adel immer härtere Zeiten an, weil seine Güter weitgehend eingezogen bzw. die Steuererträge daraus an die Krone zurückgeführt wurden.

Der sozioökonomische Hintergrund ist wohlbekannt: Die Regierungen hatten seit langem Verdienste im Staats- und Militärwesen mit der Vergabe von Adelstiteln und Ländereien abgegolten. Meist wurde nicht das Besitzrecht abgetreten, sondern die Befugnis, die Steuern der Bevölkerung einzuziehen. Damit untergrub die Krone aber die eigenen Ressourcen für alle Zukunft, denn der Adel selber war dank seiner Privilegien von den meisten Steuern und sonstigen Abgaben befreit. Auf dem Höhepunkt der Besitzüberschreibungen 1654 waren im Kernland (Schweden und Finnland) zwei Drittel des Bodens in der Hand des Adels; in den neueroberten Provinzen war es noch mehr. Die Staatsfinanzen wurden von den enormen Steuerverlusten bei gleichzeitiger Zunahme gänzlich steuerbefreiter Haushalte empfindlich geschwächt. Mittels ständig neuer Steuern und indirekter Abgaben wurde versucht, das Staatsbudget zu festigen. Auch auf diese Weise drückten die Kriege der Grossmachtzeit immer schwerer auf die niederen Stände. Obwohl Schweden keine leibeigenen Bauern kannte, litten die Bauern darunter, dass sie ihre Abgaben immer häufiger dem Adel abliefern mussten. Sie bezahlten zwar nicht mehr als die Bauern der Krone, aber sie fürchteten die Abhängigkeit von der Willkür des Adels.¹⁹¹ Die durch ständige Zwangsrekrutierungen und steigende Steuern doppelt hart geprüfte Bevölkerung ging seit den 1640er Jahren wiederholt in Opposition und forderte auf dem Reichstag 1650 die Krone auf, die Donationen zurückzunehmen und daraus die Steuern zu schöpfen.¹⁹²

Einen grossen Schritt in diese Richtung unternahm Karl Gustav X. 1655, indem er ein Viertel der seit 1633 verteilten Güter und bestimmte Gutskategorien ganz von der Krone zurücknehmen liess. Dieser Konfiskation, im damaligen Sprachgebrauch „reduktion“ genannt, sollten später noch mehrere folgen. An dieser Stelle kann nur summarisch auf die weitere Entwicklung hingewiesen werden, die darauf hinauslief, dass der Adel sukzessive einen Grossteil seiner Güter und Privilegien – darunter sogar die persönliche Steuerbefreiung – abtreten musste. Ab der Jahrhundertmitte wurde so die Stellung des Adels zunehmend unsicherer und seine materielle Basis schmäler. Seit Generationen hatte der Adel Steuerfreiheit auf Ländereien und andere Privilegien genossen, u.a. das Alleinrecht auf hohe Ämter. Auch bei der Ausübung dieser Ämter sorgte

¹⁹⁰ Nilsson 1993:33ff.

¹⁹¹ Ambjörnsson 1980:137.

¹⁹² Vgl. Nilsson 1993:40ff.

er dafür, mit Land und Steuerland entlohnt zu werden, denn sein traditioneller Lebensstil beruhte auf Landbesitz. Seine Einnahmen bestanden daher mehrenteils aus verderblichen Gütern, die schnell und grosszügig verbraucht oder umgesetzt werden mussten – dieser augenfällige Luxus war neben martialischen Tugenden der Eckpfeiler des adligen Lebensstils.¹⁹³

Einige der neuen staatsfinanziellen Massnahmen betrafen alle Adeligen, etwa die immer wiederkehrenden Extrasteuern (*contributioner*) und Lohnreduktionen, andere vor allem den Hoch- bzw. Landadel, der in der ersten Jahrhunderthälfte die umfangreichsten Donationen erhalten und nun abtreten musste. Der Adel war in der zweiten Jahrhunderthälfte kein homogener Stand, sondern umfasste Familien- und Familiengruppierungen, die sich hinsichtlich ihres politischen Einflusses, ihrer ökonomischen Ressourcen und ihres gesellschaftlichen Prestiges stark unterschieden. Die häufig getroffene Zweiteilung in Dienst- und Land- oder Erbadel passt auf Schweden schlecht, denn hier war fast der ganze Adel in den Staatsdienst eingebunden. Die Adelstitel bildeten die Machtverhältnisse ebenfalls nicht zuverlässig ab: Die an sich zum Hochadel zu rechnenden Grafen- und Freiherrentitel beispielsweise wurden immer freigebiger verliehen, ohne dass die damit Beglückten an Besitz und Autorität mit dem älteren, grossgrundbesitzenden Hochadel gleichziehen konnten.¹⁹⁴ Da die wachsende Verwaltung nicht mehr durch Land entlohnt werden konnte, wurden Amtsinhaber für gute Leistungen immer häufiger geadelt. Zwischen 1650 und 1680 erlangten 595 Männer auf diese Art einen Adelstitel. Die Dienstleute auf den untersten Karrierestufen blieben oft ganz ohne Lohn und mussten sich zuerst eine Zeit lang selber finanzieren.¹⁹⁵

Die Fraktionen in der Adelskammer des Reichstags, dem „Ritterhaus“, verliefen meist quer durch Stand und Titelrangfolge: Auf der einen Seite standen die Interessen des landreichsten Hochadels, der die meisten Donationen empfing und auch die höchsten Positionen der zivilen und militärischen Verwaltung, u.a. als Reichsräte, innehatte. Auf der anderen Seite stand die wachsende Zahl Adliger in niedrigeren Staatschancen,

193 Ambjörnsson 1980:137.

194 Vgl. Asker 1993:70-71; dort auch der Hinweis auf Ågren 1976, der eine Übersicht über die verbreitetsten Adelskonzeptionen der schwedischen Historiker bietet (S. 58-60). Ågren selber ordnet die Adeligen mit folgenden Faktoren in eine politische, eine soziale und eine ökonomische Elite (die in den meisten Fällen deckungsgleich war): Abstammung, familiäre Verbindungen durch Ehepolitik, Titel, hohe Ämter im weiteren Familienkreis, Landbesitz und eigenes Amt. Basierend auf den dynastischen Verbindungen der Adelsfamilien zeigt er, wie die Familien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch gezielte Ehen Interessenverbände bildeten, die den Einfluss im Reichsrat garantierten. Auch andere, von den Monarchen als Gegengewicht eingesetzte Ratsfamilien liierten sich. Von etwa 1620 bis 1650 bestand der Reichsrat ausschliesslich aus Mitgliedern mehrfach miteinander verwandter und verschwägerter Familien! Bis um 1650 heiratete die Top-Elite praktisch nur im eigenen Kreis und innerhalb anderer Reichsratsfamilien. Dass diese Praxis ab 1650 fallengelassen wurde, ist – neben den offensichtlichen Ständestreitereien – ein weiteres Anzeichen dafür, dass die gesellschaftlichen Realitäten sich änderten und die ehemals dominierenden Familien neue Koalitionen eingehen mussten.

195 Ambjörnsson 1980:137.

die nicht dem Hochadel angehörten oder bei denen die Tinte auf dem Adelsbrief noch nicht ganz trocken war. Diese Standesvertreter besaßen keine riesigen Ländereien und Donationen und konnten sich von einer Umverteilung des Landes und einer Schwächung des Hochadels nur Vorteile erhoffen. Die Reduktionen trafen denn auch auf unterschiedliche Opponenten in der Adelskammer, je nachdem, ob sie auf den Einzug von Land oder auf Lohnsenkungen abzielten.¹⁹⁶ Der neue Dienstadel musste sich aus dem Amt ernähren können und war zwingend darauf erpicht, dass die Staatsfinanzen gesunden und tragbar wurden.

Diese Schicht war aber nicht nur egoistisch, sondern auch fortschrittlich und intellektuell. Bildung und Verstand waren ihr wichtigere Tugenden als die antiquierte Kriegskunst. Dies darf indessen nicht als ein frühes Aufblitzen bürgerlicher Ideale interpretiert werden: Auch die „neuen Leute“ erstrebten weiterhin einen Adelstitel, doch das Adelsideal wurde intellektualisiert. Allmählich wurden diese Zwiste denn auch nicht mehr als sozialer Konflikt aufgefasst, sondern als Polemik zwischen der alten und neuen Zeit. Durch diesen Bildungsdruck entstand der gesamten Oberschicht eine feinere, gebildete Kultur.¹⁹⁷ Die gesellschaftlichen Veränderungen als Folge der merkbar grösseren sozialen Mobilität hatten zu neuen staats- und gesellschaftsideologischen Konzepten in den einflussärmeren Gruppierungen des Reichstags geführt, die Karl XI. nun für seine Absichten nutzte.¹⁹⁸

1680 setzte Karl XI. auf dem Reichstag einschneidende Veränderungen durch. Er zog die Vormundschaftsregierung, die das Land während seiner Unmündigkeit von 1660 bis 1672 geleitet hatte, für ihre Finanz- und Militärpolitik materiell zur Verantwortung¹⁹⁹ und spielte die allgemeine Angst und Uneinigkeit innerhalb und zwischen den Ständen dazu aus, umfassende Gutsreduktionen und eine Ausschaltung des Adels aus der Regierung durchzusetzen. Das Konsultieren des aus dem Hochadel gewählten Reichsrats wurde vom Reichstag ganz in seinem Sinne für fakultativ erklärt. Auch danach verschärfte Karl XI. seine Finanz- und Regierungsreform konsequent; die Politik des Jahrzehnts war geprägt durch verschiedene ständische Kommissionen. Bis 1689 hatte er als absolutistischer Monarch die Stände ausgeschaltet und die Finanzen für die geplante Reorganisation des Militärwesens geordnet. Neuere Forschungen zeigen, dass der bedrängte Hochadel in finanzieller Hinsicht nicht so viel verlor wie bisher angenommen, denn gleichzeitig bekam er durch die Umorganisation des Heeres und die eigenen hohen Gehälter oft die Mittel, das beschlagnahmte Land zurückzukaufen oder zu pachten.

196 Vgl. Asker 1993, Nilsson 1993:46ff.

197 Ambjörnsson 1980:138.

198 Ågren 1976:55-56 betont das reziproke Verhältnis von sozialen und ideologischen Veränderungen und ihre wechselnde Wirkung auf die sogenannte „Krone“: Hinter diesem unpersönlichen und statischen Begriff stehen immer Individuen – nicht nur die Monarchen, sondern auch die jeweiligen Ratgeber, die von Karl XI. grösstenteils nicht aus dem Hochadel rekrutiert wurden.

199 Diese Prozesse werden in der hier untersuchten Quelle von Maria Euphrosyna ausführlich thematisiert (siehe Kapitel 5.7).

Auch durch gezielte Heiratspolitik und durch die Verpflichtung zum Unterhalt von Kavallerietruppen konnte der Landverlust verhindert werden. Auf den einflussreichen Positionen jedoch musste der Hochadel weitgehend einem entlöhnten Dienstadel von bescheidenerer Herkunft oder sogar nichtadligen Beamten weichen, denn auch die Konkurrenz durch kompetente bürgerliche Beamte war gewachsen, seit bürgerliche Studenten in die Unterrichtsstätten strömten. Dies lag durchaus im Sinne eines effektiven Staatsapparates, bedeutete jedoch für den alten Adel, wie er schon früh befürchtete, den Anfang des unaufhaltsamen Abstiegs.²⁰⁰ Noch um die Jahrhundertmitte war das Privileg auf hohe Posten gänzlich bei der Elite der Aristokratie; bis zum politischen Wendepunkt 1680 war diese Sonderstellung aber schon stark erodiert. Die Reduktion 1680 glich den Unterschied zwischen landbesitzendem Ratsadel und Dienstadel aus. In die Ämter wurden nun normalerweise nur noch wirklich gut ausgebildete Männer eingesetzt. Zu diesem Zeitpunkt dominierte die Aristokratie nur noch im Reichsrat deutlich, in der sonstigen Zivilverwaltung, z.B. bei den höchsten Posten der Lokalverwaltung²⁰¹ und im Justizwesen, waren andere Gruppierungen nachgerückt. Noch stärker bedrängt wurde sie in der Militärhierarchie. Mit der Ausschaltung des Reichsrats war auch die letzte Domäne verloren – in seinem Nachfolgeorgan, dem Königlichen Rat, sassen 1700 nur noch drei (greise!) Adlige.

Der Adel konnte den jüngsten Entwicklungen keinen grossen Widerstand entgegensetzen, denn die Armee stand aus gutem Grund hinter dem König. Die eingezogenen Güter flossen nun fast vollständig in den Ausbau des bereits seit Jahrzehnten bestehenden „Einteilungswerkes“ (indelningsverket). Das Land und die Höfe wurden neu parzelliert und als Lohnanteil den Soldaten, Offizieren und Staatsbeamten verliehen. Mit der Quittierung des Dienstes ging es an die Krone zurück.²⁰² Damit wurden Bezahlung und

200 Weil die Elitefamilien die Gefahr für die bestehenden Machtverhältnisse früh erkannten, versuchten sie schon in den 1640er Jahren, den Zustrom bürgerlicher Studenten zu stoppen. Die Konkurrenz erwuchs aber auch in der Verwaltung und im Heer selbst, wo meritierte Männer mit bürgerlichem oder niederem adligen Hintergrund immer stärker auf gerechte Beförderungspraktiken pochten, wenn ihnen unerfahrene Jünglinge aus der höchsten Aristokratie vorgezogen wurden. Vgl. Asker 1993.

201 Das „landshövdinge“-Amt; s. auch Kap. 5.2 (Rosenhane) und 5.14 (Cederhielm).

202 Schwedenreisende kennen die aus dieser Landreform hervorgegangenen typischen kleinen Soldaten-Höfe (*torp*), die schon damals zur Ernährung einer Kernfamilie meist nicht ausreichten, für einen Mehrgenerationenhaushalt ohnehin nicht. Die Soldatenbauern erhielten daher einen Naturalienzuschuss von den Eigenbauern.

Diese Soldatenfamilien bildeten eine neue, labile Gesellschaftsschicht. Vor allem die Soldatenfrauen hatten stets eine unsichere Zukunft vor Augen. Die Existenzsicherung wurde beim Tode des Familienvaters sofort prekär, weil die Witwe mit den Kindern vom Hof wegziehen musste (vgl. Stadin 1993b:194).

Als Beispiel kann Schonen im Jahre 1694 dienen: Ein verschwindend kleiner Anteil (ca. 2,5 %) aller an die Obrigkeit eingereichten Bittschriften wurde damals von Frauen gestellt; und in ihnen wurde meistens um ein „Gnadejahr“ auf dem Hof oder um die Auszahlung von Lohnforderungen des Verstorbenen gebeten. Diese Suppliken gehören zu den wenigen Zeitdokumenten, in denen Unterschichtsfrauen namentlich genannt werden – was aber in keinem einzigen Fall heisst, dass sie eigenhändig von

Unterhalt des Militärs ganz auf eine landwirtschaftliche Basis ausgerichtet, was einer Rückkehr zur Naturalienhaushaltung gleichkam, wie sie vor der Grossmachtzeit mit ihrem extremen Geldbedarf bestand. Die so Entlöhnten spürten die hohe Inflation im Gefolge der Kriege kaum, während die anderen Bevölkerungsteile dann viel verloren, weil die Löhne zurückgehalten oder nicht an die Geldentwertung angepasst wurden. Das Militär wurde damit in jeder Hinsicht zur bevorzugten Gesellschaftsgruppe: 1735 floss über ein Drittel des Staatshaushalts in die Löhne dieser relativ kleinen Schicht.²⁰³ Auch die Eigenbauern trugen direkt zum Militärhaushalt bei, indem sie zu mehreren für Ausrüstung und Unterhalt von Reitern und Soldaten zuständig waren. So entstand ein 40'000 Soldaten starkes einheimisches Berufsheer, das in Friedenszeiten das Land bewirtschaftete.²⁰⁴

Bereits im Anschluss an die Reformation hatte die straffe Instrumentalisierung der Kirche im Dienste des Staates begonnen. Sie wurde in den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts noch perfektioniert; Staat und Kirche wurden in vielen Bereichen eins. Die treibende Kraft dahinter war Karl XI., nicht die Kirche, die sich in vielen Punkten dagegen wehrte, zum Instrument der staatlichen Kontrolle gemacht zu werden. 1679 wurde das „Hausverhör“ (husförhör) förmlich beschlossen, in dem die Geistlichen nicht nur religiöse Grundkenntnisse, sondern auch sozialen Gehorsam vermittelten. Da die Bibel unerschwinglich war, besaßen gewöhnliche Haushalte nur das Psalmbuch mit dem kleinen Katechismus, der beim Hausverhör abgefragt wurde.²⁰⁵ Dem kleinen Katechismus angegliedert war die sogenannte Haustafel, in der Luther Regeln für das Zusammenleben sammelte, die dem Familienoberhaupt halfen, unter seinem Dach für Ordnung und Gehorsam zu sorgen. Luther nennt darin als das schlimmste Verbrechen nicht etwa Mord, Betrug oder Unzucht, sondern Ungehorsam. Die Haustafel war ein perfektes Propagandavehikel, denn die meisten Menschen lernten das Lesen zielgerichtet mit dem kleinen Katechismus und repetierten diese eine Lektüre jahrelang, um auf die jährlichen Kontrollfragen des Pfarrers antworten zu können. In der Folge konnte Schweden die höchste Alphabetisierungsrate des damaligen Europas aufweisen. Doch viele kannten wohl keine andere Lektüre als den Katechismus oder bestenfalls das ganze Psalmbuch; Schreibkenntnisse hingegen waren für die unteren sozialen Schichten äusserst ungewöhnlich.²⁰⁶

1686 legte Karl XI. ein neues Kirchenrecht vor, das die Unterwerfung der Kirche unter den Staat bekräftigte. Damit wurden die Pfarrer zu Staatsbeamten, die in gewissen Dingen sogar dem „landshövding“, dem zivilen Leiter der Provinzialverwaltung, unterstanden. In den nächsten Jahren erlebte Schweden den Höhepunkt von Katechese, Kirchengzucht, Gleichschaltung, Hausverhör und Kontrolle. Die harten Umstrukturierung-

ihnen unterzeichnet oder gar geschrieben wurden. (Ulfsparre 1991:82).

203 Artéus 1984:357ff.

204 Als Einführungen in die Geschehnisse rund um die politischen und militärischen Reformen dienten – neben Nilsson 1993, Artéus 1984, Asker 1993, Backlund 1993 – Den svenska historien 1966/78:31-44 und Jägerstad 1964:65-70.

205 Das jährliche Abfragen des Katechismus wurde noch bis weit ins 19. Jhd. praktiziert.

206 Ambjörnsson 1980:141 u. 161-163.

gen stiessen anfangs auf Widerstand, der aber bald erlosch; die Pfarrer erwiesen sich schnell als dienstbare bürokratische Geister, die meisten "orthodox", eifrig, fleissig und kleinlich.²⁰⁷ Neu oblag ihnen auch die Führung obligatorischer Geburtsregister, mit denen die Kontrolle über alle Geburten, auch über aussereheliche, angestrebt wurde. Der Pfarrer war angehalten, nötigenfalls unter Druck und Drohungen herauszufinden, wer der Vater des Kindes war.²⁰⁸

Aus der historischen Rückschau erkennt man, dass diese Orthodoxie und die Reduktion Ausdruck für die gleiche Bewegung waren: für die Konsolidierung des zentralistischen Nationalstaates. Die Reduktionen schufen die ökonomischen, sozialen und organisatorischen Grundlagen für die Entwicklung des Staates, die Orthodoxie die ideologische. Schweden wurde zu einem Land der Beamten und Priester, eifrig und pflichtbewusst. In dieses Bild gehören auch die Hexenfeuer, die nicht zufällig jetzt wieder aufflackerten. Obwohl es seit 1500 immer wieder zu Hexenprozessen kam, wurden erst genau um 1670 Spezialgerichte eingerichtet und deutlich mehr Menschen angeklagt!²⁰⁹ Die karolinischen Dezennien des Jahrhunderts steckten die Mentalitätsgrenzen enger.

4.2 Bildungsgänge und Bildungswesen

Unser Wissen über das damalige Schulwesen muss aus vielen, höchst verschiedenartigen Quellen zusammengetragen werden. Die überlieferten offiziellen Schulprogramme und Akten verzeichnen zwar die Fächer, die Lehrer und Schüler und möglicherweise einzelne ungewöhnliche Geschehnisse und Anlässe. Für einen Einblick in den Schulalltag aus der Sicht der Schüler sind wir aber auf autobiographische Aufzeichnungen angewiesen. Doch die ohnehin recht dürftige autobiographische Literatur der Grossmachtzeit ist gerade über die Jugend- und Ausbildungszeit eher schweigsam. Erst im 18. Jahrhundert wuchs das Interesse der Schreibenden für den Werdegang der eigenen Persönlichkeit und damit für die Erlebnisse der Kinder- und Jugendjahre. Die wenigen überlieferten Hinweise zeigen aber, dass das Ausbildungswesen bereits im 17. Jahrhundert etwa gleich funktionierte wie im besser dokumentierten folgenden Jahrhundert.

Die meisten frühen Selbstdarstellungen teilen eine weitere Gemeinsamkeit, die bei ihrer Auswertung nicht vergessen werden sollte: Ihre Verfasser waren vermutlich aus eigener und fremder Sicht begabt und erfolgreich, denn gescheiterte Menschen haben wenig Anlass und Befriedigung, ihr Leben festzuhalten. Von guten Schülern sind jedoch tendenziell geschönte Erinnerungen zu erwarten – wie ganz allgemein die Kindheit und Jugend in der Retrospektive verklärt werden, wenn sie nicht von unleugbaren grossen Problemen überschattet wurden. Schlimme Erlebnisse werden daher oft ausgespart oder abgemildert.

207 Diese unschmeichelhaften Charakterisierungen macht Lindroth 1975:90-91.

208 Ulfsparre 1991:79.

209 Ambjörnsson 1980:141-142.

Es zeugt von grossen Missständen des Unterrichtswesens, dass dennoch viele Autoren über ausserordentlich schlechte Behandlung durch Lehrer oder Mitschüler oder auch über lange Perioden der geistigen und materiellen Vernachlässigung klagen.²¹⁰

4.2.1 Lateinschulen und Gymnasien

Im 17. Jahrhundert wurden die alten Domschulen mit Lektoraten aufgestockt und zu Lateinschulen bzw. Gymnasien nach deutschem Vorbild eingerichtet. Johannes Rudbeckius, der Bischof von Västerås, baute in seiner Domschule ab 1623 als erster einen imponierenden Lehrplan auf: Astronomie, Optik, Geographie, Geschichte, Staatslehre, sogar Medizin, Griechisch und Hebräisch konnten in Västerås belegt werden. Laurentius Paulinus Gothus verfuhr in Strängnäs ähnlich, um den Seminaristen, hauptsächlich zukünftigen Pfarrern, eine Ausbildung zu ermöglichen, die sich mit der Universität in Uppsala durchaus messen konnte. Um die Jahrhundertmitte gab es 21 Lateinschulen und acht Gymnasien (in Linköping, Åbo, Dorpat, Skara, Stockholm, Växjö, Göteborg und Härnösand). Mit dem Schulgesetz von 1649 wurden die Zuständigkeiten dieser Schultypen festgelegt: Die niedere Lateinschule, auch Trivialschule genannt, umfasste vier Klassen. Danach folgten die ebenfalls vierklassigen Gymnasien und schliesslich die Universität.

An den Lateinschulen und den Gymnasien wurde allerdings nur das Lehrangebot modernisiert; die pädagogischen Prinzipien blieben unverändert. Nach heutigen Begriffen herrschten erbärmliche Zustände. Verletzende Blossstellungen und harte körperliche Züchtigungen waren an der Tagesordnung; die Schüler mussten sogar selber das Reisig für die Ruten sammeln, mit denen sie geschlagen wurden.²¹¹ Als Schulen dienten vielerorts baufällige Wohnhäuser, ungeheizt und ohne dichte Fenster. Die Räume waren stets überfüllt, da mehrere Klassen im gleichen Zimmer sassen und gleichzeitig Unterricht erhielten. Auch die Schüler innerhalb der jeweiligen Klassen waren sehr unterschiedlichen Alters, denn je nachdem mussten sie die Klassen sogar mehrmals hintereinander repetieren, bevor sie in die nächste zugelassen wurden. Das hing nicht nur von ihrem Talent, sondern auch von den finanziellen Möglichkeiten ab. Mittellose Zöglinge wurden selbst bei ausserordentlicher Begabung oft über zwanzig Jahre alt, falls sie denn überhaupt an die Universität kamen, weil sie sich während der Schulzeit als Informatoren, als private Nachhilfelehrer, „verdingen“ mussten – während die Adelsprösslinge bereits im zarten Alter von acht bis zwölf Jahren in Uppsala Einzug hielten! Dazu kam der traditionelle „sockengång“ („Kirchgemeindegang“), eine Betteltour von Tür zu Tür,

210 Vgl. von Platen 1981:4. Zur psychologisch begründeten Schönung von Lebensberichten und den dazu dienenden Schreibtechniken siehe Müller 2000.

211 (von Platen 1981:41). Die harte Strafpraxis kann als Bestandteil des „rite de passage“ (Ong) verstanden werden, den die Lateinschule für die Jungen bedeutete. Die Schule setzte damit ein pädagogisches Abhärtungsideal um, welches nicht nur mit solch äusserlicher Disziplinierung verfolgt wurde, sondern auch im Lehrstoff, der sich kontinuierlich von „weichen, weiblichen, literarischen“ Texten hin zu „harten, männlichen, logischen“ Texten veränderte (vgl. Steinfeld 1985:21-22).

die die Schüler ernähren und die Schule finanzieren sollte, oft aber sehr karg und hart ausfiel. Bis 1780 wurde auf diesen Touren viel Zeit verbracht, und so mancher Schüler fand am Vagabundieren Gefallen und endete am Schluss als Soldat.²¹²

Andererseits konnten selbst Knaben aus sehr armen Verhältnissen mit etwas Glück zur Schule gehen, denn die Lateinschulen und Gymnasien funktionierten auch als Versorgungsanstalt für notleidende oder verwaiste Knaben, welche mit Stipendien oder oft auch nur mit dem Privileg, in der Gemeinde betteln zu dürfen, vom Gemeinwesen getragen wurden. Viele von ihnen blieben sehr lange an der Schule, ohne jemals zur Universität zu kommen; doch nicht wenige aus dem Bauernstand wurden schliesslich Pfarrer oder gelangten bis an die Universität. Die Lateinschule und die höheren Unterrichtsstätten standen damit prinzipiell allen Schichten offen, diskriminierten aber die Mädchen.²¹³

Das bedeutet allerdings nicht, dass die Schülerschaft der höheren Ausbildungsstätten die Gesellschaftspyramide massstabgetreu abbildete. 1645-54 waren von 740 Studenten der Universität Uppsala 262 Pfarrerssöhne (35 %), 66 Bauernsöhne und 57 Bürgersöhne (8-9 %), 33 Studenten (4,5%) stammten von nichtadligen Amtsleuten und die restlichen ca. 40 % sind unbekannter sozialer Herkunft. In den Jahren 1680-1719 stammten die meisten Studenten aus der gebildeten Mittelschicht: 35-41 % sind Priestersöhne, 12-18 % Söhne von nichtadligen Amtsleuten („Standespersonen“), 12-16 % Bürgersöhne, 10-20 % Bauernsöhne.²¹⁴ Die Bauernsöhne sind gemessen an den anderen Gesellschaftsschichten stark untervertreten. Im internationalen Vergleich allerdings war der Anteil der Bauernsöhne unter den Studenten mit 15-20 % ausserordentlich hoch. Die Universität war für sie ein soziales Sprungbrett; die meisten wurden Pfarrer.²¹⁵

Ein Grossteil der Gymnasiasten tauchte indessen gar nie in den Universitätsmatrikeln auf, denn für die zahlenmässig bedeutendsten Ausbildungen zum Priester und Lehrer war noch bis zur Mitte des Jahrhunderts eine Kathedralschule oder ein Gymnasium ausreichend. Die Hälfte aller Priester liess es dabei bewenden. Von allen Universitätsstudenten traten dann nochmals etwa die Hälfte in Kirchendienste.²¹⁶

212 Lindroth 1975:65-69. Laut Lindroth wurde diese Art der Studienfinanzierung um 1780 abgeschafft, laut Lönnroth / Delblanc (Hgg.) 1987:I:161 (zumindest gesetzlich) erst 1834.

213 Zum Ausschluss der Mädchen und seinen langfristigen Folgen vgl. Steinfeld 1985, hier S. 19.

214 Lindroth 1975:37.

215 Lindberg 1980a:18.

216 Die Zahlen lassen die historisch bedingten „Arbeitsmarktschwankungen“ erkennen: Anfangs Jahrhundert 65 % (Stärkung der lutherisch-orthodoxen Staatskirche durch Gustav Adolf II.), um 1650 nur noch 40 % und in karolinischer Zeit wieder 55 % (Lindroth 1975:45).

4.2.2 Privatunterricht

Die voruniversitäre Ausbildungsphase beschränkte sich nicht auf den regulären Unterricht im Klassenzimmer. Es erstaunt in Anbetracht der geschilderten Zustände an den Schulen nicht, dass die Schüler dort nur wenig profitieren konnten. Schon früh hatte es sich daher eingebürgert, daneben auch noch bezahlten Privatunterricht beim Lehrer oder einem (meist älteren) Schüler zu nehmen. Zusatzunterricht durch ältere Schüler war vor allem in Orten mit vollständigen Lehranstalten üblich, die sowohl Trivialschule als auch Gymnasium umfassten. Die Schüler des Gymnasiums oder der letzten Klasse der Trivialschule (der sogenannten Rektorsklasse) unterrichteten die jüngeren Knaben. Doch auch der Privatunterricht bei Lehrern war völlig etabliert und institutionalisiert und kann nicht mit heutigen Nachhilfe- oder Förderungslektionen verglichen werden.²¹⁷

Vor allem zwei Ursachen führten zur Verbreitung des Privatunterrichts. Einerseits hatten die Schulen grosse Lücken im Lehrangebot – nicht einmal die zukünftigen Pfarrer konnten dort alle notwendigen Kenntnisse erwerben. Beispielsweise konnten an der offiziellen Schule keine anderen Sprachen als Latein belegt werden, obwohl Griechisch und Hebräisch für Theologen obligatorisch waren. Auch wer eine moderne Fremdsprache lernen wollte, wurde in den Schulordnungen auf die Dienste von Präzeptoren verwiesen; meist war dies der Lehrer selber, aber auch alle anderen geeigneten Personen konnten ergänzenden Unterricht anbieten. Andererseits waren die Lehrer äusserst schlecht bezahlt (oft schlechter als Knechte!) und gezwungen, dazuverdienen. Vor allem die Lehrer der Trivialschulen, die sogenannten „Kollegen“, konnten vom regulären Lohn bei weitem nicht existieren. Die am Gymnasium lehrenden „Lektoren“ waren immerhin nicht ganz so schlecht entlohnt, doch auch sie waren auf Nebeneinkünfte angewiesen.²¹⁸ Unerlässlich war Privatunterricht auch in Landesteilen, aus denen Schüler direkt von der Trivialschule an die Universität oder Akademie geschickt werden mussten, weil es kein Gymnasium gab.²¹⁹

217 Privatunterricht durch Schüler scheint besonders an den beiden alten Gymnasien in Skara und Växjö stark verwurzelt gewesen zu sein. Meist wurde neu aufgenommenen Schülern sofort ein Gymnasiast als Tutor zugewiesen. Schon in der Schulordnung von 1561 (gedr. 1571) wurde offiziell erstmals geregelt, was wohl schon lange üblich war: der Privatunterricht durch den Lehrer. Obwohl dieser Privatunterricht in der Vergangenheit meist sogar umfassender als der offizielle war, wurde er aus den bildungshistorischen Studien ausgeschlossen (vgl. von Platen 1981:10, 61 u. 146).

218 Dermassen schlechte Löhne sind für andere Länder nicht nachgewiesen. In Deutschland beispielsweise förderten die absolutistisch orientierten Fürsten die Gelehrtenschulen, da sie für loyalen Beamtennachwuchs sorgten. Die Elementarschulen wurden dagegen bewusst vernachlässigt, das Schulgeld hoch angesetzt und die Lehrer erbärmlich bezahlt (s. Bernheiden 1988:219). Obwohl also auch in Deutschland die Volksschullehrer unterbezahlt waren und sozial entsprechend wenig Ansehen genossen, äusserte sich ein deutscher Lehrer noch 1796 indigniert über die Löhne der niederen Lehrer in Schweden (vgl. von Platen 1981:10-13; für einen Abriss des deutschen Schulwesens siehe Elze/Repgen 1974:576-577).

219 In ganz entlegenen Gebieten kam es vor, dass Jünglinge direkt aus dem Pädagogium, einer Schulstufe unterhalb der Trivialschule, an die Universität gingen. Der gesamte

Der Unterricht der privat bezahlenden Schüler fand oft im Schulhaus statt, und zwar meist gleichzeitig zum regulären Unterricht! Entweder rannten die Lehrer zwischen den Schülergruppen hin und her, oder – was wahrscheinlicher und auch in einigen Fällen aktenkundig ist – sie versäumten die regulären Schüler und verbrachten mehr Zeit mit den zahlenden Kindern. Zuweilen sassen private und reguläre Schüler auch im selben Raum. Auch in diesem Fall muss eine gewisse Bevorzugung der Privatschüler stattgefunden haben.

Die offiziellen Lateinschulen und Gymnasien waren den Knaben vorbehalten. In den Privatklassen hingegen sassen oft auch die Mädchen aus vermögenden Familien. Dies war zweifellos ein Vorteil des Privatunterrichts. Privatschüler mussten auch nicht an Begräbnissen und anderen Anlässen singen gehen, waren vom „sockengång“ befreit und wurden milder bestraft. Wer es vermochte, liess seine Kinder teils oder ganz privat unterrichten. Es kam vor, dass die Privatklassse um ein Vielfaches grösser war als die offizielle, in der nur noch ganz wenige Kinder aus den ärmsten Familien sassen.

Die Eltern konnten so die Ausbildungsinhalte mitbestimmen und sicher sein, dass ihr Kind individueller betreut wurde. Begehrte Lehrer führten manchmal sogar ein kleines Internat, wo die Schüler aus entfernten Gebieten unter ihrer Aufsicht wohnten und lernten – auch dies war für die Eltern ein beruhigendes Arrangement.²²⁰ Besonders privilegierte Privatschüler erhielten oft Familienanschluss und wurden zusammen mit den Söhnen des Lehrers erzogen. Reiche Eltern gaben ihren Kindern zusätzlich noch einen eigenen Informator mit. Oft war es ein älterer Gymnasiast oder Student, der als Anstandshüter und Privatlehrer dazuverdienen musste. Auch für den Unterricht in den sehr langen Sommerferien engagierte man oft einen Informator, der so auch gleich getestet wurde und bei Eignung im Herbst die Kinder an die Schule begleitete. In der Hoffnung darauf waren viele Informatoren auch bereit, ohne Lohn den ganzen Sommer über zu unterrichten, nur für ein Bett, etwas zu essen und einen Sommer auf dem Lande. Die Promotion erfolgte noch bis ins 19. Jahrhundert erst zu Beginn des nächsten Schuljahres, so dass man in den Sommerferien das Gelernte repetieren musste.

Vor allem in den Städten wurden die Preise der Lehrer und Informatoren gedrückt, da sich viele junge Männer um die Stellen bemühten. Viele städtische Bürger waren allerdings so arm, dass sie die Kinder trotzdem kaum in die öffentliche Schule schicken konnten, geschweige denn zum Privatunterricht. Selbst Stockholm zählte erstaunlicherweise im 17. und 18. Jahrhundert zu den Städten mit sehr ärmlichen öffentlichen Schulen. Nur die ärmsten Stockholmer schickten ihre Kinder dorthin, alle anderen wählten eine der zahlreichen privaten Einrichtungen, die es in allen Arten und Grössen gab.²²¹

Lehrstoff von Trivialschule und Gymnasium wurde in ihrem Fall per Privatunterricht erworben (von Platen 1981:144).

220 von Platen 1981:40-44.

221 von Platen 1981:52-56.

4.2.3 Universität

In den Jahrzehnten nach der Reformation lagen die Schulen und auch die Akademie weiterhin in den Händen der Kirche und waren darauf ausgerichtet, Nachwuchs für den Klerus heranzuziehen. Ab 1620 leitete Gustav Adolf II., unterstützt von Axel Oxenstierna und Johan Skytte, einen energischen Aufbau des Unterrichtswesens ein. Der Staat verschaffte sich einen festeren Griff um die Ausbildung in den höheren Schulen und an der Universität Uppsala, deren Leitung vom Bistum an die Krone überging. Es kam zur bereits erwähnten Neugründungswelle von Lateinschulen und Gymnasien.

Nicht ganz so deutlich wie bei den neuen Einrichtungen fielen die Reformen in den alten Dom- oder Stiftsschulen („latinläroverk“) aus. Obwohl sie zu Gymnasien gemacht wurden, blieb ihre Leitung noch lange bei den Bischöfen und Domkapiteln. Die erste Grundausbildung blieb damit in der Hand der Kirche, wenn auch unter der Aufsicht der Krone und ihrer Schulverordnungen. Bis um 1650 hatte das schwedische Bildungssystem den Abstand zu den führenden europäischen Staaten aufgeholt, auch wenn die ideengeschichtlichen Neuerungen immer mit einer Verzögerung aufgenommen wurden. Die Regenten förderten unterschiedliche Bereiche: Unter Gustav Adolf II. und der Vormundschaftsregierung für Christina wurden die für Verwaltung und Kriegsführung nützlichen Disziplinen ausgebaut. Diese Bildungspolitik hatte den Staatsnutzen im Auge: Priester, Lehrer und neu auch Verwaltungspersonal, Diplomaten und die militärische Elite sollten aus den Universitäten strömen. Christina förderte vor allem die Philosophie und Technik. Karls Bildungspolitik dann brachte insgesamt einen Rückschritt.

Die frühe Förderungspolitik trug schon bald Früchte. Noch 1620 hatte Schweden nur eine Universität aufzuweisen, die aus der Akademie zu Uppsala hervorgegangen war. Die Studentenzahlen stiegen zu Beginn des Jahrhunderts schnell. Um 1630 hatte Uppsala bereits 1000 Studenten und zwanzig Professoren, darunter viele aus Deutschland.²²² Um 1700 waren es bereits fünf Universitäten dank Neugründungen in Åbo, Lund, Dorpat-Pernau und dem eroberten Greifswald. Den Erfolg der Bildungspolitik belegt auch, dass neben den designierten Geistlichen neue Absolventen hinzugewonnen werden konnten: Um 1650 richtete sich etwa jeder dritte Student nach einer Verwaltungskarriere aus, indem er die sogenannte „politische Klasse“ belegte. Gerade diese Absolventen wurden vom Adel bald beargwöhnt.

Auch an den neuen Universitäten folgte der Unterricht immer noch dem mittelalterlichen Usus. Jeder der Professoren hielt an vier Tagen der Woche jeweils eine Stunde Vorlesung. Darin wurden meist sehr elementare Kenntnisse vermittelt, wenig Stoff in ausführlicher Behandlung. Vom Katheder las der Professor ein gedrucktes Lehrbuch vor, und die Zuhörer schrieben mit. Parallel hielten auch die Universitätsprofessoren eifrig private Kollegien, wo aktuellerer und spezialisierter Stoff behandelt wurde. Der Privatunterricht leistete auch hier einen grossen und unerlässlichen Beitrag zum Wissenstransfer.²²³

²²² Lindroth 1975:11-22.

²²³ Lindroth 1975:29-45.

4.2.4 Le grand tour

Abgeschlossen wurde die Studienzeit mit einer „grand tour“, einer Bildungsreise durch möglichst viele politisch, kulturell oder ökonomisch einflussreiche Länder wie Holland, Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Spanien und Italien. Je nach dem elterlichen Geldbeutel dauerten diese Reisen wenige Monate oder ein paar Jahre. Fast nur die Adeligen konnten sich grosse Reise- und Unterhaltskosten überhaupt leisten. Mit viel Glück konnte ein älterer Bauern- oder Pfarrerstudent als Begleiter von Adelsburschen seine Reise finanzieren.

Axel Oxenstierna plante Pfalzgraf Karl Gustavs Reise nach einem Semester Theologie und römischen Autoren in Uppsala (1638-40). Der 16-jährige sollte unter Aufsicht eines Hofmeisters (Johan Rosenhane von Kapitel 5.2) und eines Informators nach Dänemark, Hamburg, Holland, Paris, von dort aus nach Strassburg, in die Schweiz und hinunter bis nach Südfrankreich reisen. Neben den Visiten bei Staatsmännern und Fürsten gönnte Oxenstierna seinem Zögling auch simplere touristische Freuden wie Sightseeing. Zum Abschluss betrieb der Pfalzgraf in Paris Völkerrechtsstudien und trainierte seine Reitkunst und andere adlige Übungen in Benjamins Ritterakademie. Für Adelsöhne gehörte es zum guten Ton, eine Ritterakademie zu besuchen. Die renommierteste war ab 1650 in Paris zu finden, dem intellektuellen Zentrum der Welt mit feiner Hofkultur und belebten Salons, wo Adelsjünglinge aus ganz Europa hingesandt wurden, um sich dem Ideal des „gentil homme“ anzunähern.²²⁴

Auch die deutlich bescheideneren Bildungsreisen bürgerlicher Studenten galten Kurzbesuchen an den Universitäten und bei Gelehrten, dem Kenntniserwerb in Militärwesen, Stadtbaukunst, Jurisprudenz und Gesellschaftsleben, dem Studium der Länder und Sitten und alamodischer Fertigkeiten. Aus Kostengründen erstreckten sie sich aber selten über die nordeuropäischen Länder hinaus, allen voran Deutschland. Im Verlauf des Jahrhunderts verloren die deutschen Universitäten allerdings viel von ihrer Anziehungskraft – das Land litt unter den Folgen des Krieges. Für die Theologen blieb Deutschland allerdings nach wie vor das erste Ziel. Die schwedischen Pfarrer studierten in erster Linie an den lutherischen Universitäten in Wittenberg und Giessen. Im 30jährigen Krieg wichen viele an die ketzerischen calvinistischen Universitäten in Holland aus, doch nach dem Frieden von 1648 strömten die Theologiestudenten wieder gleich zahlreich nach Deutschland wie früher.²²⁵

Holland und England profitierten finanziell und kulturell vom Niedergang der kriegsgeschwächten Staaten. Ihre reichen Städte wurden nun zu den wissenschaftlichen Zentren und zogen viel vom früheren Glanz der Universitäten in Deutschland und Frankreich auf sich. Sie vertraten eine moderne, nutzenorientierte Bildung und boten höchst gefragte Fächer an, die Studenten aus dem ganzen protestantischen Europa anzogen, so auch einen steten Strom schwedischer Besucher. Ökonomie und Handel etwa wurden bevorzugt in Holland gelernt. Dort befand sich zudem der Parnass der klassischen Philologie: Die berühmtesten Humanisten, Orientalisten, Philosophen und Ju-

224 Lindroth 1975:29-58.

225 Lindroth 1975:59-60 u. 94.

risten lebten in Leiden. Als einziges Land garantierte Holland zu diesem Zeitpunkt Druck- und Denkfreiheit und wurde so zum Zentrum der innovativen Wissenschaften.

Die Bildungsreisen der jungen Schweden führten regelmässig auch in katholische Länder, obwohl dies von den karolinischen Theologen eifrig kritisiert wurde. Ab 1700 galten strengere Vorschriften, um dem Erstarken des Pietismus entgegenzuwirken. Die verbotenen Seminare in Halle und Giessen wurden trotzdem bald wieder von schwedischen Studenten aufgesucht.²²⁶

4.3 Zeittypische Lehrinhalte

Seit der Reformation waren die lutherische Theologie und der klassische Humanismus die Grundpfeiler von Schwedens universitären Lehrplänen. Im 17. Jahrhundert wurden sie erweitert um das Studium der Philosophie, wo die bewährte aristotelische Scholastik wiedereingeführt und der moderne Ramismus verdrängt wurde. Das Denken der Elite richtete sich länger als ein Jahrhundert nach dem Dreigestirn Luther, Cicero und Aristoteles.²²⁷

Die politisch-humanistischen Fächer waren nicht auf die Praxis orientiert. Unabhängig von späteren Berufszielen – für die meisten hiess dies Beamter oder Pfarrer – studierten alle die gleichen Inhalte. An der philosophischen Fakultät wurde eine sehr allgemein gehaltene humanistische und formelle Bildung vermittelt. Logik und Rhetorik waren die zwei wichtigsten Fächer. Die Studenten wurden in den antiken Referenzrahmen eingeweiht, lernten alles über Moral und Tugend anhand historischer Exempel und übten gleichzeitig die Kunst zu argumentieren und Latein zu schreiben und sprechen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts lernten auch in Schweden die zukünftigen Staatsdiener zum Schluss noch etwas Jurisprudenz und damit etwas Laufbahnbezogenes.²²⁸

Humanistische Studien, d.h. Latein und Griechisch, dominierten den gesamten Bildungsgang. Das Ziel der Schulordnungen der Grossmachtzeit war die vollständige Beherrschung der antiken Sprachen und ihrer Gedankenwelt. Die antiken Autoren wurden jahrelang studiert und machten noch bis ins 18. Jahrhundert das Hauptgewicht jeder höheren Ausbildung aus, ergänzt durch modernere Autoren. Alle Studenten mussten regelmässig lateinische Reden und Dispute halten. Es ging dabei hauptsächlich um die vollendete Form; inhaltlich waren die Produktionen meist gänzlich unoriginelle Kompilationen ohne jede wissenschaftliche Relevanz, beispielsweise eine „Lobrede auf Aurora“. Die Mittelschüler lernten aber auch schwedische Verse und Prosa zu schreiben, was für das Verfassen von Predigten und zur Bewältigung administrativer Aufgaben wichtig war.²²⁹

226 Lindroth 1975:61-65.

227 Als „Dreieinigkeit, die der gelehrten Kultur der Grossmachtzeit ihren Inhalt verlieh“ bezeichnet sie Lindroth 1975:13 (übers. SM).

228 Lindberg 1980a:19.

229 Vgl. Gyllenius 1663:314: „jagh begynte och j Jesu nampn proponera oratoriam Liga-

Die stete Beschäftigung mit den antiken Autoren veränderte mit der Zeit das Weltbild der geistigen Elite nachhaltig. Der Humanismus wurde ein wichtiger Anstoss zur beginnenden Säkularisierung. Der Mensch der antiken Quellentexte verfügt über eigene Kraft und Tugend, und die göttliche Einflussnahme auf das Geschehen spielt im Vergleich zum christlichen Kanon eine unbedeutende Rolle. Luther selber verurteilte das humanistische Menschenbild denn auch aufs Entschiedenste: Der Mensch sei ohne Gott nichts, und er sei nach dem Sündenfall unfähig, aus eigener Kraft sein Seelenheil zu erlangen. Die aus dem Antikenstudium entstehenden weltanschaulichen Spannungen wurden aufgehoben, indem betont wurde, dass die Theologie den Menschen vor Gott behandle, während die Antike den Menschen in der Gesellschaft thematisierte – und die beiden Sichtweisen dürften zu unterschiedlichen Auffassungen führen. Doch die offensichtlichen Gegensätze liessen sich mit dieser Argumentation nicht aus den Köpfen der Gebildeten entfernen.

Gerade der Adel hatte eine grosse Affinität zu den klassischen Autoren, die Sachliteratur über viele für ihn zunehmend relevante Gebiete verfasst hatten, sei es über Philosophie oder über Kriegskunst, Geschichte und Staatskunde, über Landwirtschaft und Landleben. Unter Christina und auch den karolinischen Höfen stieg die Antikenschwärmerei ins Grenzenlose, sowohl an den Universitäten als auch in der Sozietät. Ihren wohl dauerhaftesten Ausdruck fand sie in der Baukunst, doch sie beseelte auch zahllose ephemerere Vergnügen wie Ballette, Maskeraden, Opern und Theaterstücke.

Die Lateinfertigkeiten der Bildungselite erreichten um 1700 ihren Höhepunkt. Die Epoche brachte virtuose Lateiner und Oratoren hervor, gewissermassen die Spätlese der jahrhundertelangen Bildungspolitik, deren zentraler Bildungsinhalt das Latein war. Nach wie vor wurde an den Lateinschulen und Gymnasien die humanistische Lateinpädagogik gepflegt. Die ersten vier Klassen lernten 28 Stunden pro Woche Latein, später kam Griechisch dazu. Die Schüler lernten das Lesen und Schreiben gleichzeitig in ihrer Muttersprache und in Latein, verfeinerten später aber ihre schriftlichen Fähigkeiten fast nur noch in den Fremdsprachen. Schreiben und Latein wuchsen so in den mentalen Abläufen immer mehr zusammen. Die häufig zu beobachtenden lateinischen Einsprengsel in muttersprachlichen Texten der Epoche zeugen davon, dass Latein für die schriftliche Kommunikation das gewohntere Medium war. In der Schreibsituation kamen lateinische Begriffe den Schreibenden früher in den Sinn als die entsprechenden muttersprachlichen. Oft war die Suche nach adäquaten schwedischen Begriffen tatsächlich sehr schwierig, da das Schwedische wie die meisten Volkssprachen noch grosse terminologische Lücken aufwies und der Lernstoff bereits in lateinischer Terminologie erworben worden war. Die vom Schüler jahrelang eingeübten mentalen Fähigkeiten wurden auf diese Weise grundlegend mit dem Latein verknüpft.

Jede Klasse war nach ihrem Hauptlehrstoff benannt: *alphabetica*, *etymologica*, *syntactica*, *graeca*, *rhetorica*, *logica*, *theologica*. Die Schüler verliessen die letzte Klasse des Gymnasiums mit Kenntnissen in Latein, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Geschichte und eventuell in Griechisch und sogar Hebräisch. Während der

tam in Quarta Classe, och iagh lass för them Virgilium, jagh lärde them skriffva Carmina och Rythmos, tam Latinos quam Sueticos [...].

ganzen Schulzeit wurde zudem die Musik, vor allem der Chorgesang, gepflegt. Diese Ausbildung ist sichtlich auf die Bedürfnisse zukünftiger Pfarrer ausgerichtet, wenn auch eigentliche theologische Kenntnisse eine verschwindend kleine Rolle gespielt haben.²³⁰

Die relativ wenigen Mittelschüler, die an die Universitäten weiterzogen, fanden dort nicht wesentlich andere Verhältnisse vor. Uppsala beispielsweise war nicht theologie-dominiert, wie oft behauptet wird – eher das Gegenteil war der Fall. Der Unterricht war ebenso wenig auf die Bedürfnisse der werdenden Theologen wie auf die anderer Berufssparten ausgerichtet. Alle Studenten beackerten die gleichen Wissensfelder und mussten zwingend nebenbei Theologievorlesungen besuchen. Ungeachtet der Berufsziele hatten alle zuerst den philosophischen Magistergrad abzulegen, und lediglich die Ärzte und Juristen studierten danach noch etwas Fachliches dazu. Für die Pfarrer waren u.a. Logik, Mathematik und Astronomie gleich wichtige Prüfungsfächer wie Luthers Lehre. Mit dieser Praxis war die Priesterschaft bald unzufrieden, denn so traten Pfarrer den Heimweg von der Universität an, die nur wenig mehr Ahnung von Theologie hatten als die jungen Männer, die nur die Provinzgymnasien besucht hatten.²³¹

Die Universitäten waren keine Forschungs- und erst recht keine hochspezialisierten Berufsausbildungszentren, wie sie es heute, ausser in den geisteswissenschaftlichen Kerndisziplinen, geworden sind. Sie dienten als Brutstätten für den Priester-, Lehrer- und Beamtennachwuchs, dem sie hauptsächlich gesellschaftsstabilisierende Grundsätze vermittelten. Als Bollwerke der bestehenden Ordnung in Kirche und Staat wehrten sie – wie im übrigen Europa – beunruhigende Gedankenströme noch lange erfolgreich ab. Umwälzende Gedankenerneuerungen vollzogen sich zuerst in freien Institutionen. Originalität und Individualität waren weder in der universitären Lehre noch in den akademischen Texten gefragt. Die wissenschaftlichen Abhandlungen der Studenten waren während Jahrhunderten reine Resümes und Kompilationen, die längst bekanntes Wissen neu ordneten. Doch auch bei den Professoren gehörte Forschung nicht zu den vorgeschriebenen Aufgaben. Dass sie trotzdem häufig forschten und publizierten, ist Ausdruck ihres persönlichen Engagements. Grundsätzlich konnten Professoren sich mit der Lehre begnügen. Ihre Arbeit verlieh ihnen zudem keinen hohen sozialen Status. Noch bis 1705 bekamen sie nicht einmal einen offiziellen Rang zugeordnet, für den Fall, dass in der äusserst hierarchisch orientierten Gesellschaft Rangfolgenprobleme auftauchen sollten. Danach waren sie gleichrangig wie ein Kapitän oder Assessor – eine eher bescheidene Position. Für ein einträgliches Pastorat oder einen Dienst in der Verwaltung verliessen deshalb die meisten Professoren ihr Katheder gerne.²³²

Die Lehrinhalte, aber auch die erkenntnistheoretischen Grundlagen und die daraus entwickelten pädagogischen Methoden erfuhren im Lauf des Jahrhunderts mehrmals Veränderungen. Bis um 1630 vertraten die uppsaliensischen Lehrstühle den Ramismus, der nach der Reformation die mittelalterliche Scholastik abgelöst hatte.

230 Vgl. Ambjörnsson 1980:151, Lindroth 1975:65 und 179-197, Ong 1987.

231 Lindroth 1975:46.

232 Lindroth 1975:72-74.

Die scholastische Methode ging systematisch-deduzierend vor und bestand in der präzisen Ausarbeitung der Frage (*quaestio*) und der Begriffsabgrenzung (*distinctio*), nach denen die logische Argumentation und die Erörterung der Gründe und Gegenargumente in einer *disputatio* dargelegt wurden, welche strengen formalen Vorgaben genügen musste. Diese Praxis bestimmte bis in die neuere Zeit den universitären Alltag und wirkt selbst in heutigen akademischen Usanzen nach, etwa in der Disputation anlässlich der Doktorprüfung, wie sie in Schweden noch üblich ist. Die späte Scholastik (13.-15. Jh.) integrierte Aristoteles' philosophisches System in die christliche Philosophie und Theologie.

Als Reaktion auf dieses katholische Gedankenerbe trat im 16. Jahrhundert der Ramismus in den protestantischen Ländern, allen voran in Deutschland und England, an die Stelle der Scholastik. Es handelte sich bei dieser Wissenschaftsreform um ein dem Humanismus nahestehendes praktisch-pädagogisches Programm, das bis in den Schulunterricht hinunter wirksam wurde. Der französische Philosoph Petrus Ramus (eigtl. Pierre de la Ramée, 1515-1572) wandte sich gegen die mechanische und autoritätsgläubige Weise, in der die Lateinschüler die aristotelische Schullogik erwerben mussten, ohne sie wirklich begreifen zu können. Dieser unrealistischen Kunstlogik wollte er eine „natürliche“ Logik entgegensetzen, die der menschlichen Denkweise tatsächlich entsprach. Seine praxisorientierte Methode erklärte logische Sachverhalte anhand von Beispielen aus der Bibel und aus der klassischen Literatur, vor allem Cicero. Die von Ramus vertretene Argumentationskunst basierte vor allem auf Sokrates' pädagogischem Prinzip (*sokratische Ironie* oder auch *Mäeutik* („Hebammenkunst“) genannt), demzufolge sich der Lehrer im dialogischen Unterricht unwissend stellen und den Schüler durch zielgerichtetes Fragen den Gegenstand selber entwickeln lassen sollte.

Die ramistische Logik und sein pädagogisches Programm waren schülergerecht und modern, doch die aristotelische Scholastik war intellektueller und leistungsfähiger, besonders seit sie im barocken Spanien zu erneuter Blüte gelangt war. Da die neuaristotelische Scholastik ein Erzeugnis der Gegenreformation war und aus jesuitischen Kreisen stammte, stiess sie in den protestantischen Ländern zunächst auf erbitterte Ablehnung. In Deutschland wurde sie jedoch bald von den Reformatoren aufgenommen; der Ramismus wurde sogar verboten. In Schweden dagegen wurde der Ramismus von Staatsseite noch lange entschieden protegiert, nicht zuletzt auch wegen seiner Propagierung einer nutzenorientierten und zeitsparenden Ausbildung. Es kam zu hitzigen Meinungskämpfen an der Universität, wo immer mehr Professoren zur Neuaristotelik übergingen. Der Streit war neben pädagogischen und konfessionellen Aspekten auch ein Kampf der Theologen um die Grundsatzfrage, ob die Theologie sich heidnischer Philosophie bedienen solle und dürfe, obwohl ihnen das Christentum weit überlegen sei. Um 1640 hatten die Ramisten den Kampf auch in Schweden verloren.²³³

233 Der schnelle Gesinnungswechsel der orthodoxen Lutheraner hatte theologische Gründe. Ramus war Calvinist und dissentierte in vielen Punkten in einem für sie bedrohlichen Ausmass von ihren Doktrinen. Ein aus unserer Sicht besonders interessanter Streitpunkt ist, dass Ramus den Unterricht an den Schulen in der Muttersprache halten wollte – diese radikale Forderung mit unabsehbaren Folgen für die geistige Elite wur-

Die seit Jahrhunderten geltende aristotelische Naturlehre (*Physica*) in scholastischer Ausprägung arbeitete mit wenigen Grundbegriffen, die den Grund aller Phänomene erklären sollten. Ihr Interesse galt weniger der Erforschung und Beschreibung der materiellen Natur, wie sie für die modernen Naturwissenschaften kennzeichnend sein würde, als vielmehr letztlich philosophisch-theologischen Fragen. Davon zeugt der Begriffsapparat: *Allgültige Prinzipien*, *Form* und *Materie*, *Ursache* und *Wirkung*, *Potenz* und *Akt* waren zentrale Begriffe und verdeutlichen den Dualismus, auf dem das Denksystem basiert. Der „unbewegte Beweger“ – als christlicher Gott interpretiert – hat die Welt inszeniert und ihre Ordnung geschaffen, in die er jederzeit eingreifen kann. Die gesamte Schöpfung dient letztlich dazu, Gott zu ehren. Direkt hinter dem Schöpfer steht der Mensch, dem die ganze Natur und Welt dienen soll. *Himmel* und *Erde*, *Gott* und *Mensch* – um duale Begriffspaare rankt sich das Denken. Auch das zentrale Konzept der Bewegung kennt zwei Ausformungen: Auf der Erde verläuft Bewegung nur *vertikal*, im Himmel hingegen *zirkulisch*. Das aristotelische Weltbild ist geozentrisch, in einem auf unser Sonnensystem und eine Fixsternensphäre begrenzten Universum rotieren alle Himmelskörper um die Erde. Die Naturlehre enthält ausserdem sehr elementare chemische Begriffe wie *Verfaulen*, *Substanzenkreislauf* usw.

Dieses antik-mittelalterliche Weltbild wurde in progressiven Gelehrtenkreisen abgelöst, u.a. durch Descartes Lehre über das Universum (*Principia philosophiae*, gedruckt 1644), die die Entdeckungen von Kopernikus, Bruno und Galilei aufnahm und verfeinerte. Ab 1660 erbebt auch die Universität Uppsala unter dem Auftritt der cartesianischen Philosophie, die das aristotelische Weltbild widerlegte. In ihrem Gefolge begann die Einführung der neuen, empirischen Naturwissenschaften, die im 17. und 18. Jahrhundert zu grundlegenden Entdeckungen und Theoriebildungen führten und zu unzähligen technischen Neuerungen anregten. Die revolutionäre Lehre vom Universum ohne Grenzen, ohne Zentrum und von der völlig veränderten Stellung der Erde als Planet, der sich um die Sonne bewegt, war vor allem wegen ihrer Widersprüche zu Aussagen in der Bibel umstritten. Erbittert reagierten die Theologen auf Descartes' Ansicht, die Bibel sei zwar in Glaubenssachen wahr, doch in naturwissenschaftlichen Dingen für den Verstand des „gemeinen Mannes“ formuliert und damit nicht buchstäblich zu verstehen. Revolutionär waren auch die neuen Erkenntnisse über die wirksamen Kräfte (Rotation und Gravitation). Wo die Aristoteliker von einer inneren Kraft oder einem Willen sprachen, der die Körper in Bewegung hält, ohne dass eine äussere Kraft einen Anstoss zur Bewegung gibt, hielten sie die Sinneswahrnehmung für wahr, dass alles ruht und jede Bewegung zugeführt wird. Descartes' mechanistische Erklärung kehrte alles um, bezichtigte die von allen geteilte Erfahrung als Täuschung und beschränkte Gottes Einwirkung

de von den evangelischen Kirchen ebenfalls unter Berufung auf theologische Gründe abgewehrt. Die reformierten Theologen waren in unzählige solche Streitfragen verwickelt, welche in Schweden zuletzt fast ganz in eine harte lutherische Orthodoxie mündeten. Abweichende oder auch nur tolerante Meinungen wurden nicht geduldet. Für die Debatten kam ihnen die Renaissance der aristotelischen Philosophie mit ihrer scharfen logisch-scholastischen Methode um 1600 genau zur rechten Zeit. Zu den Entwicklungen an den schwedischen Universitäten s. Lindroth 1975:95 u. 128-140. Zu Ramus' Reformprogramm vgl. Steinfeld 1986:30-63.

auf die Welt auf ein initiales Inbewegungsetzen der Materie. Seine Welt ist kein Organismus mehr, sondern ein mechanisches Werk. Und die Schöpfung ist in diesem Weltbild weder dazu erschaffen, einen Zweck zu erfüllen, noch um ihren Schöpfer zu preisen, wie die Anhänger naturmystischer Frömmigkeit seit jeher betonten. Über zwei Jahrzehnte erstreckten sich die Debatten über die Zulässigkeit der neuen Lehre. Einmal mehr entzündeten sich die Streitereien weniger an (natur-)wissenschaftlichen Aspekten als an konfessionellen und theologischen Meinungsverschiedenheiten. In kirchlichen Kreisen wehrte man sich am längsten für das aristotelische Gedanken- und Lehrgebäude. Erst um 1680 hatten sich die Cartesianer an der Universität Uppsala vollständig durchgesetzt.²³⁴

In Holland, dem konfessionell und bildungspolitisch liberalsten Staat Europas, kam es schon 1672 zu einer Gegenreaktion, die die kirchlichen Kreise stärkte und die Erneuerung der Wissenschaften abbremste. Sie übertrug sich auf andere Länder; der Aufstand des geistlichen Standes am schwedischen Reichstag 1686 ist ein später Ausläufer dieser retardierenden Geschehnisse.²³⁵ Zu Beginn langer und teils tumultuarischer Debatten übergaben die Priester, angeführt vom Theologieprofessor Henrik Schütz, Karl XI. eine Supplik, er möge alle neuen Lehren, d.h. die neuen Naturwissenschaften und vor allem Descartes' Philosophie, an sämtlichen Unterrichtsstätten verbieten. Mittels Zensur und der Ermächtigung der theologischen Fakultät zur Kontrolle der Lehrinhalte sollten die früheren Verhältnisse wieder eingeführt werden. Aufgefordert zur Stellungnahme erörterten alle anderen Fakultäten die Bedeutung der wissenschaftlichen Erneuerung und der Trennung der Theologie von Philosophie und Naturwissenschaften. Nach jahrelanger Kommissionsarbeit aller Interessengruppen setzten sich die konservativen Theologen aber an höchster Stelle durch; 1689 unterzeichnete Karl XI. de facto das Verbot des Cartesianismus. Das anachronistische Urteil konnte indessen nur wenige Jahre durchgesetzt werden.²³⁶

In der karolinischen Zeit veränderten sich hauptsächlich die technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen. Die anderen Fächer blieben ihrer gesellschaftserhaltenden Tradition noch auf Jahrzehnte hinaus verhaftet und kultivierten sie teils sogar in

234 Noch 1685 pries Haquin Spegels „Guds werk och hvila“ in 11'000 Versen Gottes Macht und seine Schöpfung. Parallel zu den offiziell geltenden Naturlehren gab es zudem immer eine alchemistische, mystische oder hermetische Naturphilosophie, deren eminenten Gestalten in Schweden Forsius und Bureus waren (Lindroth 1975:140-146). Auf die cartesianischen Lehren und ihre Aufnahme in Schweden kann hier nicht eingegangen werden; siehe dazu Lindborg 1980. Ein wichtiger Grund zur Ablehnung von Descartes' Lehre und auch anderer neuer wissenschaftlicher Ansätze war, dass ihr Urheber Calvinist oder auf eine andere Weise nicht lutherisch-rechtgläubig war. Obwohl nicht nur viele Studenten, sondern auch schwedische Lehrstuhlinhaber selber an calvinistischen Hochschulen in Holland studiert hatten, konnten die orthodoxen Theologen mit ihrer Gleichsetzung von Cartesianismus und Calvinismus die Meinungen entscheidend beeinflussen.

235 Von diesem Reichstag berichtet der hier untersuchte Quellentext von Olaus Bodinus (siehe Kapitel 5.8).

236 Vgl. Lindborg 1980:106-112.

einer noch nie gesehenen Orthodoxie; die deutlichsten Beispiele sind die götizistische Geschichtsschreibung, die lutherische Theologie und die Lateinkultur. Eine Übernahme des aufklärerischen Gedankenguts auch in diesen Fächern setzte erst in der Freiheitszeit ein, d.h. ab 1718. Mit dem Schlusstrich unter die Grossmachtzeit nach der Niederlage von Poltava musste als erstes der Götizismus einen schweren Schlag erleiden. Im Laufe des Jahrhunderts verloren denn auch die lutherische Lehre ihre Rigidität und die humanistische Rhetorikkultur ihre eminente Bedeutung. Die Universitäten orientierten sich nun mit dem Ausbau der ökonomischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen verstärkt auf das expandierende Wirtschaftsleben.²³⁷

Die Gesellschafts- und Staatslehren waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ebenfalls in einem grundlegenden Wandel. Wie in grossen Teilen Europas standen sich auch in Schweden zwei Konzeptionen gegenüber: Die theokratische und die naturrechtliche Gesellschaftsauffassung. In der Grossmachtzeit herrschte die Ideologie des Gottesstaates vor, einer Staatsform, deren weltliche und religiöse Instanzen deckungsgleich sind oder sich gegenseitig legitimieren. Wie die kontinentaleuropäischen Staaten wandelte sich auch Schwedens Ständemonarchie mehr und mehr zu einer antidemokratischen, absolutistischen Monarchie. Der Monarch erhielt seine Machtbefugnis von Gottes Gnaden und auch die staatliche und gesellschaftliche Realität entsprach Gottes Willen, selbst wenn vieles daran aus menschlicher Perspektive unverständlich wirken mochte. Zur Rechtfertigung der Machtverteilung beriefen sich die lutheranischen Theologen neben der Bibel auf die aristotelische Auffassung, die Gesellschaftsordnungen seien von der Natur gegeben, die gänzlich von Über- und Unterordnung geprägt sei. Gesellschaftsstabilisierend wirkten einerseits die präventiv mentalitätssteuernde Dreistandeslehre mit ihren Auslegern bis in die Familienstruktur (wie sie die Haustafel illustriert), und andererseits die Jurisprudenz mit äusserst repressiven Straftheorien. Sogar archaische Strafpraxen und –masse aus dem Alten Testament wurden wieder in die Gesetzgebung aufgenommen; besser lässt sich die Verzahnung von ursprünglich kirchlicher Lehre und staatlich-(monarchistischen) Interessen kaum veranschaulichen. Die karolinische Epoche bedeutete den Höhepunkt der absolutistischen Staatsform. Die Stände waren ausgeschaltet, die Könige lenkten die Politik während langer Jahre eigenmächtig, hauptsächlich in Zusammenarbeit mit konservativen Theologen und Machtstrategen, die die Vorteile der Theokratie für politische Ziele zu nutzen wussten. Das intellektuelle und moralische Klima wurde zunehmend repressiv.²³⁸

Die ursprünglich kirchliche Dreistandeslehre war keine den modernen Entwicklungen angepasste Staatslehre. Sie handelte nicht eigentlich vom Staat und musste für konkrete

237 Lindberg 1980a:25.

238 Es wurde weiter oben bereits auf den Zusammenhang von Absolutismus, Reduktion, Orthodoxie und auf ihre Mentalitätswirksamkeit hingewiesen, die sich in der plötzlichen Zunahme von Hexenprozessen wohl am drastischsten manifestierte. Lindberg betont allerdings, dass die eifrigsten Theokraten nicht aus den Reihen der Kirche kamen, sondern aus Regierungskreisen, die das Machtpotential dieser Staatsidee ausschöpften. In ihrer Interpretation verlor die Idee vom Gottesstaat ihren ursprünglich spirituellen Gehalt. Vgl. Lindberg 1980b:113-119.

politische und juristische Fragen umgedeutet werden. Das bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts in akademischen Kreisen vorherrschende Naturrecht entsprach den wachsenden innen- und aussenpolitischen Anforderungen, ohne mit den „Vorteilen“ der Dreistan- deslehre, etwa der Notwendigkeit von Hierarchien und der göttlichen Sanktion, zu bre- chen. Schon ab 1655 wurden in Uppsala über diese staatsphilosophische Neuerung regelmässig Vorlesungen gehalten, und ab 1668 hatte der Deutsche Samuel Pufendorf, international eine der grössten Kapazitäten des Natur- und Völkerrechts, einen Lehrstuhl an der neugegründeten Universität Lund.²³⁹ In Pufendorfs Variante des Naturrechts standen – im Gegensatz zu den radikaleren Konzeptionen in England und Frankreich – nicht die Ideen über Freiheit, Gleichheit und Rechte im Fokus, sondern dass der Staat beschrieben und legitimiert wurde. Das Naturrecht an Schwedens Universitäten handelte vom Staat als Machtinstrument und Wohlfahrtseinrichtung und fand vergleichsmässig früh Einlass, weil es für die Ausbildung von Beamten und Diplomaten wichtig war. In den inneruniversitären Kämpfen fochten die Anhänger des Cartesianismus in der Regel auch für das Naturrecht.²⁴⁰

Im naturrechtlichen Ideenkomplex beruht die Machtbefugnis der Herrschenden auf ei- nem stillschweigenden Einverständnis der Untergebenen; das Volk überlässt dem Staat die Macht in Form eines kündbaren Vertrags. Die Macht stammt nicht von Gott, son- dern von den Individuen – eine Folge eines Naturverständnisses, in der alle Menschen ursprünglich gleichberechtigt und autonom waren und lediglich die Bestimmungsgewalt auf einzelne übertragen hatten, um übergeordnete Interessen wie Verteidigung und Justiz garantieren zu können. Die Unterordnung in eine staatliche Gemeinschaft ist zwar grundsätzlich Gottes Wille, doch die Macht(-vergabe) liegt beim Menschen. Das an den Universitäten so vermittelte Naturrecht war für den theokratischen Absolutismus in vielen Bereichen eine Bedrohung und wurde von der Regierung zensiert. Ab 1690 mussten die schwedischen Universitäten eine abgefederte, offizielle Variante lehren, laut der die Staatsmacht doch göttlichen Ursprungs war und die aristotelische Meinung einer naturgegebenen sozialen Über- und Unterordnung wieder anstelle der neuen Ideen von ursprünglich egalitären Gesellschaften trat. Von der Freiheitszeit an (1719-1772) herrschte die naturrechtliche Ideologie auch in nichtakademischen Kreisen vor.

4.4 Sonderausbildungsideal des Adels

Nicht allen Studenten konnte die Universität den Lehrplan vorschreiben. Die Adelige- n wählten die Fächer nach freiem Ermessen und verliessen die Universitäten in der Regel nach einem oder zwei Semestern wieder, da sie nicht auf einen akademischen Abschluss zielten. Sie besuchten auch nicht die öffentlichen Vorlesungen, sondern bezogen ihren Unterricht in exklusivem, privatem Kreis entweder von den Professoren selber oder über die Vermittlung durch den persönlichen Präzeptor. Als werdende Offiziere, Staatsmän- ner und Diplomaten brauchten sie eine moderne Ausbildung, die weit über das offizielle

239 Lindroth 1975:13-14.

240 Lindberg 1980b:131 u. 125.

Angebot der Universitäten hinausreichte: Kenntnisse über die neueste Technik (Fortifikation, Ballistik, Pyrotechnik etc.), über Mathematik und Geometrie, moderne Sprachen, Jurisprudenz usw. In erster Linie studierten sie daher Politik, Rechtsgeschichte, Geschichte, lateinische Rhetorik sowie Mathematik. Viele der akademiefremden Spezialdisziplinen deckten die Professoren in Privatkollegien ab, die für Adelige reserviert waren.²⁴¹ Schon früh wurden für sie zudem Lehrer für moderne Sprachen aus dem Ausland engagiert. Ab 1637 bot Uppsala einen Französischlektor und zeitweise auch Italienisch- und Spanischunterricht an. Zur Ausbildung gehörten auch „ritterliche Exerzitationen“; ab 1638 gab es einen Tanz- und Fechtlehrer, und ab 1664 errichtete man für sportliche Disziplinen ein spezielles Exerzitenhaus, wo Fertigkeiten im Reiten, Tanzen und Fechten eingeübt werden konnten. Der Skytteanische Lehrstuhl (für Rhetorik und Politik) war eigens auf die Adelsstudenten ausgerichtet. Die Jungen standen unter der persönlichen Aufsicht des Lehrstuhlinhabers und erhielten in seinem Heim ergänzenden Unterricht.²⁴² Zumindest in der ersten Jahrhunderthälfte forderten die Ausbildungspläne den Knaben eiserne Disziplin ab. Die überlieferten Tagesprogramme der Zöglinge verdeutlichen, wie weit die damalige Konzeption von Kindheit und Jugend von der heutigen entfernt war.

Der uppsaliensische Arbeitstag des zehnjährigen Magnus de la Gardie dauerte von vier Uhr morgens bis elf Uhr abends, falls denn die Tagesordnung laut Plan erfüllt wurde. Er sah viele Disziplinen vor: Bibellektüre, Redeübungen, Philosophierepetition, Einführung in die Rhetorik, Logik und Physik, dann drei Stunden Geschichte oder lateinische Schreibübungen im Wechsel, nochmals eine Stunde Repetition einzelner Disziplinen, gefolgt von einer Stunde Tanzübung. Damit war erst die mittägliche Essenspause verdient. Der Nachmittag brachte eine Stunde Lautenunterricht, eine Fechtlektion, weitere zwei Stunden philologische oder historische Studien und eine Stunde moderne Sprachen. Nach dem Abendessen erneut eine Stunde Lautenspiel, und zum Abschluss des Tages zwei Stunden „extraordinarie läsning“.²⁴³ Selbst wenn dieses Programm kaum über längere Zeit minutiös befolgt werden konnte, macht es klar, dass von den Knaben sehr viel gefordert wurde.

Die Sonderbehandlung der Adelligen mittels Privatkollegien und freier Fächerwahl erinnerte die gewöhnlichen Studenten, aber auch die Akademiker, ständig an ihren geringen sozialen Rang. Dass die Adels söhne andererseits überhaupt an die Universitä-

241 Lindroth 1975:42-44 u. 58. Ein Panorama über die Wissensgebiete, in denen sich Adelsmänner auskennen sollten, war das von Åke Classon Rålamb verfasste Werk "Adelig öfning" (1690-95), eine in Faszikeln erschienene Einführung in so unterschiedliche Gebiete wie Arithmetik, Schiffbau, Fortifikation, Geographie, Astronomie, Goldschmiedekunst, Thacheographie (eine Anleitung zum Schnellschreiben), Währungs-, Zins- und Weggeldberechnungen, Gartenbau, Kochrezepten usw. Von den ursprünglich geplanten mehr als zwanzig Teilen erschienen nur sechs (insg. ca. 880 Seiten), die jedoch in überarbeiteten Auflagen und Auszügen bis ins 19. Jahrhundert nachgedruckt wurden. Vgl. Lindberg 1980b:144-145 und Collijn 1942-46:809-811.

242 An diesen Lehrstuhl war auch ein Pensionat geknüpft, wo adelige Studenten wohnten und betreut wurden. Lindroth 1975:179-197.

243 Vgl. Åslund 1992:2-28.

ten gingen und sich dort mit Studenten aller Schichten mischten, ist aussergewöhnlich, denn der Adel schirmte seine Kinder sonst von denen anderer Stände ab. Die Elementarbildung wurde daher in die Hände von Präzeptoren gelegt, welche die Kinder zu Hause unterwiesen. Im übrigen Europa erfolgte auch der anschliessende Unterricht nur privat oder in speziellen Ritterakademien, die es seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gab. Vor allem in Deutschland setzten sich ab 1648 diese speziell auf die neuen Ausbildungsbedürfnisse des Adels zugeschnittenen Eliteschulen durch; von diesem Zeitpunkt an besuchten nur noch die Söhne der niederen Stände die Universitäten.²⁴⁴ Seit 1623 gab es auch in Dänemark Ritterakademien, in die auch schwedische Knaben geschickt wurden. In Schweden dagegen war die Einführung einer Adelsakademie nach kurzer Zeit gescheitert; ab 1630 immatrikulierten sich deshalb immer mehr Adelsöhne in Uppsala. Ein grosser Förderer dieser Entwicklung war Reichskanzler Axel Oxenstierna, der als einer der ersten seine eigenen Söhne dorthin sandte und in seiner Bildungspolitik viel daran setzte, den akademischen Unterricht für den Adelsstand attraktiver zu gestalten und das Ansehen der Universität zu fördern. Mit Erfolg: Uppsalas Universität wurde zur üblichen Ausbildungsstation der jungen Adligen, die oft bereits als Zehnjährige in Begleitung ihres eigenen Informators kamen. Vor ihrem Intermezzo an der Universität hatten die Knaben bereits seit 4-5 Jahren intensiven Unterricht durch Informatoren hinter sich, welche oft rund um die Uhr mit ihnen zusammenlebten und ihre Ausbildung systematisch vorantrieben; nach ein bis zwei Semestern an der Universität begleiteten sie ihre Zöglinge meist auch noch auf der abschliessenden „grand tour“.²⁴⁵ Das Standesbewusstsein dieser Studentenschar war gross, und die weltliche Rangordnung blieb auch in der Akademie in Kraft. Die Professoren mussten selbst bei akademischen Prozessionen hinter ihren adeligen Zöglingen gehen!²⁴⁶

Dass der Adel sich bildungsmässig während des ganzen Jahrhunderts nicht segregieren konnte, kann als Zeichen dafür gelten, dass seine Stellung verglichen mit anderen Ländern nicht sehr stark war. Es gab zahlenmässig wenig Erbadel, um das im Gesetz verankerte Vorrecht auf hohe Posten unangefochten halten zu können. Jede neue Generation stand stärker unter dem Druck einer guten Ausbildung, weil für wichtige Posten oft keine geeigneten adligen Kandidaten da waren, und gleichzeitig immer mehr kompetente Nichtadelige bereitstanden. Viele dieser Aufsteiger wurden später aufgrund ihrer beruflichen Verdienste und folglich ihrer eigenen Universitätsstudien geadelt.²⁴⁷ Als Neugeadelte hatten sie wenig Gründe, ihre Söhne nicht wieder in die gleiche Lehre zu schicken.

244 Bernheiden 1988:222ff.

245 So sah zumindest das Curriculum der beiden Neffen von Johan Rosenhane aus. Hansson 1993:18.

246 Lindberg 1980a:17-18, Lindroth 1975:41-43.

247 Wie bereits weiter vorne gesagt wurde, kamen allein zwischen 1650 und 1680 595 Familien auf diese Weise zu einem Adelsbrief. Ambjörnsson 1980:137.

4.5 Möglichkeiten und Normen bei den Mädchen

Die Schilderung dieser Ausbildungsgänge nimmt unangemessen viel Platz ein, wenn man bedenkt, wie wenigen Menschen sie wirklich offen standen. Die Art und Verfügbarkeit der Ausbildung waren stark vom sozialen Stand abhängig. Zwar lernte fast die gesamte Bevölkerung mehr oder weniger gut lesen, weil dies Voraussetzung für gewisse Rechte, etwa zur Heirat, war.²⁴⁸ Im Bauernstand jedoch, dem über 90 % der Bevölkerung angehörte, lernten nur sehr wenige auch schreiben – und fast ausschliesslich Männer. Wie wir bereits gesehen haben, standen auch begabten Bauernjungen einige Ausbildungswege offen, und selbst Knaben aus sehr armen Verhältnissen konnten mit etwas Glück zur Schule gehen und bei entsprechender Begabung Förderer finden. Die allermeisten Mädchen hatten hingegen keinen Zugang zu institutionalisierter Bildung, obwohl Mädchen in die niedrigsten Schultypen ebenfalls aufgenommen wurden. Doch solche öffentlichen Schulen gab es nur in grösseren Orten und Städten. Viele Schüler mussten daher während des Semesters gegen Bezahlung am Schulort in Pension gegeben werden und belasteten die Eltern doppelt, weil sie gleichzeitig als Arbeitskräfte ausfielen. Die Ressourcen wurden deshalb auf einzelne Knaben konzentriert.

Das Kriterium der Standeszugehörigkeit, der Stufe in der Gesellschaftshierarchie, beeinflusste damals alle Lebensbereiche in einem Ausmass, das heutigen Mitteleuropäern fremd ist. Die Standeshierarchie regelte für alle Menschen gleichermassen verbindlich Rechte und Pflichten und schützte die besonderen Standesprivilegien. Über den Katechesenunterricht wurde die Ideologie der gottgewollten Standesordnung in jede noch so entlegene Kate getragen und von den Menschen so verinnerlicht, dass sie per Analogie auf verschiedenste Verhältnisse übertragen wurden. Oft muten die Vergleiche heute eher überraschend an, etwa wenn die weltliche Standesordnung ausgerechnet auf die Engelscharen transferiert wurde. Eine naheliegendere und von Kirche und Staat bewusst angeregte Analogie lag im hierarchischen Bild des Haushaltes, mit dem Familienvorstand (Hausvater) an der Spitze, gefolgt von Frau, Dienstboten und Kindern. Ein Mann konnte gleichzeitig in mehreren Hierarchien durchaus unterschiedlich mit Macht ausgestattet sein; verheiratete und ledige Frauen und Kinder waren – innerhalb des eigenen Standes – in untergebenen Positionen. Die Konzeption der Stände sagte nicht nur etwas über die zugeteilte Autorität aus, sondern auch etwas über den effektiven Wert; Menschen auf niederer Stufe waren auch weniger wert.²⁴⁹ Das kirchliche Modell der Dreiständegesellschaft (Volk, Klerus, Adel) erfuhr gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eine allgemein akzeptierte Ausweitung auf vier Stände (Bauern, Bürger, Klerus, Adel). Die Ideologie einer statischen Ständegesellschaft als Garant für eine stabile Ordnung diente vor allem dem Adel als Schutzschild gegen Emporkömmlinge und gegen Autoritätsbeschneidung durch die Krone der Gesellschaft, den Monarchen.²⁵⁰

248 Konkret mussten die Heiratswilligen den Katechismus lesen können. Vgl. Taussi Sjöberg 1996:142.

249 Vgl. Stadin 1993b:178ff.

250 Vgl. Englund 1989.

Nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit, sondern auch der soziale Stand und seine Rollenideale bestimmten den Zugang zum theoretischen Wissen.²⁵¹ Die allermeisten Frauen erhielten keine als schulisch zu bezeichnende Bildung – die weitaus meisten Männer ebenfalls nicht. Dennoch segregierten die Lehranstalten nicht prinzipiell zwischen den Schichten, dafür umso deutlicher zwischen den Geschlechtern. Beim Einsetzen des Lateinunterrichts, der sehr viel früher als heute begann, wurden die Mädchen ausgeschlossen. Die Mädchen lernten meist nur das Lesen der Muttersprache, seltener auch das Schreiben. Dieser erste Unterricht wurde oft privat von Frauen erteilt; wenn die Knaben später an die Lateinschule kamen, hatten viele bereits bei einer Schulmutter das Schreiben der Muttersprache gelernt.²⁵² Angesichts der oben besprochenen Priorität des Lateins gegenüber allen anderen Lehrinhalten ist es klar, dass ihre schulische Ausbildung die Mädchen von allem gesellschaftlich wirklich relevanten Wissen ausschloss. Bezeichnenderweise wird in der Sekundärliteratur oft vom „tabuisierten Latein“ gesprochen; und in der Tat enthalten manche autobiographischen Texte besonders gebildeter Frauen eigentliche apologetische Abschnitte, die erklären, wie es zu den ausserordentlichen Lateinkenntnissen kommen konnte, die den Grundstein zum Wissenserwerb in anderen Gebieten legten.²⁵³ Fragen zur Mädchenausbildung müssen in noch engerer Verknüpfung mit den gesellschaftlich vorgegebenen Lebensmustern gestellt werden, denn im Gegensatz zu den Knaben ermöglichte eine gute Ausbildung den vom Erwerbsleben ausgeschlossenen Mädchen nicht, durch eigene Kraft eine andere gesellschaftliche Position zu erringen. Eine ausserordentliche Bildung konnte deshalb nicht als Aufstiegsbestreben oder als Basis für eine ökonomische Unabhängigkeit begründet werden, und wenn sie über das ständische und familiäre Aufgabenprofil hinausreichte, galt sie schnell als Verschwendung, wenn nicht gar als schädlich.²⁵⁴

Da Mädchenbildung nicht institutionalisiert erfolgte, kann kein den Gymnasialschulprogrammen vergleichbarer „weiblicher“ Lehrplan zitiert werden. Mädchenausbildung fand hauptsächlich ausserhalb der Schule statt, im Kreis der Familie oder der Nachbarschaft.²⁵⁵ Die ersten Fertigkeiten im Lesen und Schreiben lernten die Mädchen wie auch die Knaben oft von der Mutter oder anderen Frauen des familiären Umfeldes, und wenn die Brüder dann einen Informator bekamen, durften die Schwestern in vielen

251 Die weiblichen Rollenideale von Bauern-, Bürger- Priester- und Adelsstand sind bei Stadin 1993 skizziert und detailliert ausgeführt in Stadin 1993b.

252 Steinfeld 1985:24-25.

253 Ein überaus illustratives Beispiel dafür ist die gefeierte schwedische Dichterin Sophia Elisabet Brenner (1659-1730). Ihre „Kurtze Lebensbeschreibung“ kreist von der ersten bis zur letzten Zeile um das tabuisierte Latein und die exponierte Stellung gebildeter Frauen. Vgl. Müller 2000:12-15.

254 Ein Standard- und Nachschlagewerk zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung mit internationaler Perspektive ist Kleinau / Opitz (Hgg.) 1996.

255 Ich vernachlässige hier die in grösseren Städten zu findenden Volksschulen, wo auch Mädchen aufgenommen wurden, weil nur die Ärmsten ihre Kinder überhaupt dorthin schickten. Die Volksschulen hatten bald einen schlechten Ruf und kamen über einen rudimentären Lese- und bestenfalls noch etwas Schreibunterricht nicht hinaus.

Fällen dabeisein. Der Privatunterricht war in gutgestellten Kreisen eine häufig genutzte Chance für Mädchen und Eltern, um diskret die eigenen Vorstellungen umzusetzen. Über den Umfang und die Inhalte dieser Art von Ausbildung geben allerdings keine Matrikelverzeichnisse und keine Lehrprogramme Auskunft; wir sind auf die Verallgemeinerung von einigen wenigen exemplarischen Zeugnissen angewiesen, wie sie in Privattexten vorkommen. Bezeichnenderweise besprechen Frauen mit herkömmlicher Bildung (das betrifft auch unsere Autorinnen) ihren nicht-religiösen Lehrplan nicht ausführlich; alle Gegenbeispiele sind Frauen, die in männliche Wissensdomänen eindringen und sich nachträglich legitimieren wollen.²⁵⁶

An dieser Stelle muss auf ein grundlegendes Problem hingewiesen werden, das nicht zu beheben ist und alle Disziplinen betrifft, die die historischen weiblichen Lebensbedingungen erforschen: Die Frauen sind in den demographischen Quellen bis in die neuere Zeit fast anonym. Auch in der Grossmachtzeit wurden in den Einwohner-, Kirchen-, Steuerregistern und sonstigen Verzeichnissen Frauen in der Regel nie namentlich genannt, sondern sie figurieren als ein Strichlein oder Kreuzlein in einer gesonderten Kolonne neben dem Namen des männlichen Familienvorstands in der Männerkolonne. Selbst wenn der betreffende Mann bereits seit langem verstorben war und seine Frau das Gut oder das Geschäft weiterführte, blieb sie ein Strichlein oder die „Witwe des XY“. Dies ist sogar in den Geburtsregistern der Fall, wo bei den Kindern – selbst bei ausser-ehelichen – nur der Name des Vaters verzeichnet ist! Unauffällige Frauenlebensläufe zu verfolgen ist daher äusserst schwierig. Namentlich bekannt sind fast nur marginalisierte Frauen; oft weil sie armengenössig wurden, seltener weil sie wegen krimineller Vorkommnisse in Gerichtsprotokollen erschienen. Eine Ausnahme bilden hier einzig die höchsten Gesellschaftsschichten.²⁵⁷ In deren Aufzeichnungen sind weibliche Biographien häufiger zu finden.

Doch vom Individuum zurück zum abstrahierten Rollenbild: Mit der Reformation verloren die Frauen die Möglichkeit, ein eheloses Leben im Kloster zu führen. Die Rolle als Gattin und Mutter wurde sozial verbindlich und als einzige wirklich erstrebenswert – vor allem besitzlose oder mit Gebrechen behaftete Frauen blieben unverheiratet und damit abhängig von Verwandten und Gönnern. Mit zunehmendem Frauenüberschuss als Folge der Kriege traf dieses Schicksal aber immer mehr junge Frauen. Schon gegen 1640 kamen drei ledige Frauen auf einen ledigen Mann.²⁵⁸ Sie zogen innerhalb der Familie von Haushalt zu Haushalt um auszuhelfen, wo sie gerade gebraucht wurden, und schauten einem ungewissen Alter entgegen. Es war üblich, als Dienstboten bedürftige Familienmitglieder anzustellen. Manche, aber nicht alle endeten

256 Deutliche Beispiele sind Sophie Elisabet Brenner und Königin Christina, auch wenn das bürgerliche Mädchen und die designierte Monarchin nicht aus den gleichen Gründen in männliche Wissensdomänen vorstiessen. Beide thematisieren aber in ihrem Lebensbericht (wie die meisten intellektuellen Männer ihrer Zeit) ihre nicht-religiöse Ausbildung ausführlich.

257 Zur Anonymität der Frauen in öffentlichen Dokumenten s. Ulfsparré 1991.

258 Stadin 1993b:184.

als „alte Jungfern“. Für viele Mädchen bedeuteten diese Jahre lediglich eine vorübergehende Lehrzeit, nach der sie heirateten und selber einen Haushalt führten.²⁵⁹

Frauen aller Schichten wurden in der Regel erst verheiratet, wenn sie die Kenntnisse besaßen, die zur Erfüllung ihrer zukünftigen Aufgaben nötig waren. Im 17. Jahrhundert waren deshalb Ehen mit sehr jungen Frauen eher ungewöhnlich. Die meisten Bräute waren über zwanzig Jahre alt und besaßen offensichtlich die Kenntnisse, um ihre Ehemänner interimistisch vertreten oder im Todesfall die Geschicke von Familie und Besitz regeln zu können, denn oft schon kurze Zeit nach der Heirat traten sie als Witwen namentlich mit ihrer Kompetenz in Erscheinung.²⁶⁰

Der Bauernstand benötigte keine schreib- und sprachkundigen Arbeitskräfte; dies betraf nicht nur die Frauen, sondern auch die weitaus meisten Männer. Die landwirtschaftlichen Arbeiten waren aber stärker als heute geschlechterdefiniert und wurden im Normalfall ausschliesslich von entweder den Frauen oder den Männern verrichtet. Zur langfristigen Bewirtschaftung eines Hofes brauchte es daher ein Ehepaar, und die Bauernkinder erlernten vor allem diese praktischen Spezialkenntnisse. Insbesondere für weniger begüterte Töchter waren die richtigen Kenntnisse entscheidend zur existenzsichernden Verheiratung.²⁶¹

Lediglich die Töchter des Adels und des städtischen Bürgertums (und einiger Pfarrersfamilien) erhielten eine Ausbildung, die neben der Schreibfähigkeit auch nichtreligiöse Wissensinhalte umfasste, welche den standesspezifischen Aufgaben der Frauen dienten. Das bedeutet, dass höchstens 5 % aller Frauen der Gesamtbevölkerung im 17. Jahrhundert überhaupt in der Lage waren, eigenhändige schriftliche Zeugnisse zu hinterlassen²⁶² – und erklärt die weiter vorne besprochene knappe Quellenlage mit! Auch diese schmale Gruppe war von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen; die Mädchen der oberen Gesellschaftsschichten wurden aber, wie bereits betont, oft zusammen mit den Brüdern in Privatklassen oder vom Hauslehrer unterrichtet.

Im Allgemeinen waren die Lernziele der Mädchen weniger hoch gesteckt als die ihrer Brüder. Sie lernten kein oder nur wenig Latein und beschäftigten sich mehr mit ästhetischen und literarischen Themen. Zwar befassten sie sich zumindest in den ersten Jahren mit den gleichen Inhalten wie die Knaben, doch wo die Knaben den Zeitidealen entsprechend gründlich arbeiten mussten, wurden die Mädchen in vielem nur oberflächlich unterrichtet. Es wurde als ausreichend betrachtet, wenn sie genug Allgemeinwissen, beispielsweise in Geographie, besaßen, um darüber konversieren zu können. Ein wesentlicher Qualitätsunterschied lag in der Intensität, mit der die Ausbildung der adligen Knaben vorangetrieben wurde, die schon sehr früh rund um die Uhr von eigens dafür zuständigen Informatoren angeleitet wurden,²⁶³ mit ca. 10 Jahren an die Universität

259 Stadin 1993b:193-194.

260 Vgl. Losman 1993:5.

261 Vgl. Stadin 1993b:183-186.

262 Diese Grössenordnung nennt Österberg 1993:44.

263 Die Präzeptoren waren für die noch sehr kleinen Zöglinge oft konstantere Bezugspersonen als die Eltern. Es war üblich, die Kinder Bediensteten anzuvertrauen und sie

zogen und bald darauf die Bildungsreise auf dem Kontinent antraten, während die Mädchen immer zu Hause oder bei Verwandten lebten. Ihr Unterricht erfolgte eher *en passant*, wenn die Informatoren der Brüder zugegen waren, und immer wieder unterbrochen von gesellschaftlichen Anlässen, so dass man zwar von vergleichbaren Zielen (summarisch ausgedrückt dem „Funktionieren in der Standesrolle“), nicht aber von gleichen Wegen sprechen kann.²⁶⁴ Diese geschlechtsspezifisch unterschiedliche Gewichtung der Ausbildung steht in der Tradition der humanistischen und lutherischen Pädagogen, die die Mädchen nur im Hinblick auf ihre häusliche Rolle ausbilden wollten. Selbst die Erziehung der adeligen Mädchen vertiefte normalerweise hauptsächlich den Religionsunterricht und die Haushaltungskenntnisse. Wissen als Selbstzweck galt als unpassend für Frauen. Erst als im Laufe des 17. Jahrhunderts die Anforderungen an für das Gesellschaftsleben wichtige Fähigkeiten wie Fremdsprachen stiegen, gehörte auch Sprachunterricht zum guten Ton. Der Fremdsprachenerwerb, allen voran Deutsch und Französisch, erfolgte ohne Grammatik, auf rein praktische Art durch Konversation und Schreibübungen. In diesen Kontext gehört sicher die Lockerung der Lektürevorschriften für junge Frauen, die ab dem letzten Viertel des Jahrhunderts festgestellt werden kann.²⁶⁵

nur bei den informelleren Mahlzeiten zu sehen. Eine Distanz zu den leiblichen Eltern schuf auch die Gewohnheit des Adels, die Kinder für längere Zeit in anderen, meist verwandten Familien zu platzieren. Diese Sitte machte schon bald auch in besser gestellten Kreisen der Bevölkerung Schule. Die Lehrzeit ausser Haus sollte den Reifeprozess der Zöglinge beschleunigen und die Familienbande verdichten. Üblicherweise wurden die Töchter älteren Verwandten der Mutter anvertraut, die Söhne auf der Seite des Vaters (vgl. von Platen 1998:100). Von einer eigentlichen Symbiose berichtet Johan Rosenhane Scheringsson (geb. 1642), ein Neffe „unseres“ Johan Rosenhane und der jüngere Bruder Beatas, von der in der folgenden Fussnote die Rede ist. Johan lebte bei einem Onkel in Finnland, getrennt von Geschwistern und Familie. Er und sein Präzeptor, ein Student, hätten im gleichen Zimmer gewohnt und sogar im selben Bett geschlafen, und die ganze Zeit über lehrreiche Gespräche geführt und lateinische Autoren gelesen. Nach zwei Jahren, als knapp Siebenjähriger, habe er seinem Vater bereits den ersten eigenhändigen Brief auf Latein gesandt (Biographiskt lexicon öfver namnkunniga svenska män (1835-1907), Bd. XII:228-229).

264 Ein ausserordentlicher Glücksfund sind die Studienhefte mit Eintragungen von Johan Rosenhanes Nichten Beata Rosenhane (1638-74) und ihren jüngeren Schwestern Christina und Sophia. Dank dieser eigenhändigen Lernhefte weiss man vor allem über Beata Rosenhanes Ausbildung viel, unter anderem auch über die frequenten Unterbrechungen. Zu Beatas Ausbildung im Speziellen und die für Mädchen geltenden Bildungsnormen im Allgemeinen liegt eine umfassende Untersuchung von Stina Hansson vor. (Hansson 1993; speziell zu den geschlechtsspezifischen Ausbildungsunterschieden siehe S. 18).

265 Beata Rosenhane bekam zusammen mit ihren Brüdern Privatunterricht, lernte jedoch kein Latein, dafür aber Französisch, Deutsch und Italienisch. Der Sprachunterricht transportierte gleichzeitig immer auch Bildungsinhalte, da der Hauslehrer philosophische, historische, geographische und moralische Themen vorgab. In regelmässigen Schreib- und Stilübungen, vor allem Briefen, verbesserte sie so gleichzeitig Sprache, Argumentationspraxis und Allgemeinbildung. Mit Erfolg: Ihre fremdsprachlichen Texte wurden im Lauf der Zeit immer geübter, doch die eigene Muttersprache brachte

Das (klein-)städtische Bürgertum umfasste ökonomisch und sozial teils sehr unterschiedlich gestellte Handwerker, Händler, Kaufleute und andere Berufszweige, deren Bedarf an schulischer Bildung höchst heterogen sein konnte. Auch hier bestimmte in erster Linie das jeweilige Herkunftsmilieu, welche Ausbildung die Töchter erhielten. Die meisten handwerklichen Gewerbe wurden im oder neben dem Wohnhaus betrieben und involvierten auch die Hilfe von Frauen, Kindern, Verwandten oder Gesinde. Die Ehefrauen waren oft für einzelne Produktions- oder kaufmännische Bereiche zuständig und wurden mit Sicherheit bei Bedarf mit Kenntnissen im Rechnen, Buchführen und vielleicht sogar in metierüblichen Fremdsprachen ausgestattet (am häufigsten wohl Niederdeutsch). Mit zunehmender Grösse wurden die Betriebe vom Wohnhaus ausgelagert und damit vermutlich die Mitarbeit der Frauen geschmälert.

Die reichsten Familien des Standes, beispielsweise die Grosskaufleute und Bankiers, führten ein Leben, das demjenigen des Adels glich. Insbesondere die reichsten Bürgerfrauen hatten nurmehr administrative und repräsentative Aufgaben, die Hausarbeit verrichteten Dienstboten. Im übrigen Bürgertum waren Dienstboten eher selten. Ausserhalb der Hauptstadt hielten um 1680 nur etwa ein Viertel der bürgerlichen Haushalte einen oder mehrere Dienstboten, alle anderen wurden von der Hausherrin und den Töchtern selbst bewirtschaftet.²⁶⁶ Da von unseren Autoren und Autorinnen niemand dieser Schicht angehört, muss diese Skizze ausreichen.

Am umfassendsten wurden die Adelsfrauen ausgebildet. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erfüllten selbst die Frauen aus höchsten Kreisen Aufgaben, die weit über eine Mutter- und Gattinnenrolle im engeren Familienkreis hinausgingen, wie sie wenig später aufgrund sozialer Entwicklungen zum bis heute nachwirkenden Frauenrollenmodell gutgestellter Schichten wurde. Den Frauen der Grossmachtzeit oblag die Verwaltung der oft riesigen Landgüter, auf denen die Ökonomie des Adels hauptsächlich ruhte. Die politischen Entwicklungen der Grossmachtzeit bürdeten vielen Männern zunehmend lange Abwesenheiten im Dienste der Staatsverwaltung oder des Militärs auf, während derer die heimischen Geschäfte weiterbetreut werden mussten. Die Verantwortung dafür wurde in der Regel in die Hände der Gattinnen gelegt. Schwedens Aristokratie unterscheidet sich hierin von den Standesgenossen in anderen europäischen Ländern, wo die Kompetenzen an männliche Stellvertreter abgetreten wurden. Die Breite dieser Aufgabe ist beeindruckend und musste von den Frauen mit Sicherheit weitgehend an Dritte delegiert werden, denn es handelte sich dabei nicht um kleine Höfe, sondern um grosse Ländereien. Viele Frauen überwachten Arbeit und Wandel von Angestellten und Guts-

sie auch noch nach Jahren nur mit Mühe zu Papier. Beata Rosenhane las hauptsächlich französische Romane und einige antike Verfasser. Ihre Ausbildung war aber weder typisch für ihre Zeit noch für ihre eigene Familie. Sie muss als ein vorgreifendes Intermezzo betrachtet werden. Hansson betont, Beatas Ausbildung sei im Zeitkontext eine Ausnahme gewesen. Im Hinblick auf die intellektuellen und kulturellen Neigungen Christinas habe Schering Rosenhane seine Tochter mit einer attraktiven Salonausbildung nach französischem Muster auf eine Stellung am Hof vorbereitet, um den Einfluss der Familie zu sichern. Erst für Aurora Königsmark ist – zwanzig Jahre später – eine ähnlich gründliche Ausbildung belegt (Hansson 1993:9, 188).

266 Stadin 1993b:183 u. 188-190.

bevölkerung, pflanzen und verwalteten die Vorräte – in agraren Gesellschaften eine grosse Verantwortung, von der viele Minderheiten abhingen –, betrieben Handel mit Land und Produkten, verhandelten mit Schuldnern und Gläubigern, führten die Rechnungsbücher, und einige leiteten sogar Manufakturen. Bei all diesen Tätigkeiten vertraten sie die Interessen ihrer Familie und ihres Standes nach aussen. Ihre Rolle sah auch vor, die gesellschaftliche Position der Familie zu festigen, indem sie die Erziehung, Laufbahn und Heirat ihrer Kinder und anderer Familienmitglieder pflanzen und überwachten. Diese Verantwortung erstreckte sich auch auf Angehörige des Gesindes.²⁶⁷

267 Selbstverständlich mussten und konnten kaum alle Adelsfrauen so viele und so unterschiedliche Aufgaben gleichzeitig meistern, doch in all diesen Bereichen waren nachweislich Frauen tätig. Nur drei Frauen sollen hier als stellvertretendes Beispiel für viele andere stehen:

Margareta Huitfeldt war die Witwe eines dänischen Adligen im frisch zu Schweden geschlagenen Bohuslän. Ihre umsichtige Pflege der *public relations* – speziell ihre Bittschriften und Geschenke an den Steuerberechtigten Graf Per Brahe zwischen 1658 und 1660 – wird von Beata Losman (1993:8-11) geschildert. Vgl. auch Kapitel 5.3, Fussnote 322.

Viel bekannter ist Maria Sophia de la Gardie (1627-94), Schwester von Magnus Gabriel de la Gardie und früh verwitwet als Frau von Gustav Oxenstierna, eine energische und visionäre Unternehmerin und Manufakturenmanagerin, die nach fast fünf Jahrzehnten ruheloser Tätigkeit aus ökonomischer Sicht allerdings auf der ganzen Linie scheiterte – hauptsächlich weil der Staat den merkantilistischen Unternehmern zuerst riesige Hindernisse in den Weg legte und danach mit den Reduktionsmassnahmen das nötige Kapital entzog und die Infrastruktur ruinierte, indem sie während langer Zeit blockiert, d.h. konfisziert, und danach meist ganz eingezogen wurde (Biographie von Maria Sophia de la Gardie: Björkman 1994; vgl. auch *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-1907) Bd. 10:320-328, Losman 1984:26, Österberg (Red.) 1997:289ff., Stadin 1993b:187 und Stadin 1997:197ff.).

Christina Piper (geb. Törnflycht, 1673-1752), war die schwerreiche Tochter eines geadelten Kaufmanns und Reeders (der nebenbei bemerkt Maria Sophia de la Gardies Stockholmer Palast aus der Konkursmasse aufgekauft hatte). Christinas Mann, Graf Carl Piper, leitete ab 1700 die Feldkanzlei Karls XII., geriet bei Poltava in Kriegsgefangenschaft und kehrte nicht mehr zurück. Sie verwaltete ihre grossen Besitzungen, liess Schlösser bauen und umbauen und erwarb 1725 eine Alaunmine, die sie sehr erfolgreich und nach merkantilistischen Grundsätzen betrieb; die über 900 Beschäftigten wurden mit einer Währung entschädigt, die nur in den werkeigenen Läden galt! (vgl. Larsson 1993:82).

Ebba Brahe (die Mutter von Maria Sophia de la Gardie), Anna Christina Barckhusen und Ebba Leijonhufvud sind weitere Unternehmerinnen, die erfolgreich für die Bedürfnisse der Militärausrüstung geschäfteten (Eisenwerke, Rüstungs- und Munitionsfabriken, Reedereien u.v.m.; vgl. Stadin 1993b:186-187). Alle diese Frauen verrichten als Witwen Tätigkeiten, die üblicherweise männlich konnotiert sind – doch sie können kaum als für die gesamte Bevölkerung gültiges Exempel gelten. Nur eine Minderheit der Witwen im Bürgerstand führte die Geschäfte ihrer Gatten über längere Zeit auf eigenen Namen weiter, denn gegen diese Konkurrenz wehrten sich die Zünfte und Handwerkerorganisationen mit scharfen Bestimmungen.

Bereits in früher Jugend wurden die Adelsfrauen in den Fähigkeiten ausgebildet, die sie für diese Aufgaben benötigten. Die Informatoren der adligen Söhne unterrichteten in der Regel auch die Töchter des Hauses in den von den Eltern gewünschten Fächern. Adelige Mädchen wurden in modernen Fremdsprachen geschult und übten sich in mündlicher und schriftlicher Konversation. Damit bot sich ihnen bereits eine zeitgemässere Bildungsauswahl als vielen Männern aus dem Volk, die im Unterricht an den Gymnasien und auch an den Universitäten weiterhin ausschliesslich das humanistisch-latini-stische Erbe durchpflügten und wenig Praxisbezug genossen.

Insbesondere wenn sie Handel mit den Gutserzeugnissen trieben, sprangen die adligen Frauen in die Bresche für ihre Männer, weil zumindest in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Handelstätigkeiten als unstandesgemäss für einen Adelsmann galten. Handel und Geldwesen war gemäss der Ständekonzeption eigentlich Aufgabe und Privileg der Bürger und wurden von vielen Adeligen noch lange bis in die zweite Jahrhunderthälfte als unpassend abgelehnt. Damit wurde der Spielraum der Frauenrolle erweitert, um einem sich abzeichnenden Konflikt in der traditionellen Männerrolle auszuweichen. In der damaligen Ratgeberliteratur wurde jedoch immer betont, dass die Frauen zwar selbstständig, nicht aber eigenmächtig handeln durften. Das Einverständnis des Gatten mussten sie zuvor immer einholen.²⁶⁸ Die Geschlechterrollen wurden auch in anderen Aspekten bewusst komplementär eingerichtet; im Verhältnis zu den Untergebenen sollte beispielsweise der Herr streng strafen, die Herrin danach hingegen milde trösten. In der Hausväterliteratur wurden solche Rollenspiele empfohlen, um die Untergebenen zu steuern.²⁶⁹

Angesichts der rudimentären medizinischen Möglichkeiten der Epoche mussten die Menschen jederzeit mit dem Tod ihrer Ehepartner rechnen. Die Sterblichkeitsrate der Frauen war wegen der Schwangerschaften hoch und unzählige Männer kehrten nicht aus dem Kriegsdienst zurück. Eine Wiederverheiratung war für grosse Teile der Bevölkerung in diesem Fall nicht zuletzt eine ökonomische Notwendigkeit. Es war keineswegs ungewöhnlich, dass auch Frauen im Laufe eines langen Lebens drei oder vier Ehen schlossen. In den Jahren zwischen den Ehen wurden die Witwen automatisch mündiges Haushaltsoberhaupt und erbten die Rechte und Pflichten ihrer Gatten. Die Ehefrauen wurden im Hinblick darauf über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie informiert. Solange sie verheiratet waren, wurden sie üblicherweise in Rechts- und Geldangelegenheiten vom Ehemann vertreten und mussten auch ihr Einkommen und sogar ihr Eigengut vom ihm verwalten lassen, wobei ihr Einverständnis nötig war, wenn er es veräussern wollte. Dennoch waren sie juridisch und ökonomisch nicht unmündig wie ihre unverheirateten Schwestern, welche in solchen Fällen durch einen männlichen Vormund vertreten werden mussten.²⁷⁰ Nach dem Tod des Mannes konnten die Witwen

268 Vgl. Stadin 1993b:182. Für eine ausführliche Analyse zur Gesellschaftsideologie des Adels siehe Englund 1989.

269 Schering Rosenhane rät dies in seiner *Oeconomia* (Rosenhane 1944:11ff. u. 19ff.; zitiert nach Englund 1989:92 u. 279).

270 Es existieren allerdings Gerichtsprotokolle (z.B. bereits von 1702), in denen unverheiratete Frauen offensichtlich ohne männliche Vertretung vor Gericht auftraten, vgl.

ohne Beistand männlicher Familienmitglieder für sich und die unmündigen Kinder Geschäfte tätigen, Verträge unterzeichnen, bestimmte Gewerbe treiben und ohne Zustimmung der Familie eine neue Ehe eingehen.²⁷¹ Die hohen Wiederverheiratziffern verwitweter Frauen lassen jedoch vermuten, dass die materiellen und wohl auch sozialen Vorteile des Ehestandes gegenüber der gesetzlichen Mündigkeit überwogen.²⁷²

Andererseits gingen gerade die vermögenden Witwen oft keine neue Ehe ein. Die meisten adligen Frauen beispielsweise blieben verwitwet. Bei einer Wiederverheiratung konnte die Familie des verstorbenen Mannes die Morgengabe zurückfordern.²⁷³ Reiche Witwen mussten daher diesen Schritt gut abwägen – waren die ökonomischen Bedürfnisse gesichert, ermöglichte das Witwentum diesen Frauen ein weitgehend selbstbestimmtes Leben, da sie in diesem Zivilstand in allen Bereichen mündig wurden. Leider hinterliess uns keine der adligen Witwen einen Hinweis darauf, ob dieser Aspekt ausschlaggebend für ihre Wahl war.²⁷⁴

Im geistlichen Stand variierten – ähnlich wie beim städtischen Bürgertum – die ökonomischen Verhältnisse stark. Es gab Pfarrersfamilien in bitterster Armut neben anderen, die materiell und gesellschaftlich mit dem Adel gleichziehen konnten, je nach Lage und Grösse der Pfarrei sowie dem familiären Hintergrund der Pfarrfamilie.²⁷⁵ Die Lebensbedingungen und Ausbildungsmöglichkeiten der Pfarrersfrauen und -töchter können daher fast die ganze Bandbreite zwischen denen armer Bauern und denen des reichen städtischen Adels einnehmen. Dementsprechend variabel sind auch die Rollenmodelle für die Frauen dieser Schicht. Allen Pfarrersfrauen gemeinsam ist, dass sie einer gesellschaftlich jungen Gruppe angehören. Erst ab etwa 1570, also Jahrzehnte nach der Reformation und der Aufhebung des Zölibats, waren verheiratete Pfarrer die Norm – das

Losman 1993:34-35.

- 271 Vgl. Matovic 1993. Margareta Matovic bespricht zwei häufig vertretene, simplifizierende (Frauen-)Geschichtsmodelle: die These von der kontinuierlich verschlechterten Stellung der (schwedischen) Frau und ihre Gegenthese von der stetig progredierenden Emanzipation, kulminierend in der Gegenwart. Sie selber beschreibt die Entwicklungen in historischer Zeit als Berg- und Talbahnfahrt und zieht dazu vor allem Beispiele aus dem Erbrecht und der Witwenversorgung bei.
- 272 Bei der Weiterführung eines Hofes durch die Witwe scheint es grosse regionale Unterschiede gegeben zu haben. Während in Schonen nach dem Krieg 1675-79 die Höfe verödeten oder zumindest nicht von den Witwen bewirtschaftet wurden, war es in Småland die Norm, dass die Witwen lange Jahre alleine wirtschafteten (Ulfsparré 1991:78-79).
- 273 Die Morgengabe funktionierte als Witwenversicherung. Sie wurde vor Zeugen am Hochzeitsmorgen überreicht und bis zum Tod des Gatten unter Verschluss gehalten. (vgl. Matovic 1993:13-14). Vor der Hochzeit gaben die Höhe der Gabe und – später – erbrechtliche Fragen häufig Anlass zu Familienstreitigkeiten bis hin zu Prozessen – wie im Fall von Agneta Horn (s. Kap. 5.1).
- 274 Losman 1984:24-25. Von Maria Sophia de la Gardie, der herausragendsten dieser Unternehmerinnen, ist allerdings die Äusserung überliefert, eine Wiederverheiratung würde sie „inutile och maktlös“, d.h. nutz- und machtlos machen (zitiert nach Stadin 1993b:187, vgl. auch Björkman 1994, u.a. S. 294 u. 300).
- 275 Vgl. Stadin 1993b:190.

Rollenmodell für ihre Frauen war damit erst im Entstehen. Ein Jahrhundert später war der geistliche Stand zumindest gesellschaftlich sehr homogen geworden. Die Hälfte aller Pfarrersfrauen stammte nun selber aus einer Pfarrersfamilie, d.h. der Stand rekrutierte seine Mitglieder weitgehend aus den eigenen Kreisen.²⁷⁶

Die Art der Pfarrei bestimmte, welche Aufgaben die Ehefrauen hatten. Zum Amt gehörte üblicherweise Landwirtschaftsfläche, bei deren Bewirtschaftung die Frauen mithalfen (ausser in sehr gutgestellten Haushalten). Die Pfarrhöfe auf dem Lande bewirteten zudem feinere Reisende und boten oft Übernachtungsmöglichkeiten an. Diese Hotellerie auf Abruf wurde von der Pfarrfrau und allenfalls ihren Mägden besorgt und bildete zusammen mit den Einnahmen aus der Landwirtschaft eine wichtige Quelle der Familienökonomie.

Beim Tod des Pfarrers fielen die Einnahmen aus Zehnten und kirchlichen Dienstleistungen weg. Nach einer kurzen Übergangsfrist – meist ein bis zwei „Gnadenjahre“ – musste die Pfarrei geräumt werden. Zur Sicherung der Existenz von Witwen und Kindern mussten die Nachfolger auf einem Pastorat in der Regel die Witwe des Vorgängers – oder gegebenenfalls seine Tochter – heiraten. Die Theologen blieben deshalb meist unverheiratet, um später ein solches Amt antreten zu können. Auch verwitwete Pfarrer wurden – möglichst in einigermassen passendem Alter – wieder mit Pfarrersfrauen zusammengeführt, die unversorgt waren. Diese schichtspezifische Variante einer Sozialversicherung, das sog. „konservierungssystem“, wurde bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beibehalten und trug viel zur bereits notierten Homogenisierung des Standes bei.²⁷⁷

Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer dieses Standes u.U. mehrmals in Ehen einwilligten, die ihnen gewissermassen vorgeschrieben wurden. Menschen anderer Stände waren in dieser Hinsicht freier, denn gegen den Willen der Brautleute konnte höchstens die erste eheliche Verbindung durchgesetzt werden, und auch das war (zumindest ausserhalb sehr vermögender Familien) eher ungewöhnlich. Das Einverständnis beider Brautleute wurde in weiten Kreisen zunehmend als notwendig erachtet und war ab 1686 in der Kirchenordnung vorgeschrieben. Die übliche Mentalität im Klerus war aber, aus diesen Zweckverbindungen das Beste zu machen, und in den Autobiographien wurde es geradezu zum Topos, die gütige Vorsehung Gottes und das harmonische Zusammenarbeiten des Ehepaars auch dann zu preisen, wenn sich tiefe Zuneigung vermutlich nicht einstellen wollte.²⁷⁸

276 Stadin 1993b:182ff.

277 Zum Konservierungssystem vgl. Stadin 1993b:190-192.

278 Ein überaus aufschlussreiches Beispiel für ein langes Leben im „konservierungssystem“ liefert Marta Hagmans Autobiographie, die gedruckt vorliegt (Hagman (ca. 1765)). Hagman (1682-1766) erhielt auf diese Weise als Achtzehnjährige einen Stiefvater, der nur 11 Jahre älter war als sie selbst, während ihr eigener Ehemann 21 Jahre älter war! Ihr zweiter Ehemann, ein verwitweter Pfarrer, war gleichaltrig, der dritte ganze dreizehn Jahre jünger. Hagman konnte bis zu ihrem Tod auf dem Pastorat ihres ersten Mannes bleiben, indem sie Ehen mit zwei Nachfolgern einging. Die sprachliche Darstellung der Autobiographie und ihre die konfliktträchtigen Erfahrungen glät-

Im Sozialgefüge des 17. Jahrhunderts hatten alle Menschen eine durch Stand und Geschlecht vorgezeichnete Aufgabe zu erfüllen. Zweifellos waren diese Vorgaben patriarchalisch – doch die Frage nach einer Rivalität zwischen den Geschlechtern oder einer Opposition gegen diese Geschlechterrollen wäre anachronistisch. Frauen und Männer bezogen ihre Autorität aus der Meisterung ihrer spezifischen Pflichten, die so abgesteckt und genusdefiniert waren, dass kein Rivalitätsdenken aufkam. Der Beitrag der Frauen innerhalb des patriarchalischen Systems war anerkannt und ihre Rechte von staatlicher Seite gestützt. Diese Rollenteilung bewahrt viele Züge der mittelalterlichen Agrargesellschaft, in der beide Geschlechter ihre volle Arbeitskraft in den Haushalt gaben und daran erbberechtigt – und damit *de facto* gleichberechtigt – waren, ungeachtet der ungleichen Aufgaben und abgesehen von der prinzipiellen Unterordnung der Frau unter ihren Ehemann.²⁷⁹ Für Kontinentaleuropa wird – auch als Folge der Reformation – eine Verschlechterung der Stellung der Frau im 17. Jahrhundert festgestellt; auf Schweden lassen sich diese Ergebnisse aber nicht einfach übertragen, wie Kekke Stadin aus verschiedenen Indikatoren schliesst. Die agrare Produktion Schwedens brach in den Kriegsperioden nicht zusammen, sondern sie wurde hauptsächlich von den Frauen und den Alten aufrechterhalten. Diese Verantwortung war auch eine Quelle der Autorität und Wertschätzung. Nicht zuletzt der unabdingbare Beitrag der Frauen zur Aufrechterhaltung der Ökonomie verhinderte, dass im sonst lutherisch-orthodoxen Schweden das lutherische Frauenbild unhinterfragt übernommen wurde.²⁸⁰

Dennoch berührten die enormen sozialen und politischen Umbrüche im Laufe des 17. Jahrhunderts auch die schwedischen Frauen. Zwei grosse Entwicklungen sind kennzeichnend für die Epoche: einerseits die Modernisierung der Gesellschaft in so verschiedenen Bereichen wie der Expansion von Bildungswesen, Bürokratisierung und Geldwirtschaft, welche eine verbesserte Stellung der Frauen erwarten lassen; und im Kontrast dazu die Militarisierung. Beide wirkten sich indes für die Frauen nicht positiv aus.

Die freigesetzten Bildungsressourcen flossen so gut wie ganz an den Mädchen und Frauen vorbei, vom elementaren Leseunterricht der Volksschulen und der Katechesenschulung einmal abgesehen. Selbst für gewerbliche Tätigkeiten so grundlegende Fächer wie Schreiben, Rechnen und Fremdsprachen blieben den Frauen weiterhin verschlossen.²⁸¹ Der eigentliche Hauptlehrinhalt der höheren Schulen und damit die Schlüsselkompetenz zu allem gesellschaftlich relevanten Wissen war strikt den Männern vorbehalten: das Latein. Damit drängten die Investitionen im Bildungssektor die Frauen aller Schichten auf lange Zeit hinaus an den Rand, weil sie die Kluft zwischen den Kompetenzen von Männern und Frauen vergrösserten und so vermehrt das patriarchalische Denken nährten. Der Ausbau der latein-basierten Bildungsstätten erhöhte die gesellschaftliche Mobilität für einen relativ kleinen Teil der Männer; für die Frauen bedeutete

tende Vertextungsstrategie behandelt Müller 2000.

279 Zu den historischen Verschiebungen im Machtgefüge zwischen den Geschlechtern soll hier insgesamt auf den Sammelband zum Kongress „Kvinnornas historia – den osynliga historien“ (Stockholm 1993) verwiesen werden (Sjöstedt 1993).

280 Vgl. Stadin 1993b:184-186, Stadin 1997, Österberg 1993 und 1997.

281 Vgl. Österberg 1993:44.

er einen folgeschweren Positionsverlust.²⁸² Auch der Aufschwung von Gewerbe, Handel und Geldwirtschaft tangierte nur sehr wenige, im entsprechenden Metier bereits verankerte Frauen, meist Witwen mit Bewilligung zur Weiterführung des Geschäfts.

Auch die Militarisierung zog Frauen aller Schichten den Boden unter den Füßen hinweg. In der Zeitspanne zwischen 1620 und 1720 rafften die Kriege jeden vierten erwachsenen Mann dahin. Am härtesten waren die ärmeren Bevölkerungsteile betroffen, deren Männer (zwangs-)rekrutiert wurden und vom Hof weg in die Militärlager zogen. Zu Hause fehlte ihre Arbeitskraft, und die Familie musste jederzeit den Tod, aber auch die Invalidität des Familienoberhauptes befürchten. Unzählige Männer kehrten zurück – kriegsversehrt. Wenn feststand, dass kein arbeitsfähiger Mann mehr der Familie vorstand, mussten die Pächterfamilien meist bald den Hof räumen.

Die Militarisierung der Gesellschaft hatte aber auch längerfristige Folgen, welche die Stellung der Frau nachhaltig verschlechtern sollten. Zur Finanzierung des Krieges wurde die Bürokratisierung vorangetrieben und zur Entlohnung der Beamten und Offiziere ein Lohnsystem eingeführt. Dies war der Anfang einer langen Entwicklung, während derer die meisten nichtbäuerlichen Haushalte ausschliesslich vom Erwerbslohn des Mannes abhingen und gleichzeitig der Beitrag der Frauen zum Lebensunterhalt keinen pekuniären Gegenwert mehr darstellte.²⁸³ Immer mehr Männer aller Schichten versahen ab dem 17. Jahrhundert einen entlohnenden Dienst, der ihnen eine Funktion in der Öffentlichkeit verlieh. Diese Entwicklung verstärkte die Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre und verankerte den Platz der Frauen auf lange Zeit hinaus im Privaten. Als erste spürten die Frauen des neuen Dienstadels die Folgen dieser Entwicklung. Diese Familien hatten selten einen existenzsichernden Landbesitz und kamen meist bald in ökonomische Schwierigkeiten, wenn der Lohn sich verspätete oder ganz wegfiel. In

282 Über die immense Bedeutung chirographisch beherrschter Männersprachen für viele gelehrte Kulturen wurde – vor allem seit den vielbeachteten Arbeiten von Walter J. Ong (Ong 1971 und 1982) – viel geschrieben (neben dem Latein waren u.a. auch Hebräisch, Sanskrit, das klassische Arabisch und Chinesisch sowie das byzantinische Griechisch solche von niemandem als Muttersprache erlernte Gelehrtensprachen). Ong sieht das Eintauchen der Knaben in eine gelehrte Männersprache als einen Sozialisationsritus, der sie von den weiblich konnotierten Erfahrungen ihrer Kindheit wegführt: der Muttersprache, des unsystematischen, „erlebten“ Wissens und des Sinnlich-Körperlichen („Tierischen“), um nur die Eckpunkte zu nennen. Ab etwa 700 n.Chr. hatte sich das Latein zu verschiedenen territorialen Varianten entwickelt, die untereinander nicht mehr verständlich waren. Als Schul- und überregionale Verkehrssprache musste daher auf das „klassische“ Latein zurückgegriffen werden. Weil dieses nur Männern vorbehalten war (wenn auch verhältnismässig wenigen), nahm damit eine tiefgreifende Dichotomisierung der Kultur ihren Anfang. Gelehrt – laienhaft, literal – oral, Schriftsprache – gesprochene Muttersprache, Theorie (Wissen) – Praxis (Handwerk) sind hier die zentralen Gegensätze (vgl. Ong 1987:112-118). In neueren Arbeiten zur Geschichte der Pädagogik und in der Geschlechterforschung werden Ongs Positionen häufig diskutiert. An dieser Stelle muss der Hinweis auf Torill Steinfelds Arbeiten zum Ausschluss der Frauen aus der gelehrten Tradition und zur Geschichte des Muttersprachunterrichts in Skandinavien genügen (Steinfeld 1985 und 1986).

283 Vgl. Losman 1984, Stadin 1993b:194-196.

der privaten Korrespondenz dieser Gesellschaftsschicht ist dies während Jahrzehnten ein dominierendes Thema.²⁸⁴

Während der Staatsausbau und die Kriege selbst armen, ungebildeten und einflusslosen Männern Karrieren und gesellschaftlichen Aufstieg ermöglichte, die in Friedenszeiten undenkbar gewesen wären, bedeuteten sie für die Frauen eine nachhaltige Verschlechterung. Denn die Anerkennung und der Autoritätsgewinn, welche aus der Stellvertretung der abwesenden Männer resultierten, werden in der Sekundärliteratur oft überbetont. Beide verhinderten in Wirklichkeit nicht, dass mit der Rückkehr der Männer die alte Rollenteilung wieder hergestellt wurde. Doch in der mittlerweile militarisierten und bürokratisierten Gesellschaft hatte die traditionelle Frauenrolle – ausserhalb des Bauernstands – an Gewicht verloren.²⁸⁵

284 In der Korrespondenz vieler Ehepaare nahmen Geld- und Lohnfragen und die Gesundheit und Entwicklung der Kinder einen grossen Platz ein. Manche Frauen wurden in Abwesenheit der Gatten beauftragt, für ausstehenden Sold, Kredite und Beförderungen zu lobbyieren. Hier müssen zwei Beispiele genügen: Aus der Korrespondenz zwischen Eva Oxenstierna und ihrem ab 1713 in dänischer Kriegsgefangenschaft sitzenden Mann Magnus Stenbock geht – neben den eben genannten Inhalten – hervor, dass sie auch aktiv an seiner Befreiung mitplante. Die Dänen entdeckten jedoch Stenbocks Fluchtpläne und verschärften seine Haftbedingungen; er kehrte nicht mehr nach Schweden zurück. (Stenbock/Oxenstierna, hg. 1913-14). Catharina Wallenstedts Briefen (1672-1718) ist zu entnehmen, dass sie sich am Hof stark für die Karriere ihres Gatten engagierte, teils offensichtlich eher zu seinem Missfallen (Wallenstedt 1995).

285 Eva Österberg befasst sich mit den grossen gesellschaftlichen Veränderungen der Zeitspanne und ihren Auswirkungen auf die individuellen Lebensbedingungen. In diesen Zusammenhang der Verarbeitung von veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und gleichzeitiger Marginalisierung der Frauen sind auch die europaweiten Hexenprozesse zu stellen, auf die hier trotz ihrer gesellschaftlichen Brisanz lediglich in einer Fussnote verwiesen werden kann. In der Zeit von 1500 bis 1750 wurden in Europa gegen 100'000 Personen wegen Hexerei angeklagt – zum allergrössten Teil ältere, arme Frauen, die in ihrer Gemeinde vielfach als ökonomische oder konfessionelle Bedrohung beargwöhnt wurden (vgl. Österberg 1993).

5. Vom Leben zum Text – und umgekehrt. Die Lebensläufe und ihre Verschriftung

Diesem Teil der Untersuchung ist vorzuschicken, dass der Umfang zugänglicher gedruckter biographischer Informationen erheblich von der Prominenz der jeweiligen Person abhängt. Bei einzelnen Frauen und bei den historisch unbedeutenden Männern bleiben die Angaben der Herausgeber und die Aussagen in den autobiographischen Texten selber die einzigen Informationsquellen. Auf Archivrecherchen in Schweden wurde verzichtet, da für unsere Fragestellungen Angaben zum schulischen bzw. erzieherischen Werdegang und zum sozioökonomischen Umfeld in der Regel völlig ausreichen, und diese sind den Lebensberichten oft direkt, manchmal indirekt zu entnehmen. Die damals üblichen Studiengänge und Bildungsideale wurden bereits weiter oben in Kapitel 4 ausführlich dargelegt; in den folgenden biographischen Angaben kommen daher nur noch die wichtigsten Stationen der individuellen Bildungswege und aussergewöhnliche Studieninhalte zur Sprache. Die Länge der Beiträge hängt ausser vom Quellenumfang auch von der Ergiebigkeit ihrer inhaltlichen und sprachlichen Merkmale ab.

5.1 Agneta Horn (1629-1672)

Agneta Horn war die Tochter von Feldmarschall Gustaf Horn und der Freiherrin Kristina Oxenstierna, Axel Oxenstiernas Tochter. Ihre Lebensgeschichte liegt in vermutlich eigenhändiger Abschrift²⁸⁶ vor. Die Datierungsfrage ist umstritten, doch unabhängig von einer genauen Datierung handelt es sich in der europäischen Literatur um eine der ersten bekannten profanen Autobiographien von einer Frau, möglicherweise sogar um die älteste.²⁸⁷ Seit dem Erstdruck 1908 erfährt sie von Historikern, Literatur- und

286 Der Herausgeber der kritischen Edition, Gösta Holm, beurteilt die einzige bekannte Handschrift als Autograph, Magnus von Platen vermutet eine Reinschrift von fremder Hand (Holm 1959:VI, von Platen 1959:35).

287 Auch bei der Datierungsfrage stehen sich im Wesentlichen zwei, seit neuestem drei Antworten gegenüber. Aus zum Teil sehr unterschiedlichen Gründen, die hier nicht diskutiert werden können, datieren Magnus von Platen, Johnny Kondrup und Mats Thelander den Text auf ca. 1648, hingegen Ellen Fries, Sigrid Leijonhufvud, Gösta Holm, Stephen Mitchell und Eva Hættner Aurelius auf nach 1657 (für eine ausführliche Darstellung siehe Hættner Aurelius 1996:75-79 und ff.). Magnus von Platen 1998 legt nun eine neue Datierung vor (auch diese Argumentation kann hier nicht ausgeführt werden). Er teilt den Text in drei Abschnitte ein, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden sein sollen. Der Kindheitsabschnitt sei 1641 oder 1642 entstanden, als Agneta Horn 12 Jahre alt war; die Jugendzeit sei kurz nach der Heirat 1648 aufgezeichnet worden; der letzte Abschnitt ist ein Tagebuch und muss danach einigermassen fortlaufend, aber wohl vor dem Tod von Lars Kruus 1656 entstanden sein. Die angefügte Bibelzitatsammlung kann als einzige mit Sicherheit auf nach 1655 datiert werden.

Sprachwissenschaftlern grosse Aufmerksamkeit. In bemerkenswerter Einmütigkeit betonen alle die inhaltliche und sprachliche Einzigartigkeit dieses umfangreichen Textes. Aus der reichen Sekundärliteratur kann im Folgenden nur das für die Untersuchung Wesentliche referiert werden.

Zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen war Agneta höchstens 28 Jahre alt (falls die späteste Datierung für den gesamten Text zutreffen sollte), möglicherweise aber auch viel jünger (wenn es stimmt, dass der erste Teil bereits entstand, als sie 12 Jahre alt war (siehe Fussnote 287)). Sie begründet nirgends, weshalb sie so früh ihre Memoiren verfasste. Verschiedene Motivationen wurden diskutiert, die entscheidend von der Datierungsfrage abhängen: Vielleicht versuchte sie schreibend den Tod ihres Gatten Lars Jespersson Cruus zu bewältigen, der 1656 starb; vielleicht fürchtete sie, ihren beiden Kindern ebenso früh wegzusterben wie damals ihre eigene Mutter, vielleicht hegte sie einfach didaktische Absichten gegenüber ihren Kindern – zweifellos konnten alle diese Aspekte eine Rolle spielen. Hættner Aurelius sieht in einem Erbstreit den unmittelbaren Anlass dazu, dass Agneta Horn ihr Leben niederschrieb, denn nach dem Tode ihres Vaters Gustaf Horn 1657 eröffnete ihre Stiefmutter Sigrid Bielke einen Prozess gegen sie. Die Erbquoten waren nicht geregelt und Agneta versuchte, auch einen Anteil des Erbgutes zu bekommen, das ihre Stiefmutter für sich und die Söhne aus zweiter Ehe beanspruchte. Axel Oxenstierna hatte bei der zweiten Hochzeit ihres Vaters dafür gesorgt, dass Agneta die ganze Morgengabe aus erster Ehe zugesprochen wurde. Da dies sonst nicht üblich und da die Morgengabe an Kristina Oxenstierna damals ungewöhnlich reich ausgefallen war, bekämpften die Angehörigen Agnetas Versuche, noch mehr zu erben, aufs Entschiedenste. Sie verwiesen auf ein diktiertes, aber nicht unterzeichnetes Testament, in dem Gustaf Horn alles zu Ungunsten Agnetas regelte und u.a. auch damit begründete, sie habe ihren Vater nicht genügend respektiert.

Tatsächlich schildert auch Agneta selbst als zentrales Erlebnis ihres Lebens die langen Auseinandersetzungen mit dem Vater und der Familie, als sie die Heirat mit Erik Sparre verweigerte und auf dem vermögenden Lars Kruus bestand. Wie bereits in Kapitel 4.5 besprochen wurde, bestimmten ökonomische und politische Überlegungen die aristokratische Heiratspolitik, und zumindest die Adelstöchter hatten sich hierin den elterlichen Plänen respektvoll zu beugen. Mit Agneta und Erik sollten die beiden Elite-Familien Horn und Sparre stärker liiert werden.²⁸⁸ In den Worten der Tante sahen die Pläne so aus: „Du skal inte hafwa krusen, vtan han skal hafwe fatig iungfru, och du skal hiälpa en fatig kar i salen“²⁸⁹ – Erik Sparre sollte dank Agnetas Mitgift in den Sattel gehoben werden. Agnetas Weigerung kam einem schweren Ungehorsam gegen die väterliche Autorität gleich und konnte im Sinne der Haustafel gar als Verstoss gegen Gottes Gebot gedeutet werden. Laut Hættner Aurelius versuchte Agneta darauf in dieser Autobiographie, die im Familienverband kursierte, ihren Standpunkt darzulegen

288 Die Familien Sparre, Oxenstierna und Horn gehörten seit Jahrzehnten einer den Reichsrat dominierenden Familienkonstellation an und waren bereits mehrfach miteinander verschwägert, als die Ehe von Agneta Horn und Erik Sparre beschlossen wurde. Die Kruus zählten hingegen nicht zum Elite-Adel (vgl. Ågren 1976:63-75).

289 Holm 1959:52.

und ihre Liebe zum Vater zu veranschaulichen. Von Platen seinerseits erkennt im Lebensbericht keinerlei Aussagen, die Bezug auf einen offenen Prozess nehmen würden, und auch keine besonderen Bemühungen der Autorin, sich als folgsame Tochter zu manifestieren. Er sieht als initialen Schreibanstoss das Bedürfnis, gegen Ende der Kindheit die bisherigen Erfahrungen, vor allem die „widerwärtigen“ und „elenden“, festzuhalten und in eine Geschichte des göttlichen Aufgehobenseins zu transformieren. In der Tat ist nur der Kindheitsabschnitt intensiv religiös durchsetzt, mit der Entwirrung ihres Schicksals und der Gründung einer Familie werden die religiösen Passagen immer seltener.²⁹⁰

Dank ihrer alltäglichen Thematik überliefert uns diese Quelle viele Seiten eines sprechsprachlichen Registers, das in zeitgenössischen Texten ausgesprochen selten aufgezeichnet wurde. Dazu trägt auch bei, dass die Autorin ganz offensichtlich kein sonderlich intensives Schreibtraining absolviert hatte und ihren Text fast ausnahmslos nicht den geltenden Schreibkonventionen klassisch-gelehrten Zuschnitts unterstellt, wie es die meisten gebildeten Männer in einer solchen Prosaerzählung taten.²⁹¹ Ihr autobiographisches Vorhaben konnte sich – abseits der gelehrten literarischen Produktion – nicht an verbreiteten Textmodellen orientieren, da die private, profane Autobiographie ein noch ungewöhnliches Genre war. Der Titel verkündet die Absicht, alle Widrigkeiten des Schicksals und ihre Überwindung mit Gottes Beistand zu schildern, verspricht also ein Stück durchgestalteter Erzählprosa. Dann beginnt Agneta Horn aber im Stile eines typischen Frauengenres, dem annalistischen Familienbuch. In solchen Chroniken hielten die Adelsfrauen wichtige familiäre Ereignisse fest, vor allem Hochzeiten, Geburten und Todesfälle.²⁹²

Als Einstieg in die Geschichte stehen das Geburtsdatum der Autorin und ein langer, ausufernder Segenswunsch, der sich auf eine paradoxe Weise an die mittlerweile bereits verflossene Zukunft richtet. Die Erzählperspektive des einleitenden Abschnittes ist einerseits, wie zu erwarten, retrospektiv, andererseits aber prospektiv, als säße die Erzählerin im selben Satz gleichzeitig an ihrer eigenen Wiege und an ihrem Sterbebett. Segenswünsche gehören, wenn auch in deutlich kürzerer und vagerer Form, zu den formalen Traditionen der annalistischen Familienbücher, die Geburten und Todesfälle ausnahmslos nach diesem Schema anzeigen. Es ist offenbar, dass Agneta Horn beim Schreiben streckenweise solche annalistische Notizen, aufbewahrte Briefe oder Tagebücher vor sich liegen hatte, auf denen die teils verblüffend exakten Datums- und Zeit-

290 Vgl. von Platen 1998:107 ff.

291 Holm 1967:94; vgl. auch Mitchell 1985:77.

292 Deutlich seltener notierten sie darin auch Handlungen, die rechtlich bedeutende Folgen hatten, etwa Landkäufe und -verkäufe usw. Von Platen weist wohl zu Recht darauf hin, dass die von Frauen geführten Annalen hauptsächlich private Funktionen erfüllten. Wären sie juridisch bedeutsame Texte gewesen, wären verheiratete Frauen kaum alleine bzw. ohne Unterstützung eines männlichen Verwandten damit betraut worden, da sie rechtlich unmündig waren. Vgl. Hættner Aurelius 1993:267-276 und von Platen 1998:104.

angaben gründen müssen.²⁹³ In diesem Punkt, der Datierungspraxis, ist der Text aber uneinheitlich, was es sehr wahrscheinlich macht, dass er in mehreren Phasen entstand oder zumindest Textteile unterschiedlichen Alters amalgamiert.

Nach dem gebetsähnlichen Einstieg beginnt die Kindheitserzählung. Wo die Biographie einen eigentlichen Plot aufweist, also im Kindheits- und Jugendabschnitt bis zur Heirat, wird er in einer geradlinigen, chronologisch erzählenden und autoritativ begründenden Erzählprosa vorgelegt. Für unser Korpus wurde ein solcher erzählender Abschnitt gewählt, da die Sprache hier sehr persönlich und authentisch ist.

Als zweites fundamentales Textmodell ist unschwer die religiöse Erbauungsliteratur erkennbar. Immer wieder werden die Erzählpassagen unterbrochen von Reflexionen über die Ereignisse, welche in Form von religiösen Betrachtungen, Bibelziten oder Gebeten eingeflochten werden. Diese Passagen sind dicht durchsetzt von Vorformuliertem und heben sich stilistisch stark von den Erzählpassagen ab. Ihr Lexikon ist feierlich, ihre Sätze sind länger und komplizierter.²⁹⁴ Selbstverständlich sind die Satzgrenzen nicht zugleich Stilgrenzen – häufig treten beide Stilarten im gleichen Satz auf. Unser Auszug enthält zwei der unzähligen klischeehaften Adaptionen der Andachtsliteratursprache, welche die schlichte Erzählung unterbrechen: „*Män iag arma och elända barn, som är födh til myken sarg och hiärtans wedderwärtighhet, fik alena behåla lifwet efter både min kiäre fr[u] m[or] och enda bror*“ und „*Män i min stora hiärtans sargh och olyka, så vnte gudh migh min enda k[iäre] farbror her klas horn, hwilken migh så högt älskade, som iagh har warit hans eget barn, och sågh intet gärna, at hon for så ila mädh migh*“. Es handelt sich dabei um rhetorische Elemente; die andernorts durchaus zu findende religiöse Reflexion spielt im Auszug eine untergeordnete Rolle.

Die Forschung macht bei Agneta Horn insgesamt nicht weniger als vier verschiedene Diskursarten (und dahinterliegende Stil- oder Textmodelle) aus: *Erzählung*, *Dialog*, *Frömmigkeit* und *Lamentatio*.²⁹⁵ Für unsere Untersuchung eignet sich der erzählende Diskurs auch deshalb am besten, weil (leider!) nur wenige der anderen Quellen ebenfalls Dialoge wiedergeben, welche zum Vergleich herbeigezogen werden könnten. Die Aktua-

293 Viele Daten sind allerdings offensichtlich falsch oder widersprüchlich; auch wurde an mehreren Stellen Platz für einen Nachtrag offengelassen und nie geschlossen (Holm 1959:X, vgl. auch von Platen 1998:103).

294 Holm 1959:XXV nennt zwei wesentlich unterschiedliche Stilarten: erzählende Prosa und „Lamentationen, Gebete und fromme Ergüsse“ (Übers. SM). In Holm 1967:94-98 u. 242-243 geht er ausführlicher auf die für sie typischen Stilzüge ein. Die religiösen Passagen unterscheiden sich stark von den erzählenden. Aus der geistlichen Literatur übernommen sind neben der starken Hypotaxe die Spaltung der Sätze durch Einschübe langer Satzglieder oder Gliedsätze aller Arten. Auch das Lexikon ist hier nicht nur semantisch anders zusammengesetzt, sondern reicher, da Variation und Parallelismen ebenfalls stilkennzeichnend sind – insgesamt ein sehr schriftsprachlicher Stil. Die Verbindung von schwerfälligem Satzbau und lexikalischer Überfrachtung kontrastiert stark mit dem unbeschwerten Erzählen des Plots und überfordert Agneta Horn zuweilen, wie mehrere Fehlkonstruktionen in religiösen Passagen zeigen (vgl. Holm 1967:97).

295 Zu den Diskursarten siehe auch Kapitel 3.1.3.1, Fussnote 162.

lisierungen der religiösen Diskurse *Frömmigkeit* und *Lamentatio* andererseits sind im Textverlauf meist wie stilistische Inseln eingebettet, die – obwohl gerade sie die persönlichen Emotionen beschwören – mit sprachlichen Stereotypen operieren und deshalb die private Alltagssprache verzerrt abbilden.

Die reiche Literatur zu Agneta Horns Sprache behandelt vor allem morphologische, orthographische, lexikologische und seit neuestem auch dialektgeographische Fragen.²⁹⁶ Bereits in seiner Einleitung zur kritischen Ausgabe weist Holm darauf hin, dass Agnetas Wortschatz weder reich an Provinzialismen noch an Lehnwörtern ist. Einzigartig ergiebig und interessant sei jedoch ihre Phraseologie, welche die Alltagssprache der Adelskreise um den Mälarsee wiedergibt.²⁹⁷ Selbst unser sehr kurzer Auszug ist reich an bildhaften und sicher zu einem guten Teil phraseologischen Ausdrücken, von denen hier nur die auffälligsten angeführt werden sollen: „Iag måste lel håla hunden“, „thet war föga lif i oss, vtan wi såge vt som bara bitra döden“, „som di vthungradh stöfwarna, som inte weta magehof“, „at wi hafwa ätit vår dödh“, „och stodh ther vt mången sur och hiärtans biter hårdh dagh och stundh“, „Och hade iagh hos hene i the 2 åhran 6 dagar i hwar weka, och then siunde war söndagen, och ingen bätre än then andra“. Streckenweise liest sich Agneta Horns Lebensbericht wie eine lange Anreihung idiomatischer Versatzstücke.

An Agneta Horns Syntax fällt die häufige Inversion im Hauptsatz auf, ein Stilmittel der altisländischen Sagas und der schwedischen Bibelsprache, speziell des Neuen Testaments von 1526.²⁹⁸ Dabei steht im Vorfeld des Satzes das finite Verb anstelle des Subjektes. Elf der insgesamt 45 Hauptsätze des Auszugs sind so gestaltet – das auch in damaligen Texten seltene Stilmittel kommt in dieser Erzählpassage in einem Viertel der möglichen Fälle zur Anwendung und ist damit sehr gewöhnlich: „Måste wi altså sitia kuar i stätin [...]“, „Och war hans fru myket ondh derföre [...]“, „Och wore wi båda så vtswälta [...]“, „Och tordez då ingen gifwa oss så myket mat [...]“, „Och blef iag sedan hos fru eba [...]“, „Tÿ förtogh han migh mången elak och ondh stundh [...]“, „Och kunde han intet lida [...]“, „Och hade iagh hos hene i the 2 åhran 6 dagar i hwar weka [...]“, „Och gik ingen af dem förbi [...]“, „Och tordes hon aldrih gå in til fru eba [...]“, „Och gick thet migh så ther [...]“. Eine Übernahme aus der Bibel oder aus Chroniken des 16. Jahrhunderts ist denkbar, aber es könnte sich dabei auch um sprachliche Einflüsse handeln. Heute kennt kein schwedischer Dialekt mehr diese Wort-

296 Die Sekundärliteratur legt ihr Augenmerk vorwiegend auf folgende Aspekte: Wessén 1926 bespricht v.a. den suffigierten Artikel bei den Substantiven und andere auffällige Endungen; Holm 1959 die orthographischen Gewohnheiten und die dahinter zu vermutende Aussprache; Holm 1967 Inversionen und Satzbau; und Holm 2000 beleuchtet anhand Horns Sprache die Methodik der dialektgeographischen Lokalisierung. Eine ganze Reihe hier nicht bibliographierter Artikel behandelt Editions- bzw. Transkriptionsprobleme; eine Auswahl älterer sprachhistorischer Arbeiten zu Agneta Horns Autobiographie verzeichnet Holm 1959:XXXII.

297 Holm 1959:XI; für eine ausführliche Dialektlokalisierung siehe Holm 2000.

298 Holm 1959:XXV; Inversion ist ebenfalls für die Briefe des gleichaltrigen Johan Ekeblad typisch.

folge, doch in damaligen deutschen Texten kam sie oft vor, und bis ins 20. Jahrhundert war sie in wenigen westnorwegischen Dialekten noch anzutreffen.²⁹⁹

Holm bezeichnet Agneta Horns Satzbau der erzählenden Passagen als einfach, wobei auch er sich auf einen sehr kurzen Ausschnitt stützt (ca. 50 Teilsätze).³⁰⁰ In der Tat sind ihre Nebensätze meist nachgestellt und die Satzfolge bildet einen in mündlicher Rede üblichen Argumentationsaufbau nach, was die Lektüre erleichtert. Wenn aber der Nebensatzanteil als approximativer Gradmesser der Syntaxgestaltung dienen darf, ist diese innerhalb unseres Korpus nicht als besonders schlicht einzustufen. Mit 58 % Haupt- und 40 % Nebensätzen liegt sie deutlich in der oberen Hälfte; und selbst wenn die syntaktisch einfacheren protokollartigen Texte aus dem Vergleich herausgehalten werden, liegt sie noch im Mittelfeld der „Erzählungen“. D.h. gemessen an gleichartigen Texten bildet Agneta Horn relativ viele Nebensätze – zwar sind es hauptsächlich alltägliche Relativsätze und nominale Beisätze (vor allem *att*-Sätze), doch nicht ausschliesslich. Semantisch komplexere Satzfolgen sind häufig. Auch die von Holm konstatierte ungewöhnliche Kürze der Teilsätze kann an unserem Korpus nicht bestätigt werden.

Agneta Horns Sprache zeigt im Quervergleich aller Spitzenwerte folgendes Profil: geringer Substantivanteil, hoher Adjektivanteil, hohe Verbvariation, kurze Wortlängen, wenig Fremdwörter, wenig Possessivpronomen, hoher Anteil Personalpronomen erste Person Plural, hohe Subjektwiedergabe durch Pronomen, geringe Subjektwiedergabe durch Nomen, wenig Themen total, Absenz der Themen Institutionen, wenige Abstrakta, wenig Hauptsätze, viele Nebensätze.

Diese Beobachtungen lassen sich nicht an gesicherte Informationen über ihre Ausbildung knüpfen, denn trotz der ausserordentlichen Länge des Lebensberichts und trotz vieler detaillierter Kindheitsschilderungen wird dieser Aspekt darin gänzlich ausgeblendet. Holm schliesst aus der Sprachgestaltung, dass Agneta Horn sicher kein Latein konnte und kein systematisches Schreibtraining erhalten hatte, aber sehr vertraut mit Bibel, Psalmbuch und Andachtsliteratur war.³⁰¹ Aus der Korrespondenz zwischen ihrer Tante und dem Grossvater geht hervor, dass das schwierige Ziehkind im Haus der Tante Katechismusunterricht erhalten hatte, doch ob auch profaner Lehrstoff behandelt wurde, wird nicht gesagt. Axel Oxenstierna, der Verfechter der umfassendsten bildungspoliti-

299 Holm 1967:95. Agneta Horns Inversionen gliedert er in drei Typen auf (S. 242-243): 1) Inversion nach *och, men* und anderen Konjunktionen im Vorfeld – in der Prosa des 16. und 17. Jhs. häufig vorkommend; 2) Inversion mit Platzierung eines konnektiven Adverbs nach dem Prädikat – häufig in Chroniken zu finden; 3) Inversion bei „latenter Konnexion“ – damit ist hauptsächlich das häufige *Swaradhe jag* gemeint. In unserem Auszug gehören zehn der Vorkommen in die erste Kategorie, eines in die zweite (*Måste wi altså sitia kuar i stätin*).

300 Holm 1967:96: „Meningsbyggnaden i stycket ovan är i stort sett enkel, huvudsatsernas antal överstiger något bisatsernas (c:a 27:23). De flesta bisatserna är efterställda; tre bisatser är framförställda (två konditionala, en temporal). Någon verklig bisatsförgning finns inte (från nödvändiga relativitysatser bortses). Allmänt karakteristisk för stilen är satsernas korthet.“

301 Holm 1967:94.

schen Expansion, die Schweden bis anhin erlebt hatte, liess seine Söhne sehr gut ausbilden, und es ist wahrscheinlich, dass er auch für die Ausbildung der begabten Enkelin sorgte, die in seinem Haus die zusammen genommen längste Zeit ihrer Kindheit verbrachte (auch wenn diese glücklichen Perioden in ihrer Schilderung nur flüchtig aufscheinen, verglichen mit den konfliktreichen Aufenthalten bei anderen Verwandten). Es ist zwar durchaus möglich, dass sie wegen der wechselnden Betreuung eine etwas unsystematische und lückenhafte Ausbildung erhielt, doch andererseits war die Fremdplatzierung von Adelskindern völlig üblich, ohne dass deswegen ihre Ausbildung dem Zufall überlassen wurde.³⁰²

302 Vgl. von Platen 1988:100 u. 109-110.

5.2 Johan Rosenhane (1611-1661)

Seit Johan Rosenhanes Grossvater Jöran für seine Dienste geadelt wurde, bekleideten Männer jeder Generation hohe Staatsämter. Die ambitionierte Familie liess ihre Söhne dafür sorgfältig ausbilden (und auch einige der Mädchen: Johan Rosenhanes älterer Bruder Schering liess seinen Töchtern eine aussergewöhnlich gute Ausbildung zukommen, allen voran Beata, die offensichtlich auf eine Stellung an Christinas Hof vorbereitet werden sollte. Dieses Beispiel gezielter Mädchenbildung sollte allerdings noch zwei Jahrzehnte keine Nachahmung finden.³⁰³) In seiner Autobiographie³⁰⁴ beschreibt Schering Rosenhane die ihm und seinen Brüdern angediehene Erziehung. Ihre ersten Jahre verbrachten sie bei Nyköping in Södermanland. Schering und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Johan wurden bis 1620 zusammen von ihrem Hauspriester unterrichtet. Nach dem Eintritt in die Domschule von Strängnäs erhielten beide einen neuen Präzeptor.³⁰⁵ Hauptlehrinhalte in Strängnäs waren sicherlich noch Latein und Theologie; erst ab 1626 wurde der Lehrplan unter Laurentius Paulinus Gothus erweitert und modernisiert.³⁰⁶ Als 1623 die Pest ausbrach, zogen sie an die Schule von Nyköping, und 1625 folgte Johan dem älteren Bruder an die Universität von Uppsala, wo er bis 1630 studierte. 1631 trat er seine Bildungsreise nach Holland, Frankreich, England und Deutschland an; er studierte an Universitäten und Adelsakademien. Seine Laufbahn begann 1636 als Hofmeister bei Herzog Karl Gustav, dem späteren Monarchen, den er auf jener Kavalierstour begleitete, von der schon in Kapitel 4.2.4 die Rede war.

Nach dieser Reise wartete er einige Jahre vergeblich auf einen Dienst, bis er schliesslich im Kielwasser seines wesentlich erfolgreicherer Bruders Schering zum ersten *Landshövdinge*-Amt gelangte. *Landshövdingar* (übers. „Landeshauptmänner“) leiteten die Arbeit der Provinzialregierung (*länsstyrelse*) und waren auf regionalem Niveau die höchsten Vertreter der Staatsmacht.³⁰⁷ Die grösstenteils administrative Aufgabe umfasste u.a. die Steuer- und Provinzverwaltung, die Überwachung der Rechtspflege und die Unterstützung der häufigen Aushebungen. Zur Zeit des Textauszugs, 1652, amtierte Rosenhane seit sieben Jahren im heute russischen Wyborg, fernab von Verwandten und Hauptstadt. 1655 gelang ihm die Versetzung nach Linköping. Bis zu seinem Tode 1661 bekam seine vergleichsweise flache Laufbahn noch einmal Auftrieb. Er nahm Ein-

303 S. Kapitel 4, Fussnoten 264 und 265.

304 Schering Rosenhanes levnadsbeskrivning, hg. v. C.C. Gjörwell (= Nya svenska biblioteket 2, 1761-1765) s. 515 ff., 527 ff.; hier zitiert nach Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män (1835-1907), Bd. XII:218 ff.; s.a. Jansson (Hg.) 1995:3 ff.

305 Laut Scherings Autobiographie kam er mit 12 Jahren in die Klasse des Konrektors an der Schule von Strängnäs und bekam als privaten Präzeptor seinen Klassenlehrer. Der jüngere Johan musste sich mit einem Mittelschüler (Djäkne) begnügen. Sie hätten in einer kleinen Kammer beim Bürgermeister gewohnt, seien vom Vater finanziell knapp und ohne Diener gehalten worden, der für sie das Heizen und die Garderobe besorgt hätte (Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män (1835-1907), Bd. XII: 218-219).

306 Vgl. Lindroth 1975:65-69.

307 Teleman (Red.) 1985:139.

sitz im Reichsrat und im Hofgerichtsrat und bekam einträgliche richterliche Ehrenämter in Form von *häradshövdinge*-Posten; diese Sinekuren fungierten als Lohnzuschuss für die höchsten Repräsentanten der Hofgerichte.³⁰⁸

Rosenhane versah sein Amt gewissenhaft und fleissig, wie u.a. auch aus seinen eigenen Tagebüchern hervorgeht. In ihnen protokollierte er in erster Linie den Ablauf und die wichtigsten Ereignisse seines Arbeitstages. Sie sind eigenhändig und in ihrer originalen Form überliefert; es handelt sich nicht um Reinschriften, sondern um täglich oder im Abstand weniger Tage ergänzte Aufzeichnungen, wie man aus dem Erscheinungsbild von Schrift und Tinte sowie aus der äusserst exakten Notierung von Zeit- und Wetterangaben schliessen darf. Die Handschrift wurde 1995 sorgfältig ediert und mit einer ausführlichen biographischen und überlieferungshistorischen Einleitung versehen, die den vorliegenden Anmerkungen hauptsächlich zugrundeliegt.³⁰⁹

Das Tagebuch memoriert die Geschehnisse mechanisch und sehr knapp. Rosenhanes Ziel scheint einzig die persönliche Erinnerungsstütze für die Daten, Personen und besprochenen Themen zu sein. Die Details werden in der Regel nicht referiert, wohl weil sie häufig in anderen, offiziellen Schriftstücken und Briefkopien nachgelesen werden konnten. Ab und zu schimmert ein persönlicher Kommentar durch, doch meistens sind die Notizen emotionslos formuliert. Am Schluss jedes Eintrags wird in ein, zwei formelhaften Wendungen das Wetter beschrieben. Der überwiegende Teil der Tagesnotizen bewegt sich zwischen einer und drei Druckzeilen, deutlich längere Abschnitte sind eher selten. Das Zufallssampling wollte es, dass ein relativ ereignisloser Zeitabschnitt im Sommer 1652 untersucht wurde, doch die eben genannten Charakteristiken stimmen auch für die Eintragungen in turbulenteren Zeiten.

Inhaltlich kreist der Auszug um verschiedene Themen. Juridische Angelegenheiten nehmen den grössten Platz ein. Mehrmals geht es um einen Rechtsstreit zwischen zwei Viborger Bürgermeistern, Johan Plantin und Johan Cröel; sie und andere Involvierte wenden sich an Rosenhane, der die Klage nach etwa einem Monat an das Hofgericht weiterreicht. Auch Beteiligte an anderen Prozessen sowie Bittsteller und Personen, die sich beschweren oder Anzeige erstatten wollen, werden bei Rosenhane vorstellig. Er berichtet von der Zurechtweisung eines Buchhalters und nimmt an mehreren Verhören anlässlich von Ehebrüchen teil.

Wenn Handelsschiffe in den Hafen einlaufen, notiert Rosenhane Anzahl und Herkunftsnationen. Im untersuchten knappen Monat legten 12 holländische Schiffe und eines aus Lübeck in Viborg an, falls seine Notizen vollständig sind. Rosenhane verzeichnet nichts über die Art ihrer Ladung oder über steuer- und zolltechnische Details, die ihn sicher interessierten, vermutlich weil er diese Informationen in der Buchführung der Kanzlei abrufen konnte. Das Tagebuch fixiert einzig die Daten.

Fast täglich begibt er sich ins Rathaus, wo die Tagesgeschäfte anscheinend durch den Streit zwischen den anderen Ratsmitgliedern blockiert sind, so dass er zwischen den Parteien vermitteln muss. Auch ausserhalb des Rathauses nimmt er Aufgaben wahr. In

308 Vgl. Asker 1993:75.

309 Einleitung von Arne Jansson (Jansson (Hg.) 1995:3-14).

Begleitung seiner Frau besichtigt er einen Kalkofen und den Bau einer neuen Mühle. Ein paar Tage später inspiziert er das neue Rathaus, und zusammen mit dem Vermesser steckt er den Grundriss eines neuen Hofes ab. Er notiert auch, dass vierzehn neue Pfarrer ordiniert werden, ohne ihre Namen zu verzeichnen.

Hingegen hält er genau fest, dass er seinem Schwager Pär Ribbing zwei Tonnen Hering und 140 Pelze gesandt hat – sogar der Name des Schiffers wird für einmal notiert. Beim Handwechsel eines steuerpflichtigen Hofes scheint er als Mittler und Zeuge zu amten; auch hier notiert er jedenfalls die Höhe des Kaufpreises. Seine privaten geschäftlichen Eintragungen sind somit detaillierter als die amtlichen. Das unterstreicht den Charakter des Tagebuchs als private Gedächtnisstütze, die im Streit- oder Zweifelsfall summarische Auskunft über die Amtstätigkeiten und detailliertere über persönliche Geschäfte geben sollte.

Für die private Natur der Quelle spricht zweifellos auch das Notieren der Kirchenbesuche mitsamt der Namen der jeweiligen Prediger. Die eng familiären Ereignisse in Rosenhanes Alltag finden ebenfalls Platz, etwa die Anzahl und Namen der Gäste, die Besuche beim kleinen Sohn Carl, der in der Obhut einer anderen Familie ist, und die Spaziergänge mit seiner Frau.

Johan Rosenhanes Sprache zeigt im Quervergleich aller Spitzenwerte folgendes Profil: hoher Substantivanteil, wenige Pronomen, grosser Wortschatz und grosse Wortschatzvariation, viele Einfachnennungen (Hapax), hohe Wortlängen, tiefer Anteil Personalpronomen erste Person Plural, wenig Subjekttilgungen, wenige Abstrakta, wenig Thema Körper, kurze Teilsätze, viele Namensnennungen, viele Männernennungen. Dieses Bündel auffälliger Merkmale lässt sich durch die eindeutig protokollhafte Textsorte und den Entstehungszeitpunkt erklären. Obwohl die Eintragungen knapp sind, berühren sie sehr viele unterschiedliche Themen, die durch Nomen und Namen exakt definiert werden. Da jedem Ereignis üblicherweise nur *ein* kurzer Satz gewidmet wird, sind stellvertretende Pronomen unnötig. Die geschilderte Arbeitssphäre gibt auch wenig Anlass zu Abstrakta und zur Nennung von Frauen. Das aus relativ langen Wortkörpern bestehende Vokabular, gekoppelt mit der persönlichen Vorliebe für orthographisch komplizierte Schreibungen, resultiert in den hohen Wortlängenwerten. Rosenhanes Text ist der einzige aus Periode 1 mit überwiegend komplexen Spitzenwerten.

5.3 Beata von Yxkull (1618-1667)

Beata von Yxkull wurde 1618 geboren. Ihr Vater, Conrad Reinholdsson von Yxkull, stammte aus baltischem Adel, ihre Mutter war Freifrau Elisabet Oxenstierna. 1636 heiratete Beata von Yxkull Erik Gyllenstierna von Ulaborg, der stetig in höhere Staatschargen aufstieg und schliesslich vor seinem Tod im Reduktionskollegium der ersten Reduktion unter Karl X. Gustav sass. Ihre Aufzeichnungen entstanden 1665, acht Jahre nach seinem Tod. Da residierte sie zusammen mit ihren zwei Töchtern auf ihrem eigenen Erbsitz Steninge bei Märsta und während der Sommermonate in der nahen Hauptstadt. Die zwei jüngeren ihrer vier Söhne, Gösta und Karl, studierten gerade in Uppsala und zogen im Herbst auf ihre Bildungsreise. Conrad und Christofer, die zwei älteren Söhne, hielten sich in Stockholm auf, wo sie ihre Karriere als Administratoren in die Wege leiteten. Sie alle pendelten regelmässig zwischen Uppsala, Steninge und Stockholm und besuchten dabei die Mutter in ihrem jeweiligen Domizil. Das Tagebuch verzeichnet in 47 Eintragungen hauptsächlich die Ankunfts- und Abreisedaten der Familienmitglieder. Die Anpassung der Samplegrösse erforderte die „Streichung“ der letzten neun Notizen, die jedoch sprachlich und inhaltlich völlig mit dem untersuchten Auszug übereinstimmen. Von den insgesamt 38 berücksichtigten Eintragungen behandeln nur sieben ein anderes Thema als die Reisen der Familie: Einmal notiert sie, zwei Boten oder Beauftragte nach Uppsala gesandt zu haben. Einige Briefsendungen und zwei Hochzeiten von Verwandten sind kurz vermerkt. Als sie am 12. August festhält, dass „das Vorhaben“ ihres Sohnes Gösta in der Akademie Uppsala verrichtet wurde, geht es vermutlich um eine Oration oder Abschlussprüfung, denn anfangs Oktober notiert sie, dass Gösta und Karl nun ihre lange Reise ins Ausland antreten.

Sie ist offensichtlich besorgt, denn die knappen Routinenotizen werden anlässlich des Abschieds plötzlich von den zwei längsten Eintragungen des gesamten Jahres abgelöst. Nicht nur die Ausführlichkeit, sondern auch die Formulierungen lassen nun persönliche Emotionen erkennen. Zwar kehren Segenswünsche in fast jeder Notiz wieder, doch überall sonst sind sie so stereotyp formuliert, dass gerade diese formelhafte Repe-
tition ihre Glaubwürdigkeit untergräbt. Sie wirken wie unreflektiert wiederholte gewohnheitsmässige Beschwörungen.³¹⁰ Den selben Eindruck hinterlässt die ständige Bezeichnung ihrer Kinder als „liebenswert“.

Interessant ist, dass die Mutter ihre Kinderschar keineswegs unparteiisch in ihre zärtliche Sprache bettet. Die Söhne werden im Auszug 21-mal genannt – davon nur ein einziges Mal ohne das Epitheton „ælskelig“. Die Töchter hingegen, mit denen sie ständig zusammenlebte, werden nur siebenmal genannt – davon fünfmal ohne schmückendes Adjektiv. Zudem werden alle Söhne stets mit Vor- und oft auch mit Familiennamen bezeichnet; die beiden Mädchen bleiben im Auszug namenlos.³¹¹

310 Vgl. auch Sjöblad 1992:10.

311 Im nicht berücksichtigten Schluss der Quelle erfahren wir, dass eine Tochter Christina hiess (18. November); die andere hiess Elisabet, wie der Einleitung von fremder Hand zu entnehmen ist.

Nun aber, beim Abschied der Söhne formuliert Beata ihre Gefühle plötzlich eindringlicher, spontaner und vergleichsweise originell:

Dän 29 säptämber reste j Jesu Nampen jagh mädh mina ælskelige sönnar Gösta och Karl och mina bådhä Döttrar ifrån Stäckhålm och til Stenninge gudh uälsinge mine käre sönnar nu i Deras på begynta långa resa ack godhe gudh fortsiätia deras uandring siht helgia Nampen til ähra dem siälfua til efuigh och timmeligh uälfärdt i Jesu Nampen Ammen

Dän 3 october reste i Jesu Nampen bådhä mina ælskelige käre sönnar Gösta och Karl Gyllenstiärna ifrån Stenninge och up til kåpparbärgen och sedhan mädh gudhs til hiälp än uidare at fulföljia sinn uandring uttan lans Dän högsta gudh uare deras trogna ledsagare Wandringsbroder och Mäktige beuarare i alla deras uägar och förehafuande och lätte Däm gudhs Nampen til ähra alla sina resser fulländha och lyckeligen igän hemkåmma gudh höre Nådeligen min bön J Jesu Nampen Ammen

Es sagt wohl einiges über die Formelhaftigkeit des restlichen Textes, wenn diese zwei Zitate die bei weitem wortschatzreichsten, längsten und elaboriertesten Formulierungen ausmachen! Die Knappheit und Monotonie der Notizen könnte zunächst damit erklärt werden, dass es sich nicht um ein fortlaufend verfasstes Tagebuch, sondern um Eintragungen in einem vorgedruckten Almanach handelt, wo der Platz oft eng bemessen ist. Doch im vorliegenden Fall kann Platznot nicht als Argument gelten, weil für Notizen separate Blätter eingebunden sind und nur ein Bruchteil des verfügbaren Freiraums genutzt ist. Es ist hingegen offensichtlich, dass Beatas Almanachsnotizen eine eng chronistische Funktion haben und nur bei ausserordentlich emotionalen Anlässen etwas ausführlicher und persönlicher geraten. Die grundsätzliche Schwierigkeit, Tagebücher von Almanachen zu unterscheiden, formulieren auch die Herausgeberinnen der Bibliographie zur Autobiographik schwedischer Frauen mit explizitem Bezug auf den „Grenzfall Beata von Yxkull“. Primär halten sie die Ausführlichkeit der Notizen für entscheidend, ob Almanache als Tagebücher zählen, im vorliegenden Falle kategorisieren sie aber etwas grosszügiger, weil der Text zu den allerfrühesten weiblichen autobiographischen Texten in schwedischen Archiven zählt.³¹² In Übereinstimmung damit wurde der Text auch in unser Untersuchungsmaterial aufgenommen; doch die „sprachlichen Konsequenzen“ der zweifelhaften Textsortenkategorisierung sind unübersehbar.

Verglichen mit den anderen, ausführlicheren Tagebüchern sind hier äusserst wenige Themen angesprochen. Der Text enthält hauptsächlich Namen und verhältnismässig wenige Substantive. Die immer gleichen Geschehnisse werden mit den immer gleichen Worten formuliert, was die negativen Spitzenwerte in der Variation der verschiedenen Wortarten zur Folge hat. Die reduzierte Thematik, gepaart mit der Monotonie und der Kürze der Eintragungen, resultiert in den mit Abstand niedrigsten Wortschatzwerten des gesamten Korpus und ebenso tiefen Syntaxwerten. Der Text weist in allen drei wichtigen Quervergleichen, d.h. nach Geschlecht, Textsorte und Periode, die meisten und tiefsten Spitzenwerte auf. Die Grafiken zeigen es optisch: Der Text steht in aller Regel ganz abseits oder am äussersten Rande der Skala, denn er weist die meisten Ausreisser

312 Hættner/Larsson/Sjöblad 1991:2 u. 13; Sjöblad 1992:9-10.

und Spitzenwerte auf. Dass er in so vielen Untersuchungsmerkmalen überaus deutlich vom Restkorpus absticht, sollte als klarer Hinweis für seine Fehl kategorisierung gedeutet werden. Er ist offensichtlich innerhalb des Korpus nicht mit den anderen Tagebüchern zu vergleichen. Andererseits wirkt Beata von Yxkulls Handschrift geradezu aussergewöhnlich ästhetisch, regelmässig und routiniert, völlig ohne Fehlschreibungen oder Korrekturen, und ihre orthographischen Gewohnheiten sind sehr konstant; mit Sicherheit war sie keine ungeübte oder sporadische Schreiberin. Deshalb darf die sprachliche und inhaltliche Eingeschränktheit wohl zu Recht als Anpassung an die von der Autorin intendierte Textsortenfunktion verstanden werden: Im Almanach sollten lediglich die wichtigsten Daten des direkten und brieflichen Kontaktes im engeren Familienkreis festgehalten werden.

Yxkulls Text weist im Quervergleich der Spitzenwerte ein kleines Lexikon und niedrige Gesamtlexikon-, Substantiv-, und Adjektivvariation und Hapaxvorkommen auf. Die Pronomenverteilung zeigt viele Possessivpronomen und Personalpronomen der dritten Person Singular maskulin, hingegen wenige der dritten Person Singular feminin und ersten Person Plural. Charakteristisch sind viele Namen und damit viele Subjektbildungen mit Namen, während Pronomen diese Funktion selten erfüllen. Sie verwendet viele Schlüsselbegriffe, insbesondere – und darin spiegeln sich die regelmässigen Glückwünsche – als abstrakt kategorisierte Begriffe, aber wenige oder keine zu den Themen Institutionen und Körper. Sie weist Höchstwerte bei den Hauptsätzen und unvollständigen Sätzen auf, jedoch wenig Nebensätze. Ihre Teilsätze sind eher lang.

In einem kurzen Exkurs soll hier der vorgedruckte Almanach besprochen werden, denn obwohl in schwedischen Archiven viele Privatnotizen der Epoche in solchen Kalendern enthalten sind,³¹³ steht Beata von Yxkulls Almanach innerhalb unseres Korpus allein. Es handelt sich um einen umfangreichen Kalender, der das ganze Jahr über mit Lesestoff versorgt, am ehesten noch vergleichbar den heutigen Bauernkalendern. Solche Kalender erreichten grosse Auflagen und sind oft hochinteressante Zeitzeugen.³¹⁴ Der Zufall will es, dass gerade der hier verwendete Almanach in vielem ein MiniaturszENARIO der wogenden Auseinandersetzungen um die alten und neuen Wissenschaften darstellt.

Als Autor des durchgängig deutsch verfassten „sonderbaren Christenkalenders“ zeichnet Johann-Henrich Voigt, „Philomathematico zu Staade“. Zunächst widmet und empfiehlt er das Druckwerk in drei komplizierten Vorreden dem Schutz Karl XI., dessen Mutter Hedvig Eleonora und den fünf mächtigsten Männern des Landes: Reichstruchsess Graf Per Brahe, Reichsmarschall Graf Carl Gustav Wrangel, Reichsadmiral Graf Gustav Otto Stenbock, Reichskanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardie und Reichsschatzmeister Freiherr Gustav Bonde (die Widmung brachte ihm später den Titel „Mathematicus et Astronomus Regius“ und die jährliche Pension von 200 Reichstalern³¹⁵).

313 Sjöblad 1992:10.

314 Eine umfassende Darstellung der schwedischen Almanachliteratur ist Klemming/Eneström 1878-79.

315 Nordenmark 1959:95 (zitiert nach Hansson 1986:38).

Danach spannt Voigt mittels einer etwas angestrengt wirkenden Analogie zwischen Machelite und astrologischem Firmament den Bogen zum Thementeil des Kalenders. Die „Comparison zwischen denen himmlischen Stern≈ und Schwedischen Reichs≈Regenten“, zwischen dem König, der „Schwedischen Reichs≈Sonne“, seiner Mutter, dem „Schwedischen Reichs≈Monde“ und den fünf Räten alias „Reichs≈Planeten“ ist immerhin zweckmässig, denn astronomische und astrologische Fragen machen danach den Grossteil des Almanachs aus. Diese Themenausrichtung dominierte Schwedens gesamte Kalenderliteratur der zweiten Jahrhunderthälfte, ob sie nun schwedische Originaltexte oder Übersetzungen waren. In der Sparte der übersetzten Kalender wurde Voigt in den folgenden Jahrzehnten der Branchengrösste: Bis 1700 übertrug er rund 50 deutsch verfasste Almanache ins Schwedische.³¹⁶

In Yxkulls deutschsprachigem Almanach will Voigt die Leserschaft erklärermassen unterhalten *und* unterrichten, was die uns oft absonderlich anmutende Mischung von Gedanken und Themen erklärt, die er präsentiert. Da steht Biblisch-Theologisches gleich neben Glückszahlen, Horoskopen, Mondkalendern und Wettervorhersagen für das ganze Jahr. Praktische Ratschläge für Acker und Garten, Küche und Stall, Kinder- und Krankenpflege stehen neben Anweisungen zum rechtzeitigen Aderlass, Schröpfen und Baden. Die meisten dieser Konzepte sind mittelalterlicher oder antiker Herkunft und zu einem guten Teil hermetisch-alchemistischer Art. Solche Inhalte sind in ähnlicher Zusammensetzung typisch für die vielen sich konkurrierenden Almanache, deren Verfasser oder Herausgeber auch vor Plagiaten und unzimperlichem Nachdrucken fremder Erzeugnisse nicht zurückschreckten. Vor allem astrologische Texte und spektakuläre Geschichten machten so oft „die Runde“ durch halb Europa. Voigt bekundet zwar bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung für solch abergläubisches Geschwätz – doch vermutlich hing der Verkaufserfolg davon ab, da auch er (oder sein Verleger Caspar Holwein) nicht ganz darauf verzichten konnte. Bis hin zum offenen Spott gehen seine Kommentare:

Denen Herren *Chymicis* und *Alchymicis* zugefallen / setzen etliche auch Erwehlungen / zu deren *ascendiren* / *augmentiren* / *coaguliren* / *digeriren* / *decoloriren* / *figiren* / *filtriren* / *graduiren* / *granuliren* / *mixtiren* / *perlutiren* / *præcipitiren* / *resolviren* / *reverberiren* / *sublimiren* / *tingiren* / (worumb nicht auch *Schuriguliren*³¹⁷) [...] Viel ander Dinge gehe ich / theils als Albere / theils als Fürwitzige / theils als Abergläubische / der wahren *Astrologia* verkleinerliche / und Christen unziemliche Putzen und Fratzen vorbey: Denn was ists? Dass man gantze Tabellen anflicket, wenn gut / mittel oder böse Kleider anlegen / Zank anfahen [...]: Bey rechtschaffenen Kunstverständigen findet man solche Hudeley nicht / sie wissen mit guten Materien ihren Calender doch voll zu machen ; Die aber bessers nicht haben / bringen solches Augen≈geplärz zu Marckte [...]³¹⁸

316 Ab 1690 kehrte sich allerdings als Folge einer neu eingerichteten Zensurstelle das Verhältnis zugunsten der schwedischen Originaltexte. Vgl. Hansson 1986:37ff.

317 „Schuriguliren“ ist wohl eine die Fachsprache karikierende Ableitung von „schurigen“, einem regional begrenzten Ausdruck für „quälen“. Vgl. Kluge 1999:745.

318 Voigt 1665; Kap. 6 („Von Erwehlung der Zeichen und Zeiten: Zum Aderlassen / Schreppffen / Baden / Artzneyen / Säen / Pflantzen / Holzfällen / Haar-abschneiden“).

Voigts hatte Besseres zu bieten; seine eigene Passion galt Arithmetik, Geometrie, Vermessungs- und Fortifikationskunst, Buchhaltung und Astronomie, über die er doziert und publiziert habe, wie er im Vorwort schreibt. Obwohl „ein Ehrliebender Mann den Nahmen eines Calender≈Schreibers fast nicht unbillig scheuet“, habe er sich von einem Buchdrucker dazu bewegen lassen, und er setzt auf ein bildungswilliges Publikum. In der fortlaufenden Rubrik „Historien≈Calender“ referiert er den neuesten Kenntnisstand über die Geschichte der Stadt Stade; und der „Gesprächs≈Calender“ erklärt allerlei „mathematische Raritäten“ wie die Kugelform der Erde und wie sie bewiesen werden kann, wie man den Äquator und den Erddurchmesser berechnet, ferner den Querschnitt, die Erdoberfläche, den Rauminhalt des Planeten. Nach diesen geometrischen Kunststücken folgt die entscheidende, physikalische Frage: „Worauff ruhet oder stehet denn solche Weltkugel?“. Als Antwort wird das altbewährte geozentrische Himmelsmodell erläutert, wonach die sieben Planeten Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn und am entferntesten die Fixsterne wie bewegliche, aber trennende Schalen um die Erde kreisen, vergleichbar dem Aufbau eines Eies.

Was ist dann davon zu halten / wenn gesagt wird / dass nicht der Himmel von Osten nach Westen / (wie man siehet und meynet) sondern die gantze Erd≈Kugel von Westen nach Osten beweget und herumb geführt werde / der Himmel aber stille stehe?

Diese Frage ist bey hochgelahrten Astronomi lange Zeit gestritten / und noch nicht entscheiden [sic]; Giebt oder nimpt aber der Astronomie oder Himmels≈Kunst nichts / wenn nur ihre *Hypothesen* recht verstanden werden.

Eins aber wisse: wenn die Erd≈Kugel, deren Umkreyss 5400 Meilen / sollte von Westen nach Osten umblaußen / so müste sie jede Stunde 225≈ und jede Minut 3 3/4 Meilen fortrücken [...] Wenn nun eine Canon≈Kugel im Bogenschuss / ehe sie zur Erden fällt / eine Minuten≈Zeit bedarff / und (e.g.) hier zu Stade auffm Burg≈Wall ein Stück Ostwärts / gegen Twielenfleht gepflantzet und gelöset würde / so würde in wehrender Minuten≈Zeit / weil die Canon≈Kugel in der Lufft / die Erde unter der Kugel weg / gegen Osten 3 Meilewegs fortwaltzen / und die Kugel Westwärts / jenseits der Himmelpforten zur Erden fallen : Und solches beredet mich / dass der Erden Fortwaltz≈ oder Umblaußung noch nicht glauben kan.

Was dertgegen / von mit herummlaußender Lufft und sonsten / wieder eingeworffen wird, ist noch ungereumbter / hat aber hier nicht raum.

Jedoch haben beyde / *Ptolemaici*, welche den ummlauß des Himmels bejahen / und auch die *Copernicæi* welchen denselben verneinen / starcke *fundamenta* ihrer *Opinionen*, die sich wol lesen lassen.³¹⁹

Dem Almanach wurde hier deshalb viel Platz eingeräumt, weil er ein eindrückliches Abbild der eigentümlichen Mischung aus schlichtem Aberglauben, aus modernen und scholastischen Ideen, aus wissenschaftlichen und philosophisch-theologischen Axiomen abgibt, die die Menschen beschäftigten. Weiter oben wurde dargelegt, wie ab 1660 an den schwedischen Universitäten die cartesianische und mit ihr die kopernikanische Physik von der Bildungselite übernommen wurden; doch dies traf nicht auf alle Gebildeten zu, wie die erbitterten akademischen Streitereien belegen, und erst recht nicht auf die Allgemeinheit. Abseits der Akademien vertraten die Lehrkräfte vielerorts noch Jahrzehnte später das scholastische Modell. Es mag daher erstaunen, dass Voigt bereits

319 Voigt 1665: November- und Dezember-Rubrik.

1665 die neuen Konzepte in seinen Schreib-Calender aufnimmt, aber nicht verwundern, dass er sich eher abwartend bis ablehnend dazu äussert.³²⁰ Ob sich allerdings Beata für die bildenden Seiten ihres Almanachs überhaupt interessierte, ist ungewiss. Weder das Prognosticon noch die Wissensrubriken lassen Spuren einer Beschäftigung erkennen. Ausser auf den dafür vorgesehenen leeren Seiten hat die Besitzerin keinerlei Notizen im Kalender hinterlassen, wenn man von siebzehn kommentarlosen Kreuzlein neben der Datumskolonnen im Abstand von drei bis vier Wochen absieht.³²¹

Möglicherweise bereits zu Lebzeiten rankten sich um Beata von Yxkull Sagen. Sie soll ihre Untertanen geschunden haben, gar mit dem Teufel einen Pakt eingegangen und zuletzt zur Hölle gefahren sein. Lag den Schauergeschichten der Name des Hauptgutes ihres Mannes zugrunde, „Pintorp“, der „Peinigung“ assoziiert (und gegen Ende ihres Lebens zu „Eriksberg“ umbenannt wurde)? Jedenfalls wurden diverse Fragmente europäischer Wandersagen, u.a. einige pittoreske Gruselmotive und jenes des unmenschlichen Gutsherrn, auf Beata übertragen – allerdings nicht nur auf sie.³²² Die Überlieferungen um die „Pintorpafru“ wurden langlebig und inspirierten bis in die Gegenwart zu Balladen, Schillingdrucken, Sagen, Vertonungen, Dramen und Filmen.³²³

320 Hansson (1986) befasst sich ausgiebig mit dem Eindringen der neuen Wissenschaftskonzepte in die Almanache und damit verbunden mit dem Verdrängen der astrologischen-hermeneutischen Inhalte, das aber erst ab 1690 richtig vollzogen sei. Voigts Produkte bezeichnet sie allerdings als traditionalistisch, obwohl die Zitate aus diesem frühen Kalender von 1665 das Gegenteil vermuten lassen, da sie die neuen Themen bereits aufgreifen und sich dezidiert gegen alchemistische Inhalte aussprechen. Möglicherweise schloss Hansson diesen Almanach nicht in ihr Untersuchungsmaterial ein, weil er auf Deutsch verfasst ist.

321 Mit „X“ angekreuzt sind der 17. Januar; 10. Februar; 2./24. März; 18./25. April; 9. Mai; 1./26. Juni; 20. Juli; 11. August; 7./18./25. September; 17. Oktober; 11. November; 7. Dezember.

322 Viele Gutsherrinnen standen damals im Ruf, herzlos und raffgierig zu sein. Im Jahrhundert des auf Kosten der Bauern expandierenden Adels war die Realität oft hart für die untergeordnete Landbevölkerung, die zwar offiziell nicht leibeigen war, aber faktisch vom Goodwill der Herrschaft abhing, da sie ihr Land nicht nach Gutdünken verlassen durfte. Die zunehmende Armut, Unglücksfälle oder Krankheiten zwangen auch freie Bauern, ihren Boden dem landhortenden Adel abzutreten. Auf diesem Nährboden gediehen Hass- und Gruselgeschichten. In einigen Quellen wird nicht Beata, sondern eine Vorfahrin ihres Mannes, Anna von Vinstorp, die 1508 das Gut erwarb, als „Pintorpafru“ genannt; und ähnliche Geschichten ranken sich um andere Frauen, so auch um die bereits erwähnte erfolgreiche Geschäftsfrau Margareta Huitfeldt (s. Fussnote 267). Ihr wurden erpresserische Landerwerbungen und andere Machenschaften nachgesagt, die die Bevölkerung in den Ruin getrieben hätten. Eine Überprüfung der Grundbücher zeigt aber, dass die fraglichen Güter bereits Generationen vor ihr im Besitz ihrer Familie gewesen waren und Frau Huitfeldts Geschäftsgewohnheiten auch sonst nicht von den damals üblichen abwichen. (Wikström 2001).

323 Zur Tradition und Motivgeschichte der „Pintorpafru“ s. Nordin-Grip 1942. Für die Vertonungen, Filme und Dramen muss der Hinweis auf einige Archive (bzw. ihre Internetseiten) genügen: Språk- och folkminnesinstitutet (SOFI); Dialekt-, ortnamns- och folkminnesarkivet i Göteborg (DAG); Statens musikbibliotek.

5.4 Petrus Magni Gyllenius (1622-1675)

Peder Månsson wurde 1622 als sechstes von sieben Kindern einer värmländischen Bauernfamilie auf dem Hof Södra Tofta in der Bucht von Ölme (bei Karlstad) geboren. Vom Inselchen Gullingsholmen, das in der Nähe seines Elternhofes lag, liess er sich als 17jähriger Seminarist zu seinem lateinischen Zunamen inspirieren.³²⁴ Er führte zeitlebens ein minutiöses Tagebuch, von dem grosse Teile eigenhändig erhalten sind.³²⁵ Gyllenius erscheint darin von einem ausgeprägten historischen und narrativen Denken beseelt, das er offensichtlich mit seinen Verwandten teilte. Seine Freude an einer guten Geschichte lässt uns wie durch eine angelehnte Tür in värmländische Bauernstuben spähen und mithorchen, welche Gerüchte und Ereignisse die Leute beschäftigten. Man erzählte sich viel, und die besten Geschichten waren Gyllenius immer wieder eine Seite seines Tagebuches wert. Nach einer ausführlichen Familiengenealogie setzen seine Aufzeichnungen bereits in der Zeit kurz nach seiner Geburt ein, an die er sich kaum selber erinnern konnte. Die alten Familiengeschichten und die Episoden aus seinen ersten Lebensjahren wurden ihm wohl von seiner Mutter, die sehr alt wurde, erzählt. Schon als er zweieinhalb Jahre alt war, starb sein Vater, doch Gyllenius malt uns diese Szene aus, als ob er sich daran erinnern könnte. Der Grossvater habe dem kleinen Peder immer wieder ergriffen die Todesstunde seines Vaters geschildert, bis bei beiden die Tränen flossen. Aus den frühesten Kindheitsjahren hält Gyllenius einige Reisen mit der Mutter zu Verwandten und Jahrmärkten, die durchlittenen Kinderkrankheiten und Unfälle, Unwetter und Stürme fest. Mit acht Jahren begann er, das Vieh zu hüten, und er wurde allmählich in der Landwirtschaft und Fischerei eingesetzt. Liebevoll hält er die Landschaft dieser Kindheitserlebnisse fest, bis hin zur Bodenbeschaffenheit einzelner Wiesen des Familienbesitzes. Dieser Gewohnheit wird er bis ins hohe Alter treu bleiben und sehr viele Zeilen seines Papiers für das Wetter und den Zustand der passierten Land- und Wasserwege verwenden, obwohl der Nutzen solcher Informationen für die Nachwelt wenig einleuchtet. Zum Jahresende summiert er meist im Rückblick die wichtigsten Ereignisse, vor allem aber nochmals den Verlauf des Wetters samt seinen Auswirkungen auf die Ernte und auf die Preisentwicklung und ihren sozialen Folgen.

Das Tagebuch ist ein strukturiertes Projekt, wie bereits der Titel ankündigt: „*Diarium Gyllenianum, per certas Decurias dispositum, in quo Vita, Acta et alia accidentia Gyllenij breviter ostenduntur et indicantur*“. Die Gliederung in Lebens-Jahrzehnte wird durchgehalten, wenn man vom Jahr 1662 absieht, wo sie aufgrund einer Lakune verloren ging. Mit 31 Jahren hält Gyllenius zum ersten Mal Rückschau und stellt fest, dass er in jedem zehnten Jahr dem Tod ins Gesicht sehen musste; es sei sein eigentliches „*annus climacterius*“. Gyllenius erweist sich immer wieder als Systematiker, bestrebt, in vielem eine möglichst regelmässige und vollständige Struktur aufzudecken, ob dies

324 Gyllenius 1663:42-43.

325 Im Folgenden ist stets von „Tagebuch“ die Rede, weil es sich um durchgehend datierte Eintragungen handelt. Der untersuchte Auszug enthält allerdings eher lange Eintragungen, die mehrere Sätze umfassen, und wurde deshalb als erzählende Textsorte kategorisiert.

nun den Verlauf seines Lebens betreffe oder die unvermittelt eingeschobene Aufzählung aller Zuflüsse des Vänernsees.

Bis er vierzehn ist, fehlen die Datumsangaben oft, manche sind auch ungefähr oder mit den wichtigsten Feiertagen definiert. Dies ändert sich deutlich 1636, wo regelmässige und genaue Datumsangaben einsetzen, als Gyllenius seinen Präzeptor erstmals auf eine ausgedehnte Reise begleitet. Vielleicht wurde er von da an zu Übungszwecken mit dem Führen eines Tagebuchs beauftragt.

Über das ganze Diarium verteilt kommen öfters Antizipationen vor; es muss also zumindest über weite Strecken die Reinschrift von Notizen sein. Die meisten Vorwegnahmen bleiben im Rahmen von ein paar Tagen, doch in einzelnen Fällen liegen mehrere Monate zwischen den zusammengefassten Ereignissen.³²⁶ Auf eine grosse, vielleicht sogar mehrere Jahre umfassende Verzögerung bis zur Reinschrift weist beispielsweise der Eintrag vom 24. Juli 1651:

Den 24. Fick jagh min Orationem färdigh aff trycket, aff hvileken tvenne arck bleffvo then tijden trycken, men thet tridie eller fremste arcket bleff tryckt år 1652. om våren. Samma dagen klockan 12. drogh jagh til Korpo, och kom till Rimitto til natten, thär vij voro vidh en liten holma hooss huilcken altijdh hörass spöke.³²⁷

Die verwendete Edition enthält keinen Hinweis auf eine nachträgliche Ergänzung, beispielsweise am Seitenrand. Der Eintrag scheint in einem Guss in einer offensichtlich viel später erfolgten Reinschrift entstanden zu sein, bei der Gyllenius eigentümlicherweise immer noch Wert auf stundengenaue Zeitangaben und auf das Notieren gehörter Geschichten legt. Bei der Lektüre taucht zuweilen die Frage auf, für wen und zu welchem Zweck diese Aufzeichnungen entstanden. Sie sind eine eigentümliche Mischung; auf der einen Seite stehen präziseste, aber für die Nachwelt sicherlich uninteressante Details und redundante Informationen, die auch bei der Reinschrift nicht getilgt werden. Diese Präzision läuft aus narrativer Sicht zudem meist ins Leere, denn die zahllosen Angaben von besuchten Orten und Personen werden so gut wie nie mit den dazugehörigen Erlebnissen und Gesprächen verbunden (die Anspielung auf die Gespenster im obigen Zitat ist insofern untypisch). Solche Eintragungen können nur als persönliche Gedächtnisstütze gedacht sein. Andererseits funkeln viele Passagen geradezu von einer grossen Erzähllust, die wiederum weit über das hinausgeht, was für das Memorieren des Gehörten unabdingbar wäre. In diesen Abschnitten scheint Gyllenius für Dritte zu schreiben.

326 Ich arbeitete mit der Erstedition von 1882. Ihr Herausgeber, Reinhold Hausen, bespricht in seiner auch sonst sehr knappen Einführung keine paläographischen Aspekte. Meine Folgerungen zur Entstehungsgeschichte des Textes bauen daher nur auf Beobachtungen zum Textinhalt, vor allem den Verschiebungen zwischen der Chronologie der Ereignisse und ihrer textlichen Darstellung. Kurz nach dem Abschluss dieses Kapitels fand ich in einem Artikel von Daniel Toijer, dem Herausgeber der zweiten Edition (Gyllenius 1962), die Bestätigung, dass meine Annahmen richtig sind. Der ganze Text sei eine „leichtlesbare eigenhändige Reinschrift des Verfassers“ (Toijer 1977:47).

327 Gyllenius 1663:165.

Sehr aufschlussreich sind die Jahre, in denen wir dem langen Ausbildungsweg des Bauernjungen zum Pfarrer folgen können. Gyllenius hat als erster Schwede eine detaillierte Schilderung des damaligen Schulsystems hinterlassen und damit wesentlich zu unserem Wissen über den Alltag an einer Provinzschule beigetragen – notabene aus der Sicht von Schülern *und* Lehrern.³²⁸

Die rurale Harmonie der ersten Lebens- und Text-Dekade fand pünktlich zu Beginn des elften Lebensjahres – am Gründonnerstag – ihre Auflösung mit dem Erscheinen eines fremden „djäkne“, wie die Absolventen der Lateinschulen und Gymnasien in Schweden genannt wurden.³²⁹ Der junge Mann durfte wegen des üblen Wetters auf dem Hof übernachten und verkaufte bei der Gelegenheit Gyllenius' Mutter ein „Abcd“-Buch. Wohl als Gegenleistung für die Gastfreundschaft lehrte er den kleinen Gyllenius am selben Abend die Buchstaben zu lesen und auseinanderzuhalten. Nach dieser Initiation hing der Bildungsgang noch eine ganze Weile lang offensichtlich vom Zufall ab. Ende April kam ein anderer Jüngling auf den Hof, der Gyllenius drei Wochen lang beim Viehhüten begleitete und den ABC-Unterricht weiterführte. Im Sommer lernte er während acht Tagen von einem weiteren Besucher das Lesen des Katechismus. Ab Ende November durfte er auf dem Pfarrhof am Privatunterricht teilnehmen. Schon nach zwei Tagen bekam der Pfarrer Mitleid wegen des langen Schulweges und erbot Gyllenius freie Kost und Logis. Als Gegenleistung musste er Holz hacken und zweimal täglich feuern. Zwei Jahre lang konnte er auf diese Weise zum Unterricht. Im Dezember 1635 verließ er den Pfarrhof, denn seine Studien seien wegen allzu vieler Hindernisse nicht sehr schnell vorangegangen – vermutlich musste er oft und lange auf dem Pfarrhof arbeiten. Aus dieser Zeit nennt er elf Mitschüler, von denen die schnellsten schon bald an die Schule weitergezogen seien.³³⁰

Im Februar 1636 begleitete er „för experiens skuldh“ den Pfarrer auf einer einmonatigen Reise dem ganzen Ostufer des Vänern entlang bis hinunter nach Vänernborg und zurück. Danach sei er fest entschlossen gewesen, in die Schule zu gehen. Tatsächlich konnte er im Mai in Karlstads läroverk in der untersten Klasse einziehen.

Von Anfang an wurde ihm von der Schulleitung das Recht zum „sockengång“ zugeteilt, der den ärmeren unter den Schülern die Ausbildung ermöglichen sollte. Zwar hatte der Reichstag schon 1624 diese Art der Studienfinanzierung verboten, weil sie die Studienzeit verlängerte und die Bevölkerung belästigte, doch in Karlstad wurde daran noch während Gyllenius' ganzer Schulzeit festgehalten.³³¹ Aus Gyllenius Aufzeichnungen geht hervor, dass dies allein nicht zum Überleben ausreichte. Seine Mutter konnte ihn wohl kaum unterstützen, denn 1637 musste der ganze Weiler nach einer Feuersbrunst

328 Von Platen 1981:62.

329 Laut SAOB [D1825] stammt der Begriff von mlat. *diaconus*. Nur im ostnordischen Sprachgebiet wurde diese kirchliche Funktionsangabe mit der Zeit zur üblichen Bezeichnung für Mittelschüler, weil die älteren unter ihnen den kirchlichen Würdenträgern gewisse Aufgaben abnehmen mussten – ein schönes sprachliches Resultat der institutionellen Verflechtung von Kirche und Schule!

330 Gyllenius 1663:15-21.

331 Toijer 1977:48.

wieder aufgebaut werden. Bis zum Universitätsabschluss musste er immer wieder viel Zeit zum Dazuverdienen aufwenden, zuerst als Knecht, später als Privatlehrer.

Ökonomische Fakten bestimmten den Verlauf des Schuljahres. Nicht nur die bedürftigeren Schüler, sondern auch die meisten Lehrer gingen mehrmals jährlich „ostiatim“, d.h. sie klapperten die ihnen zugewiesenen Haushalte der Kirchgemeinde ab und zogen die direkten Schulsteuern in Form von Geld oder Naturalien ein. Das äusserst zeitraubende Privileg war nicht nur Schülern vorbehalten, sondern auch ein Lohnbestandteil der Lehrer und Pfarrer, die auf diesem Weg als Steuereinzahler amtierten. Diese drei Bevölkerungsgruppen verbrachten daher jedes Jahr viel Zeit auf Wanderschaft im Bezirk. Da Gyllenius zeitlebens Schüler, Lehrer oder Pfarrer war, war er ständig unterwegs, und vermutlich verdanken wir sein Tagebuch dem Umstand, dass er sorgfältig über die Daten und Orte seiner Bittgänge und seiner Amtsausübung Buch halten wollte.

Die Kirchgemeindegänge waren beschwerlich oder sogar gefährlich und oft genug auch Quelle unerfreulicher Begegnungen. Die entferntesten Touren führten von Karlstad bis in die Kirchengemeinden an der norwegischen Grenze und bedeuteten ohne weiteres mehrere Hundert Kilometer Wegstrecke, bis die Knaben wieder vor der Schulpforte standen, und dies drei- bis viermal pro Jahr! Wer es sich gerade leisten konnte, versuchte meist sein Privileg zu tauschen oder zu verkaufen. Gleich nach der Zuteilung der Bezirke am Ende der Schulperioden setzte jeweils ein reger Tauschhandel nach geographischen oder ertragsorientierten Kriterien ein. Das Resultat war wohl, dass die bedürftigsten unter den Schülern am längsten unterwegs waren und verhältnismässig am wenigsten daran verdienten.³³²

Das Schuljahr begann im August und wurde zum ersten Mal anfangs Oktober unterbrochen, wo man etwa zwei Wochen lang „ostiatim“ ging. Von November bis kurz vor Weihnachten war wieder Unterricht. In der freien Zeit bis Ende Januar gingen wieder alle ein bis zwei Wochen auf „sockengång“, dann wieder zur Schule bis anfangs April. Der April wurde wieder zur Mittelbeschaffung verwendet. Von Mai bis Ende Juni war wieder Unterricht. Doch auch die Unterrichtsphasen waren nicht sakrosankt; Gyllenius und seine Mitschüler verbrachten im Lauf der Jahre etliche Wochen damit, für ihre Lehrer im Wald zu holzen oder sonstige Hilfsarbeiten zu erbringen.³³³ Jeden August war zudem „nöttervecka“ – alle wurden für acht Tage „dimitterat til att colligera nötter“ und schwärmten aus, um Nussvorräte anzuhäufen.³³⁴

Bei seinem Schuleintritt war er 14 Jahre alt, und erst mit 26 zog er an die Akademie von Åbo weiter. In Karlstad durchlief er gemäss der Schulordnung von 1611³³⁵ jede Klasse in zwei Jahren, und die eben beschriebenen Ablenkungen verlängerten die Studienzeit mittelloser Knaben drastisch. In seiner Mittelschulzeit hatte er vier verschiedene „djäkner“ als Informatoren, doch bereits ab 1641 lernte er ohne fremde Hilfe, wohl

332 Gyllenius 1663:35, 37, 41 etc.

333 Gyllenius 1663:40, 64 etc.

334 Gyllenius 1663:28, 37, 63, 70 etc.

335 Der Hinweis auf die Studienordnung ist von Platen 1981:62 entnommen.

aus Geldmangel.³³⁶ Aus dem selben Grund wurde er mit 17 Jahren erstmals selber Informator für andere Schüler. Bis zu seiner Abreise erteilte er 53 Schülern Privatunterricht in verschiedenen Fächern, darunter acht Mädchen aus vier Familien, die alle elementaren Leseunterricht erhielten. Das Tagebuch listet am Ende der Seminaristenzeit säuberlich die Namen aller Privatschüler und meist auf den Tag genau auch den Zeitraum des Unterrichts, bisweilen sogar die erteilten Fächer auf! Gyllenius' Freude an der Vollständigkeit geht noch weiter: Sogar die Namen aller 142 Mitschüler und aller Lehrer, inklusive Vor- und Rückblicke auf deren Karriere, trägt er zusammen.³³⁷ Auch an der Akademie in Åbo nahm er sofort wieder Informatorenaufträge an.

Aus der gesamten Schul- und Studienzeit erfahren wir indessen keine Silbe über die Lehrinhalte. Gyllenius verzeichnet die Titel und Themen abgelegter Examen, Disputationen und Reden sowie die Publikation gedruckter Werke, doch er bespricht in keinem einzigen Fall Inhaltliches oder Argumentatorisches. Umso mehr Platz widmet er praktischen und finanziellen Dingen.

So erfahren wir manchmal, wie einträglich ein „sockengång“ war. Auf den meisten Touren gingen die Schüler, wohl zur Sicherheit, zu zweit, und am Ende wurde geteilt. Die Tour vom Herbst 1643 brachte ihm „4 lispund bröd 3 lispund kiött och tre daler kopper“ ein, d.h. etwa 34 kg Brot, 25 kg Fleisch und Bargeld, das etwa drei Tageslöhnen eines Grubenarbeiters entsprach. Die nächste Tour im Frühling brachte 17 kg Brot, 12 kg Fleisch und nochmals gleich viel Geld ein, ein anderes Mal waren es 8 kg Käse, 13 kg Brot, dazu noch (hoffentlich getrockneter) Fisch und Bargeld. In schlechten Jahren war die Ausbeute knapper, und auch der Krieg gegen Dänemark 1643-45, der auch in Värmland grassierte, liess die Last an Naturalien auf den Schultern der Schüler merkbar schrumpfen:

[Oktober 1644]

Den 1. Tå vij kommo til Kiölesockn, lågh fult medh Ryttere i huar bondebyy, huilket bleff orsak, att Socknediecknerne inthet myckit finge aff bönderna: Nam quod habebit ARS, tulit et cepit MARS. Om afftonen kommo wij til Kiölss prästegårdh, thär vij voro öffwer natten.

Im Gegenzug zahlten aber die Soldaten an der nahen Schanze Höchstpreise, so dass Gyllenius sein ganzes Bündel gleich dort verkaufte und dafür 7 Taler Kupfer erhielt, was etwa einem langen Männermantel oder 16 kg Butter entsprach.

Der Transport der Naturalien war oft kompliziert. Wurde das Gewicht zu gross, lagerten sie es unterwegs ein und gingen es später holen, oder sie beauftragten jemand mit dem Transport in die Stadt oder auf den Elternhof. Wenn es ging, liehen oder mieteten sie sich auch ein Pferd oder ein Boot.³³⁸

Die verderblichen Lebensmittel konnten im Seminar nicht leicht verkauft werden, da alle Schüler gleichzeitig Waren anzubieten hatten. Vermutlich versuchten alle bereits

336 Gyllenius 1663:62.

337 Gyllenius 1663:124-131.

338 Gyllenius 1663:72-93, umgerechnet nach Lagerqvist/Nathorst-Böös 1997:29, 68.

unterwegs, so viel Brot und Fleisch wie möglich in klingende Münzen zu verwandeln, damit die Kost bis zum Ende des Semesters nicht zunehmend härter und trockener wurde. Gyllenius jedenfalls verkaufte ab und zu Naturalien und konnte so am 14. April 1644 seinen ersten Tuchrock erstehen, bis dahin waren seine Kleider aus dem groben Wollstoff der Bauern. Um die gleiche Zeit beginnt er auch in den Schulferien zu unterrichten.³³⁹ Die letzten Jahre in Karlstad tat er sich mit Orationen („*Orationem ligatam de Bello Sueco-Danico*“) und Disputationen („*De dubitatione*“) hervor. Als mittlerweile „alter“ Schüler versah er auch das Amt des *Ostiaris* (Pfortner) und des *Notator delinquentium*!³⁴⁰

1648 nahm er sein Diplom in Empfang und reiste zusammen mit anderen an die Akademie von Åbo, wo er acht Jahre lang studierte. Die belegten Fächer und Examen entsprechen ganz den Erläuterungen in Kapitel 4 und werden hier deshalb nicht behandelt, obwohl das Tagebuch eine einzigartige Quelle jahrelanger und kontinuierlicher Informationen über den akademischen Alltag ist. Die Universität von Åbo entwickelte sich gegen das Ende seiner Studienzeit zur Hochburg und Meisterschule der Aristoteliker, wo unglaublich ausschweifende Klassifikationen, Begriffsverfeinerungen und Detailaspekte kultiviert wurden, die aus heutiger Sicht als völlig uninteressante Methodenreiterei zum Selbstzweck erscheinen³⁴¹ – und im Tagebuch keine Spuren hinterliessen. Diesen Lebensabschnitt finanzierte Gyllenius teils mit einem königlichen Stipendium, teils mit Privatunterricht und Kollegien. Obwohl die Gemeindegänge wegfielen, reiste er auch in Finnland weit herum, oft in touristischer Absicht, aber auch, um in abgelegenen Kirchen zu predigen. Zweimal fuhr er den Sommer über nach Värmland und nutzte die Gelegenheit für einen Bildungshalt in Stockholm und anderen grösseren Orten. Auf dem zweiten Heimaturlaub verlobte er sich. Im August des folgenden Jahres kehrte er als Magister nach Värmland zurück, doch hier klafft in der Handschrift leider eine Lücke von sechs Jahren, so dass wir nichts über seinen Berufsstart erfahren.³⁴²

1662, als der Text wieder einsetzt, ist Gyllenius bereits Vater zweier Mädchen und Lehrer in Karlstad, und er scheint auch die Priesterweihe empfangen zu haben. Das Umfeld ist wieder das alte, doch die Rollen sind vertauscht. Nun ist es Gyllenius, der neben dem Lehreramte in seinem Haushalt Schüler in Kost nimmt und Privatkollegien hält. Mehrere Jahre hintereinander notiert er, dass die offiziellen Schulräume ohne Ofen waren und er nach ein paar durchfrorenen Tagen die Schüler zu sich nach Hause bringen musste, wo sie in einem der Schlafzimmer Schule hielten.³⁴³ Genau wie früher ist er wieder mehrmals jährlich auf „sockengång“, nun allerdings verbunden mit der zeitraubenden Pflicht, in fast allen besuchten Kirchspielen zu predigen sowie Seelsorge und Katechesenarbeit zu leisten, wo es nötig war.

339 Gyllenius 1663:87.

340 Gyllenius 1663:91.

341 Vgl. Lindroth 1975:139.

342 Seine erste Anstellung fand er 1657 an der Schule von Mariestad, nach Karlstad wechselte er 1660 (R. Hausen in der Einleitung zu Gyllenius 1663, S. III).

343 Gyllenius 1663:276.

Diese zweite Phase der Kirchspielwanderungen vermittelt wegen der Vielfalt der menschlichen Kontakte ein höchst lebendiges Bild der damaligen Verhältnisse. Gyllenius berichtet von schwermütigen Leuten mit Gewissensqualen, denen er mit Gottes Worten wieder aus der Depression helfen konnte.³⁴⁴ Zweimal wurde er zu Menschen gerufen, die als besessen galten: Eine offensichtlich epileptische Frau und ein zeit lebens stark stammelnder Mann, der nach einem Anfall plötzlich fließend sprechen konnte.³⁴⁵ Alle Arten phantastischer Erzählung aus dem Volks- bzw. Aberglauben wurden an ihn herangetragen. Wahrscheinlich glaubte auch er daran, wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, vielleicht schienen ihm einfach die Geschichten erzählenswert: An einem Ort beobachtete jemand eine Hexe, die Erde von den Gräbern stahl und dabei einen Handschuh verlor, der nun in der Kirche darauf wartete, dass jemand seine Besitzerin anzeigte; anderswo hörten viele Leute Tierstimmen zu ungewohnten Tages- und Jahreszeiten, was als schlechtes Omen gedeutet wurde; Kometen und Sonnenfinsternisse wurden gesichtet; und eine Mäuseplage war erwiesenermaßen mit dem Regen vom Himmel gefallen.³⁴⁶

Auch in seiner Zeit als Lehrer und Theologe enthalten seine Notizen keinerlei Gedanken zu den Lehrinhalten oder zu religiösen Fragen. Gyllenius erscheint als tüchtiger Administrator und gewissenhafter Ausübler seiner geistlichen Ämter, doch im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen war er offensichtlich nicht beseelt von jener brennenden Religiosität, die alle Gedankensphären okkupiert und ständig ausgedrückt werden will. Obwohl viele Eintragungen sehr ausführlich sind, tauchen nirgendwo religiöse Betrachtungen auf, wenn man von den zeittypischen Redeformeln wie "Gudh beware oss ifrån ..." absieht.

Seine Leidenschaft galt vielmehr dem Sammeln und Aufzeichnen des Aussergewöhnlichen und des Alltäglichen. In den vielen Reiseberichten dokumentiert er beeindruckende Naturschauplätze, Tiererlebnisse und Gebäudebesichtigungen. Dank seiner Aufzeichnungen der spektakulärsten Ereignisse werden wir gewahr, welches damals die Attraktionen im Jahresgang der Landbevölkerung waren. Als Fünfzehnjährigen beeindruckte ihn auf dem Jahrmarkt ein Gaukler, der mit seinem Marionettentheater das Jüngste Gericht, die Geschichte vom verlorenen Sohn und den Tod Johannes des Täufers darbot. Im Jahr darauf probten die Bauern am nahen Markt den Aufstand, weil der Zollinspektor plötzlich eine Abgabe von allen Marktgängern erhob, worauf er in die Flucht getrieben wurde. Die Leute folgten dabei dem Exempel eines anderen Ortes, wo kurz zuvor das Marktgelände angezündet und ruiniert worden war. In Stockholm wurde der Zündstoff dieser Aufstände ernstgenommen, und so bekam Gyllenius an der Schule in Karlstad kurz darauf eine Delegation der höchsten Staatsrepräsentanten zu Gesicht, mit dem Reichstruchsess Gabriel Oxenstierna an der Spitze. Die hohen Herren gingen in Karlstad einige Tage zur Jagd und zogen dann nach Mariestad weiter, wo sie zwei der Rädelsführer zu Tode rädern liessen. Zu diesem Zeitpunkt steckte Schweden seit sieb-

344 Gyllenius 1663:316.

345 Gyllenius 1663:246, 268.

346 Gyllenius 1663:266, 275, 312, 43, 19.

zehn Jahren fast ohne Unterbruch in Kriegen mit Polen und Deutschland, und der Druck auf die Bevölkerung war spürbar fester geworden. Die sozialen Spannungen machten offensichtlich die starke symbolische Präsenz der Königsmacht auch in Provinzstädten nötig, um zu verhindern, dass die Bauern anderer Gebiete sich ebenfalls auflehnten.³⁴⁷

Die Vollstreckung von Todesurteilen notiert Gyllenius mehrmals, ohne grosse Worte des Mitleids zu verlieren. Zur Maximierung der abschreckenden Wirkung wurde der Strafvollzug oft aufgeschoben, bis eine grosse Menschenmenge zusammenkam, etwa an Märkten oder Gottesdiensten an hohen Feiertagen. Im Laufe der Jahre konnte man so durchaus mehrmals dem grausigen Schauspiel beiwohnen, was eine gewisse Gleichgültigkeit erklären kann. Grundsätzlich unterschied sich allerdings das Rechtsempfinden markant vom heutigen, sowohl was die Höhe der Strafen als auch die Schwere des Verschuldens betraf. Aus unserer Sicht höchst ungleiche Verbrechen wurden mit der Exekution geahndet. Auf dem Platz von Åbo richtete man vier Männer für zwei Morde mit dem Schwert; und ein Dienstmädchen büsste seine Brandstiftung auf dem Scheiterhaufen – doch auch das Verkaufen von Pferdefleisch reichte schon zum Tod durch den Strang aus, falls Gyllenius hier nicht einem Gerücht aufsass.³⁴⁸ 1644 war er bei einer Hinrichtung wegen Inzest persönlich involviert:

til kyrkian woro förde tvenne fångar, som haffva bedriffvit blodhskam, Per Person i Ösmedzbyn, som hade afflat barn med sin egen Syster Gertrudh Perssdotter. Han hade hafft umgänge medh henne j 3. åhr. j medler tijdh giffte han sigh i Fölsswijk; effter thesse skulle andre dagen brännass, stälte jagh en förböön för them, såsom och en förmaningh til åhörernar, när texten war ändat, ther woro therass föräldrar, Syskon och Slächt, och myckit folck aff andra Socknar, tå war j kyrkian jtt sådant gråtande, at thet icke wäl kann beskrieffwes. Effter gudztiensten uptogh jagh aff östre deelen j Socknen min Rättighet. jagh gick til Westegård och Olaus Erics, tijt kom och Matthias från Sundsockn, sedan ging wij til Torp til natten.

AUGUSTUS

Den 1. Bittida om morgonen reste jagh med andra på bååt til Stawijke öön, ther fångarna skulle stå sitt Straff. och är en högh och bergott öö, men på en vdde slätt Sandh, ther giordess itt Båål; tijt kommo prästerna medh fångarna, och ther var myckit folck ifrån alla Socknerna, och ifrån Ulleröön, ty thet war lungt och klart wäder; så snart the woro affhugne och elden sattess på Bålet, begynte straxt blåsa [...].³⁴⁹

Eine Zeile lang glaubt man eine Gefühlsregung herauszulesen, doch die Übergänge zum täglichen Inkasso und zur obligaten Wetterangabe sind beide nahtlos.

Auf seinen Kirchspielreisen hielt Gyllenius nicht nur Predigten, sondern er versah auch zeremonielle Akte. Mehrmals liess er Frauen nach der Karenzfrist, die nach der Geburt eines Kindes auferlegt wurde, wieder in die Kirche aufnehmen, um am Gottesdienst teilzunehmen, und er nahm zumindest gegen Ende der Aufzeichnungen regelmässig die Beichte ab. Seine detaillierten Schilderungen der kirchlichen und zivilen Usanzen bei Hochzeiten und Taufen lassen den Stellenwert dieser Feste erahnen. In den Kirchspielen mit finnischer Bevölkerung hielt er die Predigten auf schwedisch und auf

³⁴⁷ Gyllenius 1663:30, 37-38,

³⁴⁸ Gyllenius 1663:201-202, 337, 180.

³⁴⁹ Gyllenius 1663:299-300.

finnisch, wobei unklar bleibt, ob er dies in seiner Zeit in Åbo gelernt hatte oder ob er einfach aus dem finnischen Evangelium vorlas.³⁵⁰

Gyllenius' besonderes Interesse galt den Geschichten und Sagen, die sich um Ortsnamen, Gebäude und markante Gegenden rankten. Die angebotenen Etymologien der Ortsnamen können linguistischen Kriterien meist schon auf den ersten Blick nicht standhalten, doch sie sind eindruckliche Zeugen der damaligen Vielfalt der mündlichen Überlieferung, und das Tagebuch wäre allein schon ihretwegen lesenswert. Bald jedes Kirchspiel hatte etwas vorzuweisen: Da stammen Sandhügel von den Flutwellen der Sintflut; da wird die Zerstörung einer Burg mit der Untreue der Burgherrin begründet; da wird von der schicksalshaften erotischen Verbindung eines jungen Mannes mit einer Seenymphe berichtet; von einem anderen Wassergeist, der die vertauten Boote löst; von einem Berg bei Åbo, der dem Teufel als Klassenzimmer für seine Kollegien in Kabbalistik und schwarzer Magie dient, wie grausige Bücherfunde bewiesen – „Gudh bevare oss från thet Libriet“!³⁵¹

Die vielen einsamen Märsche, die er bei allen Witterungen durch wilde Gebiete und zu unbekannten Menschen machen musste, haben zweifellos ihre Faszination auf seine Phantasie entfaltet und genug Zeit zum Imaginieren der gehörten Geschichten gegeben. Auf seiner letzten Seminaristentour durch die eben erwähnten Sandhügel („Söörmoon“ bei Karlstad) verweigerte sein schwer beladenes Pferd den Dienst, so dass er es mitten in der Nacht in der Wildnis grasen lassen musste – unter den schrecklichen Schreien eines Trolls namens Ööpekullan, der dort in Gestalt einer riesigen Eule³⁵² bekanntermassen Reiter mitsamt ihren Pferden niederschlug. Der Kommentar, er sei in dieser Nacht sehr spät zur Schule zurückgekehrt, lässt vermuten, dass dem Seminaristen das Erlebte doch ein wenig in die Knochen gefahren war. In anderen Fällen bezeichnet er die Gruselgeschichten ausdrücklich als „Fabel“, etwa die Episode vom Kirchenbau mit Hilfe von Riesen, die er sogar in mehreren Varianten anführt.³⁵³ Seine Abschlussarbeit an der Akademie von Åbo 1655 trug übrigens den Titel „De monstis“ („Über die Ungeheuer“) und „zeuge nicht davon, dass die naturwissenschaftlichen Studien in Åbo schon einen gewissen Standard erreicht hätten“.³⁵⁴

Das 369 Druckseiten umfassende Tagebuch birgt noch manche bemerkenswerte Episode, für die hier kein Platz mehr ist, beispielsweise den Übergriff von herumstreunenden Soldaten auf Gyllenius' Haus, der mit einem Totschlag und langwierigen Prozessen endete.³⁵⁵ Aus der Thematik und Gewichtung seiner Erzählungen steigt das Bild eines

350 Gyllenius 1663:288, 263-264, 276, 315, 352, 278-279. Toijer 1977:50 nimmt allerdings an, dass Gyllenius genug Finnisch gelernt habe, um predigen zu können.

351 Gyllenius 1663:41, 45, 51-52, 208, 206.

352 „Tå begynte gasten myckit til att roopa och Skrija, vthi ett faassligit kiärr eller hult“. (Gyllenius 1663:120). Schwed. „gast“ bezeichnet sowohl Vogelarten, die nachts heulen, als auch Gespenster.

353 Gyllenius 1663:179-180 u. 236.

354 Der Titel der Abhandlung steht nicht im Tagebuch. Ich zitiere hier (in eigener Übersetzung) Toijer 1977:50.

355 Gyllenius 1663:303, 309, 319, 331.

sympathischen und tüchtigen Mannes empor, der als Schüler und Student bald Gönner und Beschützer fand, und später als Lehrer und Pfarrer beliebt und respektiert war.³⁵⁶ Der ehemalige Bauernsohn schrieb nicht ohne eine Spur Stolz die Namen der höhergestellten Personen auf, mit denen er verkehrte.

In der wenigen Sekundärliteratur, die zu Gyllenius existiert, herrscht Einigkeit darüber, dass er „in keiner Weise bemerkenswert war“:³⁵⁷

Anders Edestam skriver i Herdaminnet (V:207) om Gyllenius att denne inte i något avseende var någon märklig man. Det märkliga var, att han skrev en dagbok. Det är nog en riktig bedömning. Ett tillägg skulle jag dock vilja göra. Jag tror, att han var en gärna hörd predikant. [...] Men eljest är det nog sant, att han var en rätt vanlig människa. Det var hos honom ingen bred klyfta mellan präst och bonde.

Aus dieser Bewertung ist deutlich die Enttäuschung der Historiker älteren Zuschnitts vernehmbar, die sich von allen Zeitdokumenten hauptsächlich Erkenntnisse zu bestimmten historischen Ereignissen erhofften, am liebsten möglichst aus dem Umfeld der Mächtigsten unter den Beteiligten. Mit der Interessenverlagerung der historischen Disziplinen hin zur Sozialgeschichte, zu den „unsichtbaren“ Bevölkerungsgruppen und zu den langfristigen, unspektakulären Entwicklungen hat diese Einschätzung keine Berechtigung mehr. Aus dieser Perspektive ist Gyllenius' Tagebuch sogar aussergewöhnlich interessant, denn darin erscheint er gleichermassen und gleich gewichtet als Amtsinhaber und als Privatmensch, was in Texten der Epoche und erst recht dieser Klasse selten ist. Ein Grossteil der Pfarrer hatte damals noch unmittelbare Wurzeln im Bauernstand, und das bäuerliche Leben war eine Notwendigkeit ihrer Existenzsicherung. Gyllenius' Geisteshaltung, seine pragmatische und intellektuell eher unambitionierte Lebensführung nach dem Studienabschluss fussen vermutlich nicht nur in der grundsätzlich geringen Relevanz des akademischen Wissens für die tägliche Amtspraxis, sondern entsprechen auch der sozialen und historischen Realität der meisten damaligen Geistlichen besser. Auf jeden der für die Nachwelt sichtbarer Elite-Vertreter des Standes, die in ihren (oft von reichen Gönnern finanzierten) Druckerzeugnissen die akademische Theologie weiterpfl egten, kamen Dutzende von Bauern-Pfarrern, die sich nur noch um die Praxis kümmerten. So gesehen ist Gyllenius sogar ein sehr repräsentativer Darsteller seiner Zeit.

Und trotzdem ist er aussergewöhnlich (und auch solches wurde auf der atemlosen Jagd nach Generälen und Königen meist übersehen): Seine Gedanken kreisen fast täg-

356 Bei der Ausführlichkeit seiner Eintragungen wäre es zu vermuten, dass er Konflikte im Zusammenhang mit seinen Ämtern zumindest angesprochen hätte. Dass er beliebt war, deutet die Schilderung seiner Abschiedsmesse anlässlich eines Kirchspielwechsels an, wo er sich bei der Gemeinde für die verbrachte Zeit und die Abgaben bedankt habe, worauf die meisten Anwesenden geweint hätten (Gyllenius 1663:266). Auch Toijer 1977:52 hält Gyllenius für einen beliebten Pfarrer, denn er durfte in einem Jahr acht Hochmessen im Dom von Karlstad predigen und wurde unter allen Pfarrern auch damit betraut, am Sonntag nach dem Ableben seines Vorgesetzten zu predigen und eine Gedenkrede zu halten.

357 Vgl. Toijer 1977:52.

lich um die Familie, und seine Notizen zu den Kindern berühren bisweilen aussergewöhnlich in ihrer Intimität. Es ist nicht alltäglich in Männertagebüchern der Epoche, dass der Familie überhaupt nennenswert Platz eingeräumt wird. Gyllenius vertraut seinem Tagebuch sogar an, wie er zweimal beim Heimkommen nach einem langen Kirchgemeindegang erstaunt feststellen musste, dass seine kleinen Kinder in der Zwischenzeit das Gehen gelernt hatten!³⁵⁸

Krankheiten in der Kirchgemeinde sind ihm ein immerwährendes Thema. Er selber wurde schon früh von Rheumatismus geplagt, und seine Gesundheit, vor allem aber die Gesundheit seiner Familie beschäftigen ihn oft. Jeder Husten, jede Krankheit seiner Frau und seiner Kinder wird minutiös verzeichnet, genau so wie das Datum, an dem eines der Töchterlein zu einer Verwandten zur Erziehung gegeben wird. Der Todesstunde und dem Begräbnis seiner Tochter Maria widmet er zwei ergreifende Seiten.

När the frågade om hon ville döo, suarade hon, jagh will icke döo, och iblandh annat sade hon, huar är faar? Modren sadhe: han är bortto, tå frågade hon åther, huar är han tå? sadhe Modren, han är långt bortte på Socknerna, sadhe hon, huilken skall tå gåå effter honom, jagh will tala medh honom.³⁵⁹

Dieses letzte Zitat soll nun überleiten zur Besprechung von Gyllenius' Sprache. So farbenfrohen Inhaltes das Tagebuch auch ist, muss nun wieder daran erinnert werden, dass es in den relevanten Quervergleichen nach Geschlecht und Textsorte am unteren Skalenende rangiert. Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich: Gyllenius schreibt nahe an der gesprochenen Sprache mit ihren kurzen Sätzen und der ihr eigenen lexikalischen Redundanz. Die vielen kurzen und monoton formulierten Wegangaben tragen das ihrige zur Statistik bei. Das Zufallssampling erkor zwar einen Auszug mit relativ wenig Erzählpassagen (2. bis 15. Januar 1663), doch über die ganze Textmasse betrachtet ist der Ausschnitt nicht unrepräsentativ.

Im Lexikonumfang und seiner Variation, bei den Wortlängen, den Fremdwörtern und in der Syntax weist Gyllenius am meisten Tiefstwerte der Vergleichsgruppen auf. Dies weist möglicherweise darauf hin, dass seine Einstufung als Textsorte „Erzählung“, die aufgrund der langen Eintragungen des untersuchten Ausschnittes erfolgt war, keine glückliche Entscheidung war. Interessant ist er aber auch in thematischer Hinsicht: Unter allen Männern nennt er am meisten Frauen, spricht er am häufigsten von der Familie und am seltensten von Institutionen. Zwischen den Textsorten wird das Thema Körper unterscheidungswirksam, und nicht überraschend hält er hier auch das Maximum. Die Pronomenstruktur weist wenige Possessivpronomen sowie wenige Personalpronomen der dritten Person und viele der ersten Person Singular auf. Gyllenius' Schreibweise steht damit alles in allem den durchschnittlichen Frauentexten näher als den Männertexten.

Zweifelsohne beherrschte Gyllenius die akademische Schreibweise sowohl lateinischer als schwedischer Texte so gut wie jeder andere Magister seiner Zeit, wenn man

358 Gyllenius 1663:281, 301.

359 Gyllenius 1663:336.

bedenkt, wie viele Privatschüler auch aus vermögenden Kreisen ihm anvertraut wurden. Doch sein privates Tagebuch lässt in Inhalt und Sprache vermuten, dass die akademische Sophistik und das praxisorientierte Denken seines bäuerlichen Herkunftsmilieus schon immer nebeneinander hergelaufen waren, ohne sich zu vermengen. Dafür spricht, dass Gyllenius den Kontakt zu seinem Herkunftsmilieu nie abbrechen liess und nach Abschluss der Studien auch wieder dorthin zurückkehrte. Er war wie viele Bauernstudenten und Priester ein Reisender zwischen zwei Gesellschafts- und Kultursegmenten. Eine Akademisierung seiner Sprache hätte ihn unter diesen Umständen seiner Familie entfremdet. Gyllenius schrieb im Tagebuch so, wie er im Alltag sprach – unkompliziert und ohne viele Fremdwörter. Seine Sonderstellung innerhalb der Vergleichsgruppen wird hier folglich als ein Ausdruck seines Selbstverständnisses als Familienmitglied gedeutet, dessen Funktion als Gelehrter und Pädagoge offensichtlich beim Erstellen dieses Textes sekundär waren und keiner sprachlichen Unterstreichungen bedurften. Diese Interpretation stimmt auch damit überein, was eingangs besprochen wurde: Dass als Adressat des Textes zuweilen nur er selbst, zuweilen wohl seine Familie, in jedem Fall aber keine weitere Öffentlichkeit in Frage kam. Andere Autoren mochten ihr Tagebuch mit einem Seitenblick auf unbekannte zukünftige Leser schreiben, die es zu beeindrucken galt; Gyllenius schrieb offensichtlich nur für sich und für seine engsten Verwandten, denn er hielt auch Informationen fest, die nur ihn interessieren konnten, und er verschwendete keine Mühe an elaborierte Formulierungen. Seine Sprachwahl fiel damit auf eine soziologisch und funktional begründbare Varietät, die nur einen Bruchteil der ihm zur Verfügung stehenden Register nutzte.

4.5 Maria Agriconia (Åkerhielm) (1647-1672)

Maria Sofia Agriconia wurde 1647 geboren. Ihr Vater Magnus Jonsson (1604-1655) war Sohn wohlhabender Bauern, der in die Pfarrersschicht aufstieg, aus der auch ihre Mutter Sofia Kempe stammte. Nach seiner Studienzeit nahm er den Namen Agricon(n)ius an, der auf den Herkunftsort der Familie weist (Åker bei Mariefred). Wie Gyllenius war auch er zunächst Lehrer bzw. Rektor an der Trivialschule in Nyköping. Ab 1636 hatte er die Pfarrei seines Heimatortes inne. 1651 bekam er eine einträglichere Pfarrei, wieder in Nyköping, wo er vier Jahre später bereits starb. Er hinterliess fünf Kinder: Christina war neunzehn, Samuel sechzehn, Anna dreizehn, Maria acht und schliesslich Sara erst fünf Jahre alt. Nur drei Jahre darauf starb auch die Mutter. Die Familie war nicht reich, doch beide Familienzweige scheinen immerhin so wohlhabend gewesen zu sein, dass die Kinder materiell versorgt waren. Mehrere Höfe in Södermanland gehörten ihnen oder waren ihnen abgabepflichtig.³⁶⁰ Sie konnten auch noch nach dem Tod der Mutter einige Zeit in Nyköping wohnen bleiben, denn Christinas Hochzeit im Jahr darauf – 1659 – fand laut Marias Tagebuch immer noch in ihrem „Haus bei der kleinen Kirche“ statt. Bei ihren späteren Besuchen in Nyköping wohnte Maria dann immer bei Verwandten und Bekannten.³⁶¹

Zur engeren Familie gehörte auch ihre Tante mütterlicherseits, Margareta Kempe, und ihre Kinder, von denen vor allem Elisabeth und Maria Riese mehrmals im Tagebuch genannt werden. Dazu kamen mindestens drei erwachsene Halbgeschwister aus der ersten Ehe der Mutter mit dem Pfarrer Israel Grubb.³⁶² Die Familien wurden auch durch den üblichen Austausch von Ziehkindern zusammengehalten, den wir bereits bei Rosenhane und Gyllenius angetroffen haben. In der gleichen Funktion wurden zwischen den Verwandten Patenschaften übertragen. Jedes Kind bekam dem Usus gemäss mehrere Patinnen und Paten, um ein Optimum an Schutz, Beförderung und materieller Sicherheit zu garantieren. Maria selber wurde Patin von insgesamt sieben Kindern, hauptsächlich aus nicht verwandten Familien. Angesichts dieser vielfältigen Bindungen erstaunt es nicht, dass Maria von allen Familienzweigen die wichtigsten Ereignisse wie Hochzeiten, Geburten, Taufen und Todesfälle notierte. Die Personen der gleichen Generation nennt sie meist einfach Bruder oder Schwester, auch wenn es in Wirklichkeit Halbgeschwister, Cousins oder sogar Geschwister des Schwagers waren. Ähnlich kompliziert wie die Namen- und Verwandtschaftsverhältnisse sind auch die topographischen Angaben, denn die vielen Familiengründungen und Stellenwechsel verstreuten die Sippe nicht nur in ganz Södermanland, Stockholm, Nyköping und Västerås, sondern bis hinunter nach Schonen.

360 Diese lagen hauptsächlich in der Umgebung von Åker (Åkerhielm 1926:46).

361 Marias Tagebuch wird hier und im Folgenden ohne exakte Seitenangabe zitiert, um unnötige Fussnoten zu vermeiden. Der Gesamttext liegt nur als Manuskript vor und ist mit vierzig Kleinoktavseiten so kurz, dass die entsprechenden Stellen im Anhang leicht zu finden sind.

362 Åkerhielm 1970:11.

Nach dem Tod der Mutter nahm sich die Tante der Waisen an, und als die älteste Schwester Christina den Pfarrer Johan Olai Hylting heiratete und nach Helgesta bei Hyltinge zog, wurde dieser Pfarrhof beim heutigen Sparreholm zu einem weiteren Fixpunkt für die jüngeren Geschwister. Nach dem Tod von Hylting 1664 traf sich die Familie bis im Mai 1667 weiter bei Christina in Helgesta, das zur Pfarrei ihres Mannes gehört hatte. Dann heiratete Christina ein zweites Mal und zog nach Baggetorp bei Katrineholm, wo die Fäden nun für längere Zeit zusammenliefen.

Die drei älteren Kinder, Christina, Samuel und Anna waren noch vom Vater unterrichtet worden, der als sehr gebildet galt. Zumindest von Anna ist überliefert, dass sie die gleichen Fächer wie ihr Bruder belegen durfte.³⁶³ Seine Laufbahn auf der Grundlage der väterlichen Bildung machte ihn zum Reichspostmeister und – was mit viel mehr Einfluss verbunden war – zum Staatssekretär und adelte ihn unter dem Namen Åkerhielm. Konkret heisst das vor allem, dass Anna auch Latein lernte. Auch von Maria wird gesagt, dass sie eine überdurchschnittliche Ausbildung erhielt, doch angesichts des frühen Todes des Vaters kann sie nur zum Teil bei ihm erfolgt sein, und es ist auch nicht anzunehmen, dass die Achtjährige bereits nennenswert Latein gelernt hatte. Um diese Zeit befand sich der Bruder bereits an der Schule von Strängnäs und ab 1657 in Uppsala, so dass der Unterricht der jüngeren Mädchen in Nyköping nun vermutlich deutlich konventionellere Bahnen einschlug.

In den folgenden Jahren zogen die unverheirateten Töchter in der Verwandtschaft herum. Immer wieder verbrachten sie auch einige Zeit auf Gütern der Familie, beispielsweise Ökna und Tompta.³⁶⁴ Soweit sich aus dem Tagebuch schliessen lässt, wohnte Maria hauptsächlich bei ihrer verwitweten Tante in Nyköping und begleitete sie auf ihren Reisen nach Stockholm und zu den Töchtern, die in Västerås und Kristiansstad lebten. Wenn Marias Hilfe irgendwo gebraucht wurde, zog sie für eine Zeit in den Haushalt. Nachdem ihre Cousine ein Kind geboren hatte, blieb sie mit der Tante für neun Wochen in Västerås. Auch für die Vorbereitung von Hochzeiten und sonstigen Feiern wurde Maria offensichtlich gerne geholt, und wenn Schwester Christina für längere Zeit wegmusste, reiste Maria in Helgesta an, um nach dem Rechten zu schauen.

363 Svenskt biografiskt handlexikon 1906:II:771.

364 Es war mir nicht möglich, alle Hof- und Ortsnamen genau zu lokalisieren, da sie in Schweden teilweise mehrfach vorkommen oder auch nicht mehr erhalten sind. Ökna gehörte laut Åkerhielm 1926:46 zum Erbgut von Måns Agriconius, und wohl auch das von Maria häufig bewohnte Tompta – wenn nicht der Wohnort der Tante so hiess. Falls die Höfe verpachtet waren, holten die Geschwister vermutlich die Abgaben ab; wirtschaftete jemand aus der Familie dort, waren sie möglicherweise einfach zu Besuch. Eine genauere Untersuchung der Eigentumsverhältnisse der Familie zu diesem Zeitpunkt wäre interessant. Die Schwestern haben laut Bergsrat Daniel Tilas, der Anna Åkerhielms Tagebuch erbte und für dessen Veröffentlichung in Gjørwells *Det svenska biblioteket* eine biographische Einleitung schrieb, von ihren kleinen Erbteilen die lange Ausbildung ihres Bruders mitfinanziert, was angesichts der hohen Sterblichkeitsrate nicht risikolos war. Der Bruder habe die Schwestern zum Studium gehalten und sich später auf verschiedene Weisen für die Unterstützung erkenntlich gezeigt (Tilas in Gjørwell 1759:26).

Auf diese Weise wechselte sie fast jedes Jahr mehrmals ihren Aufenthaltsort. Dem Tagebuch nach zu urteilen, gehörte das Reisen in den bessergestellten Schichten auch für Frauen zum Alltag, und zumindest die Lebensweise der verwitweten oder noch unverheirateten unter ihnen war – selbst gemessen an heutigen Verhältnissen – erstaunlich mobil. In wechselnden Zusammensetzungen reisten sie mehrmals pro Jahr zu Hochzeiten, Familienfesten und Begräbnissen, aber auch für Geschäftliches (Zinsen einfordern), Käufe, Besorgungen und Besuche. An Zeit scheint es jedenfalls niemandem gefehlt zu haben; wo es sich anbot, traf sich die ganze Familie, und die letzten traten manchmal erst Tage oder Wochen nach der Feier die Weiterreise an.

Den Sommer 1667 verbrachte Maria in Stockholm. Anfangs logierte sie bei ihrer Halbschwester Katharina Grubb, die mit dem Französischlehrer Bertram Pourell de Hadrize verheiratet war (der Samuel Französischunterricht erteilt hatte, und wohl auch Anna und Maria³⁶⁵). Mitte November fuhr Maria wieder zurück nach Nyköping. Ende Januar 1668 musste ihre Schwester Christina nach Stockholm, denn Pourell war auf der Drottninggatan – vermutlich von einem Schuldner – zu Tode geprügelt worden; deshalb zog Maria anfangs Februar nach Baggetorp „um nach ihren (Christinas) Leuten zu sehen“. Christina blieb bis im März in Stockholm, und Maria vertrat sie in der Zwischenzeit nochmals ein paar Tage.

Das Tagebuch verrät nicht, was die Geschwister im Sommer 1667 nach Stockholm geführt hatte. Möglicherweise diente der Besuch in der Hauptstadt einer Eheanbahnung, denn Maria war mittlerweile zwanzigjährig. Aus anderen Quellen weiss man, dass sie mit einem Stockholmer Bürger, dem Brauer Jockum Allstedt, verlobt wurde, doch dieser brach das Versprechen, um eine Witwe zu heiraten. Samuel Åkerhielm (der sich damals noch Monsson nannte) habe gegen Allstedt deswegen einen ernsthaften Prozess geführt.³⁶⁶ Die Geschehnisse müssen Maria und ihre Umgebung stark beschäftigt haben, denn in der Mentalität breiter Kreise war die mittelalterliche Verlobungstradition noch immer gültig, in der Heiratsversprechen nicht nur moralisch, sondern auch juristisch verbindlich waren.³⁶⁷ In Marias Tagebuch lässt aber kein einziges Wort vermuten, dass bereits über ihre Heirat verhandelt wurde und die Sache eine solch unerwartete Wendung genommen hatte.

Sie führte nochmals ein Jahr lang ihr Wanderleben durch die verschiedenen Haushalte der Familie, bis sie Ende April 1669 nach Stockholm in den Haushalt von Generalzollverwalter Wilhelm Drakenhielm zog, dessen älteste Töchter etwa in ihrem Alter waren.

365 Åkerhielm 1970:50.

366 Åkerhielm 1926:34.

367 Diese domestizierende Tendenz muss im Kontext mit den schwer kontrollierbaren Gewohnheiten der bäuerlichen Bevölkerung gesehen werden, die vor- und nichteheliche Verbindungen in vielen Fällen tolerierte. Noch das Kirchengesetz von 1686 musste hierzu Konzessionen machen und festschreiben, dass die Verlobung nach vollzogenem Beischlaf als Ehe galt und nachträglich geweiht werden musste, und die Kinder voll erbberechtigt waren („Om the trolofwade hwar annan häfda, så är thet ett Ächten-skap, som med Kyrckiones Band fullkomnas skal.“ Kyrkol. 10:13 (1686)). Vgl. Taussi Sjöberg 1996:142.

Anscheinend war sie für die Ausbildung seiner jüngeren Töchter zuständig, denn ein Jahr später notierte sie, Jungfrau Catrinken Drakenhielm habe damit begonnen, die Bibel ein zweites Mal durchzulesen. Dieses Ereignis wurde in Mädchentagebüchern häufig und mit Stolz festgehalten, und dass Maria es für eine andere Person ebenfalls tat, lässt annehmen, dass sie an ihrem Werdegang teilhatte.³⁶⁸

Als sie im Februar 1672, mit vierundzwanzig Jahren, starb, war Maria immer noch ledig und in Stockholm. Sie teilte das gleiche Schicksal wie ihre verheirateten Altersgenossinnen: Im Jahr zuvor war ihre Halbnichte nach nur neun Monaten Ehe im ersten Kindbett und auch ihre wenig ältere Cousine Maria Riese gestorben.

Das Tagebuch besteht – wie das von Gyllenius – aus zwei gut unterscheidbaren Teilen. Anfangs ist es eine Familienchronik, die weit in die Vergangenheit zurückreicht. Beginnend mit dem Tod ihrer Urgrossmutter mütterlicherseits, der fast vierzig Jahre vor ihrer eigenen Geburt lag, betreffen die ersten vierzehn Eintragungen (mit einer Ausnahme) Todesfälle in der Familie mütterlicherseits. Sie heben sich deutlich vom Rest des Textes ab: Alle sind gleich formuliert und enthalten genaue Details zu den Titeln der Verstorbenen, zu den Sterbe- und Beisetzungsorten, zu den Namen der Priester und den Themen der Abschiedspredigt usw. – d.h. die frühen Eintragungen wurden ganz offensichtlich aus einer anderen Chronik abgeschrieben. Es ist anzunehmen, dass dieser Teil noch unter der Anleitung der Mutter begonnen wurde. (In der Familie mütterlicherseits wurde das genealogische Interesse auch sonst gepflegt: Samuel Kempe(-nisköld), Marias Onkel, hatte schon 1629 eine Chronik über Gustav I. für den Gebrauch am Gymnasium veröffentlicht und war später in seinem Amt als Ritterhaussekretär ständig mit genealogischen Fragen beschäftigt.³⁶⁹ Maria und ihre Geschwister hatten oft Kontakt mit den „Kempenskiölderne“). Der letzte Eintrag, der genau diesem Muster folgt, behandelt den Tod der Mutter 1658. Danach verlieren die Notizen ihre Schwerfälligkeit, auch weil sie nicht mehr ausschliesslich Todesfälle dokumentieren. Nun beginnt die Chronik des Lebens, der Geburten, Hochzeiten, Taufen, Reisen und Familientreffen. Die neuen Todesfälle werden immer noch feierlich, aber weniger förmlich und meist kürzer formuliert. Die freudigeren Ereignisse werden in einer knappen und nüchternen Alltagssprache dargestellt.

Anfangs 1664 steht erstmals eine rein persönliche Notiz ohne dynastische Relevanz, die festhält, dass Maria für ein halbes Jahr zu ihrer Tante nach Nyköping zog. Sjöblad hat sicherlich recht, wenn sie Maria Agriconias „memorialbook“ (wie es ihr Bruder am Ende nennt) als Beweis für ihre These heranzieht, dass die schwedischen Frauen auf anderen Wegen zum Verfassen von Tagebüchern gelangt sind als die Männer, die Vorbilder in der religiösen und humanistischen Tradition hatten. Die überlieferten frühesten Tagebücher von Frauen seien gewissermassen beiläufig aus anderen Textsorten praktischen Zuschnitts entstanden, d.h. aus Haushalts- und Rechnungsbüchern, Familienannalen und Almanachen, für die sie traditionellerweise zuständig waren. Das Festhalten von Geburten, Verwandtschaftsbeziehungen und damit auch Eigentumsverhältnissen

368 Ihr Nachfahre Daniel Tilas bestätigte in Gjörwell 1759:29, dass Maria Agriconia für die Erziehung der Töchter Drakenhielms aus zweiter Ehe zuständig war.

369 Åkerhielm 1970:11.

war in Zeiten, in denen Wiederverheiratung und grosse Kinderscharen der Normalfall waren, eminent wichtig. Das annalistische Familienbuch ist eine der Vorgänger-Textsorten des subjektiven Tagebuchs, wie es sich im 18. und 19. Jahrhundert verbreitet. Typische Merkmale früher Übergangsformen sind die Einhaltung der kalendarischen Einteilung, die formelartige Sprache und der nur zaghafte Beginn des individuellen Ausdrucks über das absolut Notwendige und Gattungstypische hinaus.³⁷⁰

Zweifellos ist Maria Agriconias Werk eine solche Übergangsform, die der Chronik bis zum Schluss eng verhaftet bleibt. Sjöblads Beurteilung, diese Familienchronik kippe in dem Moment in ein persönliches Tagebuch um, wo die Gegenwart erreicht wird,³⁷¹ soll nun etwas genauer ausgeführt werden.

Die Familienchronik wird eher durch eine selektive Chronik des eigenen Lebens als durch ein Tagebuch abgelöst, denn die Eintragungen sind nicht regelmässig, beispielsweise täglich oder wöchentlich erfolgt, sondern weisen teilweise mehrmonatige Vorwegnahmen auf. Die Handschrift ist keine Reinschrift, und deshalb kann die Chronologie des Schreibprozesses mitverfolgt werden. An verschiedenen Stellen wurde reichlich Platz für Nachträge freigelassen, und zuweilen erkennt man am veränderten Schriftbild (etwa am vorübergehenden Gebrauch einer anderen Feder), dass ein solcher Leerraum später aufgefüllt wurde. Nur schon aus formaler Sicht handelt es sich deshalb nicht um ein Tagebuch im eigentlichen Sinn, auch nicht um ein nachträglich reingeschriebenes wie das von Gyllenius. Bei Gyllenius verhält es sich tatsächlich so, dass er anfänglich eine Familienchronik und später das Tagebuch seiner Familie führt.

Nicht nur in diesem Punkt unterscheiden sich diese beiden auf den ersten Blick so ähnlich wirkenden Texte markant. Auch die Inhalte sind nicht vergleichbar. Ganz anders als Gyllenius thematisiert Maria Agriconia ihr eigenes Leben im Sinne von individuellen Handlungen oder Ereignissen niemals; damit ein Ereignis in den Text aufgenommen wird, müssen neben ihr noch andere Familienmitglieder daran beteiligt oder davon betroffen sein. Ihre Familienchronik wird also allmählich zur Chronik ihres Lebens im Familienverbund. Die überlieferten Informationen sind daher nie wirklich persönlich, und ihre Formulierungen verzichten auf jeden Kommentar. Dadurch kommt Maria Agriconias Darstellung nie auch nur in die Nähe der Intensität, die Gyllenius bei ergreifenden Ereignissen doch einige Male vermittelt. In Form *und* Inhalt liegt der Text damit noch deutlich näher bei der Familienchronik als bei einem persönlichen Tagebuch. Hier darf allerdings auch nicht vergessen werden, dass einerseits gerade der halboffizielle Charakter der Texteinleitung mit den Todesfällen bis ins Jahre 1610 von vorneherein nicht zum Festhalten von wirklich persönlichen Erfahrungen einlädt. Damit signalisiert der Text von Anfang an, dass er die ganze Familie etwas angeht. Andererseits kommt an mancher Stelle das Gefühl auf, dass das gebundene Büchlein im Kleinktavformat für Maria Agriconia sehr wohl ein geheimes Schatzkästlein war. Mit dieser harmlosen und letztlich informationsarmen Gedächtnisstütze über alle Besuche, Reisen

370 Sjöblad 1992:15-16.

371 Sjöblad 1992:12.

und Feste schien Maria die damit verbundenen Erlebnisse und persönlichsten Assoziationen zu memorieren, ohne sie den anderen Lesern zu offenbaren.

Sjöblad weist ebenfalls auf die meisten dieser Punkte hin. Ihre These bedeutet letztlich, dass die Textsorte „persönliches Tagebuch“ von den frühesten Schreiberinnen genuin und vermutlich unabsichtlich generiert wurde, was in der grossen inhaltlichen und formalen Diskrepanz zwischen den frühesten Texten resultiert, die von der „Ausgangstextsorte“ abhängt. Sowohl Maria Agriconia als auch Beata von Yxkull mit ihrem Almanach eignen sich dank ihrer inhaltlichen Merkmale in der Tat sehr gut als Argumente für die sekundäre Entstehung des Tagebuches aus der Beschäftigung mit anderen Textsorten des Alltags, denn beide demonstrieren diesen Übergang in einem sehr frühen Stadium, wo sich das Persönliche und Individuelle noch kaum äussert. Doch bei genauerer Betrachtung muss hinzugefügt werden, dass auch die beiden bisher besprochenen Tagebücher von Männern, nämlich Rosenhane und Gyllenius, genau in dieses Entstehungsschema passen. Beide Männer schreiben in erster Linie ein Berufs- und Reisejournal. Auch bei ihnen überwiegen ganz klar die praktischen Funktionen, d.h. die Memorierung von Fakten, während Persönliches bei Rosenhane sehr stark im Hintergrund bleibt und auch bei Gyllenius verhältnismässig selten ist, wenn man berücksichtigt, dass sein Tagebuch insgesamt 45 Jahre weitestgehend abdeckt. Zumindest diese beiden Männer knüpfen eindeutig nicht an eine religiöse oder humanistische Tagebuchtradition an, und auch die weiteren Männertagebücher der Untersuchung entstanden vielmehr aus beruflichen Gründen. Es mag stimmen, dass Frauen nur äusserst selten auf einem anderen Weg als über Texte des täglichen Gebrauchs zum Tagebuchschreiben veranlasst wurden – doch das galt mit Sicherheit auch für den überwiegenden Teil der Männer. Die vielen Menschen, die praktische Journale führten, ebneten den Weg zum individuellen introspektiven Tagebuch des 18. Jahrhunderts wohl mindestens ebenso wirksam wie die humanistischen Vorbilder. Anders als mit ursprünglich praktischen Absichten der Schreibenden wäre die in ganz Nordeuropa festzustellende Sachlichkeit der frühen Tagebücher auch schwer zu erklären, denen bis ins 18. Jahrhundert noch keine dialogischen Funktionen übertragen wurden.³⁷²

Im Quervergleich zeigt Maria Agriconias Text folgendes sprachliches Profil: Grosse Werte bei den verschiedenen Massen für die Wortlänge; wenige Pronomen der ersten Person Plural und der dritten Person Singular maskulin, dafür aber viele der dritten Person Singular feminin und gleichzeitig viele Frauennamen; geringe Verbvariation; wenig Subjektwiedergaben durch Namen und Nomen, aber viele durch Pronomen und auch häufige Subjekttilgung; wenig zum Thema Institutionen und wenige Abstrakta, hingegen viele Schlüsselwörter zum Thema Körper. Betrachten wir diese Verteilung noch hinsichtlich der beiden wichtigeren Korpusgruppierungen: Von den anderen Frauen unterscheidet sie sich sprachlich vor allem durch ihre grossen Wortlängen, aber auch durch die grosse Anzahl Frauennennungen und die relative Absenz von Männern. Verglichen mit den anderen Protokollen ist ihre geringe Verbvariation, die seltene Subjektwiedergabe und das häufige Thema Körper auffällig.

372 Vgl. auch Sjöblad 1992:14.

5.6 Andreas Bolinus (1642-1698)

Andreas Bolinus wurde 1642 in Småland geboren, wo er 1698, mittlerweile Pfarrer in Forsheda geworden, auch starb. Er hinterliess drei grössere selbstverfasste Dokumente: 36 Seiten *Personalia*, d.h. einen Lebenslauf, der zum Vorlesen an seinem Begräbnis gedacht war; ein Tagebuch von August 1666 bis Oktober 1697 mit einer biographischen Einleitung; und ein so genanntes „Reisebuch“, das seine Reisen in Deutschland und Schweden dokumentiert.

Bis heute wurden nur Auszüge davon gedruckt; zum Druckzeitpunkt (1913) befand sich das Dossier in Privatbesitz.³⁷³ Die vom Herausgeber getroffene Auswahl der Auszüge ist häufig unbefriedigend und weckte mehr als einmal die Frage, ob dieser Druck sich überhaupt als Quelle eignet. Der Herausgeber hatte sehr konkrete Vorstellungen davon, was das Lesepublikum interessiert: hauptsächlich Kriegshistorie, Geld- und Preisentwicklungen, Treffen mit bekannten Persönlichkeiten. Notfalls übersprang er ohne zu zögern ganze „uninteressante“ Jahrzehnte des Lebensberichts, und er kombinierte und zitierte die drei Texte beliebig in der Absicht, so viele „interessante“ Informationen wie möglich bieten zu können. Auf der anderen Seite liess er bei der sprachlichen Wiedergabe der Quelle offensichtlich grosse Sorgfalt walten; dies bewog letztlich zur Aufnahme des Textes in unser Korpus. Folgende Bedingungen mussten beim Sample erfüllt sein: Es kamen nur vollständig wiedergegebene Eintragungen aus dem Tagebuch in Frage. Noch so interessante Stellen aus den *Personalia* und dem Reisebuch wurden hier nicht berücksichtigt, um die Textsortenkategorie nicht zu missachten. Der zum Zufallsampling verwendete Würfel fiel auf das Kriegstagebuch vom 17. August 1676 bis 19. September 1678. Die hier fortlaufend aufgelisteten Einträge mussten aus der editorischen Einbettung herausgelöst werden, und ohne Zugang zur Handschrift ist nicht abschätzbar, ob bei der Veröffentlichung grössere Auslassungen vorgenommen worden sind. Es muss auch gesagt werden, dass der untersuchte Ausschnitt weder thematisch noch sprachlich zu den farbigsten Texten dieses Autors gehört; seine Prosa hätte in beidem mehr geboten. Die Bemerkungen des Herausgebers über Passagen, die er nicht abdruckt, lassen erahnen, dass Bolinus' Tagebuch in vielem demjenigen von Gyllenius gleicht und uns heute gerade die damals verschmähten Teile interessieren würden.

Nicht nur das Tagebuch, auch die Lebensläufe von Bolinus und Gyllenius glichen sich. Bolinus' Eltern hatten schon früh beschlossen, ihn zum Pfarrer ausbilden zu lassen, und sie konnten ihm während seiner ganzen Ausbildung immer wieder unter die Arme greifen. Mit dreizehn Jahren kam er an die Schule von Växjö, wo auch er als Informator dazuverdiente. Als Vierundzwanzigjähriger zog er direkt weiter an die Universitäten in Deutschland, zuerst nach Rostock, weil das Studieren dort billiger war als in Uppsala.³⁷⁴ Zu diesem Zeitpunkt begann er mit dem Schreiben seines Tage- und seines Reisebuchs. Der Aufenthalt an der Akademie von Rostock fiel sehr kurz aus. Nach knapp drei Monaten zog er bereits weiter nach Wittenberg, wo er sich gleich am 8. Januar 1667 immatrikulierte, einen Tag nach der Ankunft. Bis im Mai des folgenden

373 Vgl. Brunnström in Bolinus 1678:3.

374 Brunnström in Bolinus 1678:9.

Jahres absolvierte er nun verschiedene Kollegien in Wittenberg; dann trat er zusammen mit seinem Mitstudenten aus Schweden eine Rundreise durch Deutschland an, die in weniger als zwei Monaten über Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Frankfurt am Main, Darmstadt, Rottenburg, Tübingen, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Chemnitz wieder zurück nach Wittenberg führte, um nur einen Teil der visitierten Städte zu nennen.³⁷⁵ Sein Reisebuch beschreibt unermüdlich die wichtigsten sakralen und profanen Gebäude, die Art der Befestigungsanlagen, die Sitten und Gebräuche in den Akademien und den verschiedenen ihm unbekannten Religionsgemeinschaften, d.h. vor allem Katholiken und Juden. Auch Kleidermoden und regionale Trachten schildert er, und was für Gyllenius die allgegenwärtige Notiz zum Wetter war, ist für Bolinus das akribische Verzeichnen der Marktpreise für Alkoholisches. Eine besondere Freude bereiten ihm auch kunstvolle technische Apparate wie Uhrwerke, Glockenspiele und Orgeln.

In Wittenberg studierte er nochmals knapp zwei Jahre. Im März 1670 reiste er zurück nach Schweden, und im Oktober immatrikulierte er sich in Uppsala. Mit Hilfe eines königlichen Stipendiums konnte er bis im Herbst 1674, mit zweiunddreissig Jahren, seine Studien abschliessen. Im Jahr darauf erhielt er die Priesterweihe und eine Stelle als Regimentsprediger. Dieses Leben in Feldlagern der südschwedischen Kriegsschauplätze führte er bis 1681, als ihm ein Pastorat bewilligt wurde. Er „konservierte“ die zweiundzwanzig Jahre jüngere Tochter des Vorgängers. Das Tagebuch aus den Jahren seiner Landpfarrei enthalte nur noch „alle möglichen unbedeutenden Dinge“, wie der Herausgeber schreibt, bevor er leider entsprechend streng selektiert.³⁷⁶

Die abgedruckten Eintragungen der letzten Lebensphase gleichen sehr denjenigen von Gyllenius, beweisen aber mehr Affinität zu den Ereignissen in Königshaus und in prominenten Kreisen. Todesfälle im Fürstenhaus oder in einer Kurie finden in Bolinus' privatem Tagebuch Aufnahme; Gyllenius dagegen verzeichnete in der Regel nur Ereignisse, die ihn persönlich betrafen. Doch sonst sind die Texte der beiden Landpfarrer sprachlich und auch thematisch nahezu deckungsgleich gestaltet – bis hin zur Gewohnheit, am Ende des Jahres den Verlauf des Wetters und die Ernte nochmals ins Gedächtnis zu rufen. Es wäre sicherlich aufschlussreich, wenn Bolinus' Texte (die sich zeitlich nahtlos an Gyllenius anschliessen) ungekürzt zugänglich gemacht würden.

Die Sprache des Auszugs aus den Jahren als Feldprediger unterscheidet sich erwartungsgemäss hauptsächlich in der Lexik von den anderen Segmenten. Hier dominiert ausschliesslich die militärische Thematik, und die Notizen sind kurz und sachlich. Bolinus gehört zu den Männern, deren Texte keine Spuren von Frauen aufweisen, weder als Namen- oder Personennennung noch als feminines Pronomen. Auch die Familie ist in diesem Ausschnitt kein Thema, mit Ausnahme des Bruders Bengt, der zufällig in einer Truppe bei Bolinus aufmarschiert und mit seiner Hilfe seine Rekrutierung rückgängig machen möchte. Im Vergleich mit den anderen Männern verwendet Bolinus wenig lange Wörter und wenige Einfachnennungen. Dafür verwendet er unüblich viele Possessivpronomen, die sich oft auf die Truppe beziehen (*wårt* [...] *Regemente* etc.). Vergli-

375 Vgl. Brunnström in Bolinus 1678:30.

376 Brunnström in Bolinus 1678:83.

chen mit den anderen Tagebüchern fällt die grosse Variation der Substantive bei gleichzeitig geringem Substantivgesamt-vorkommen auf; in dieser Hinsicht ist der Text also weniger repetitiv als die Vergleichsgruppe. Der Spitzenwert bei den grammatikalisch korrekten Subjekttilgungen ist eine Folge der häufigen Infinitivkonstruktionen und der beigeordneten Sätze ohne Subjektwiederholung. Wie bei zwei Dritteln der Tagebücher, darunter alle von Männern, sind auch in Bolinus' Auszug keine Schlüsselwörter zum Thema Körper anzutreffen. Vergleicht man mit den anderen Texten der frühen Periode, ist nochmals die Anzahl der Subjekttilgungen charakteristisch, und das Fehlen von Frauennennungen geht hier einher mit einem allgemein niedrigen Vorkommen von namentlichen Personennennungen. Die frühen Texte haben tendenziell mehr Pronomen der ersten Person Plural, und Bolinus ist hier Spitzenreiter. Auch beim Thema Institutionen liegt er in dieser Periode mit seinem Militärtagebuch deutlich an der Spitze; bei vier der sechs Vergleichstexte sind Institutionen kein Thema.

5.7 Maria Euphrosyna (1625-1687)

Maria Euphrosyna wurde 1625 geboren. Sie ist die ranghöchste aller hier untersuchten Autorinnen und Autoren und verbrachte den Grossteil ihres Lebens im innersten Kreis der Machtelite. Ihre Mutter war Prinzessin Katharina von Schweden, die Halbschwester Gustaf II. Adolfs, ihr Vater war Graf Johan Kasimir von der Pfalz-Zweibrücken.

Königin Christina war folglich ihre Cousine zweiten Grades. Nach dem Tod von Gustaf II. Adolf wurde die Obhut für die Halbwaise für zwei Jahre in die Hände von Maria Euphrosynas Mutter gelegt. In dieser Zeit wurden die fast gleichaltrigen Cousinen zusammen unterrichtet. Nach dem Tod der Mutter 1638 zogen Maria Euphrosyna und ihre zwei Schwestern an Christinas Hof. Jede von ihnen erhielt jährlich 3000 Taler Silber (was zehnmal mehr als der Lohn der adeligen Hofdamen war!³⁷⁷), und zudem eine eigene Hofdame und ein eigenes Dienstmädchen. Jedes Neujahr schenkte Christina ihnen nochmals 500 Reichstaler.³⁷⁸

Maria Euphrosyna blieb neun Jahre an Christinas Hof. Als sie dann ins Ausland verheiratet werden sollte, soll Christina persönlich darauf gedrängt haben, dass der Bewerber eine Absage erhielt, weil sie nicht auf sie verzichten wollte. Kurz darauf habe sie angeregt, ihre Cousine mit ihrem erklärten Protegé Magnus Gabriel de la Gardie zu verbinden. Maria Euphrosynas Lebensbeschreibung legt grosses Gewicht auf die Schilderung von Königin Christinas Einflussnahme auf ihre Verheiratung. Die Königin habe den Brautleuten für die Erfüllung ihres Wunsches besondere Gnade und Beförderung in Aussicht gestellt.

In den zwei Verlobungsjahren und auch nach der Hochzeit verlieh Christina Magnus Gabriel de la Gardie von Jahr zu Jahr einflussreichere Ämter und überhäufte das Paar mit unübertroffen grosszügigen Geschenken und Donationen. Dazu kamen Erbschaften und gezielte Landkäufe – Magnus Gabriel de la Gardie stieg innert kurzer Zeit an die Spitze der schwedischen Landeigner auf. Gegen das Ende von Christinas Regierungszeit (1652) verlor de la Gardie die Gunst der Königin, doch nach ihrem Rücktritt holte sein Schwager ihn zurück an die Macht.

Maria Euphrosynas Bruder Karl Gustav war um 1650 zum Thronfolger bestimmt worden und regierte ab 1654. In den folgenden Jahren erlebte Maria Euphrosyna die ersten empfindlichen materiellen Rückschläge. 1655 beschloss der Reichstag eine erste Rücknahme bestimmter Güter, u.a. eines Viertels der seit 1632 verteilten Donationen und Löhne („fjärdepartsräfssten“). Die Massnahmen wirkten auf die Finanzen der Eheleute einschneidend. Maria Euphrosyna betont, dass sie die grossen Summen, die sie in der Zwischenzeit ausgegeben hatten und die nun zurückgefordert wurden, nicht eigennützig, sondern für das Ansehen von Reich und Regenten in Bauprojekte, Festlichkeiten

377 Vgl. Persson 1997:309.

378 Zur Verdeutlichung der Relationen: 3'000 Taler Silber entsprachen um 1640 dem Jahreslohn von 25 Grubenarbeitern. 500 Reichstaler waren nochmals über 1000 Taler Silber, d.h. nochmals drei Hofdamen-Löhne. Um 1650 erhielt ein Generalgouverneur 10'000 Reichstaler Jahreslohn, was etwa 15'000 Talern Silber entsprach (vgl. Maria Euphrosyna 1682:37; Umrechnungen nach Lagerqvist/Nathorst-Böös 1984:68-70).

ten und militärische Operationen gesteckt hätten. Ihr gewaltiges Vermögen ermöglichte den Eheleuten in der Tat die Entfaltung einer spektakulären Bautätigkeit, wie sie das Land weder vorher noch später jemals von einzelnen Bauherren erlebt hat – De la Gardie gilt als Schwedens grösster Mäzen der schönen Künste und Wissenschaften. Auf eigene Kosten stifteten sie auch Kirchen, Schulen und soziale Einrichtungen.³⁷⁹

Die durch die erste Reduktion erlittenen Einbussen wurden vom neuen Regenten bald wieder wettgemacht. In den sechs Jahren seiner Regierung betraute Karl X. Gustav die beiden mit verschiedenen einträglichen Aufgaben. Seine Schwester versah Funktionen am Hof, im Umfeld der jungen Königin und bei der Betreuung des kleinen Thronfolgers, und sein Schwager diente ihm zunächst als Offizier, und bis zuletzt auch als Diplomat und Politiker (u.a. als Reichsschatzmeister und Universitätskanzler). Die Wertschätzung des Königs drückte sich nicht nur in grosszügigen Besoldungen und Geschenken, sondern auch in der Verleihung von eroberten dänischen Ländereien aus (schon nach dem Friedensschluss von 1660 mussten sie auch diese Geldquellen wieder abtreten). In Maria Euphrosynas Darstellung nimmt die Unterredung mit ihrem Bruder an dessen Sterbebett einen wichtigen Platz ein. Dort habe er ihr eröffnet, dass er in seinem Testament das Reichskanzleramt an Magnus Gabriel de la Gardie übertragen hatte. Ihr Mann wurde damit zum Mitglied der Vormundschaftsregierung, die bis zur Mündigkeit von Karl XI. 1672 das Land steuerte. Während der ersten vier Jahre von Karls XI. Regentschaft konnte de la Gardie seinen Neffen weiterhin beeinflussen, doch danach wurde er zunehmend ausgeschaltet. Mit der Verleihung des höchsten, aber politisch einflussarmen Amtes des Reichstruchsesses wurde er schliesslich von der Macht wegbefördert. Ab 1680 war er wie die anderen politisch bedeutungslos, ab 1682 musste er sich von seinen Ämtern fernhalten. Die Mitglieder der Vormundschaftsregierung, allen voran Magnus Gabriel de la Gardie, wurden von allen Seiten heftig für ihre Aussenpolitik und vor allem für ihren ruinösen Staatshaushalt angegriffen und zur Rechenschaft gezogen.

Karls XI. Abrechnung mit der Vormundschaftsregierung und die rigide Reduktion ab 1680 nahmen den Eheleuten praktisch alle im Laufe ihres Lebens erworbenen Güter und Mittel wieder ab. Im Allgemeinen waren die finanziellen Folgen der Reduktion für den Hochadel weniger einschneidend, als man aus den Reaktionen ableiten könnte; diese Elite war auch danach noch schwerreich. Doch niemand aus dem Hochadel wurde auch nur annähernd so hart getroffen wie Magnus de la Gardie. Noch 1679 entsprach Magnus de la Gardies persönlicher Haushalt unvorstellbaren 5% des gesamten Staatshaushaltes – und wenige Jahre später durfte er nur aus Gnade sein Lebensende auf Venngarn verbringen. Die Finanzen der beiden steckten allerdings schon früher trotz der ungeheuren Einnahmen immer wieder in Engpässen, weil ihr Lebensstil die vom Hochadel erwartete Pracht- und Machtentfaltung so exemplarisch zelebrierte, dass sie ständig hoch verschuldet waren. De la Gardie, der schon seit langem den Ruf eines schlechten Haushalters hatte, musste bereits nach der Konfiskation der Graf- und Freiherrenschaften und den damit verbundenen Rückzahlungen u.a. seinen Stockholmer Palast verpfänden. Als er zur Wiedergutmachung für die Versäumnisse der Vormundschaftsregierung auch noch

379 Ein Kurzportrait, das sein Mäzenatentum und seine kulturellen Verdienste betont, ist in *Den svenska historien* 7:44-47 zu finden.

auf einen Schlag 400'000 Taler Silber aufbringen sollte, waren alle Geldquellen versiegt. Der ganze Besitz, inklusive die Mobilien, wurde beschlagnahmt. Auch die privaten Kreditoren, die seit Jahren hingehalten worden waren, pochten nun unnachgiebig auf Rückzahlung, als der Adel rundherum seine ökonomische Basis verlor. Die letzten Lebensjahre verbrachten die beiden in relativer Armut, immer darauf angewiesen, gegen Hinterlegung eines Wertgegenstandes einen weiteren Kredit bekommen zu können. Nach de la Gardies Tod 1686 ging Maria Euphrosyna in den Konkurs und musste mit ansehen, wie ihr Mobiliar auf die Gant kam.

Die Autobiographie ist vor diesem Hintergrund zu lesen. Sie entstand 1682, als die finanzielle und politische Talfahrt schon alle jemals möglichen Befürchtungen übertroffen haben musste. Anstelle der Würdigung, die sie ihrem Stand und ihrem Einsatz für das Reich entsprechend erwarteten, sahen sich die Eheleute nun ungeheuren Anklagen, Verfolgungen und Verleumdungen gegenüber. Die Mitglieder der Vormundschaftsregierung wurden von einer Spezialkommission für alle Staatsausgaben während ihrer Amtsausübung, die über die Normalbudgets der Jahre zuvor hinausgingen, genau so zur Verantwortung gezogen wie für alle politischen Massnahmen, die ihrem Auftrag zur Sparsamkeit entgegengelaufen waren; dazu zählten auch viele unrechtmässige Donationen an sich selbst und andere.³⁸⁰ Hier ist nicht der Ort, um auf die erhobenen Vorwürfe und ihre Stichhaltigkeit einzugehen – wichtig ist es aber, das Bestreben von Maria Euphrosynas Text in diesem Kontext zu sehen. Mit jeder Zeile arbeitet Maria Euphrosyna darauf hin, die Ungerechtigkeit der neuen Zeit und die Rechtmässigkeit der früheren Besitzungen aufzuzeigen. Aus ihrer Perspektive waren alle Geschenke und Donationen ehrlich verdient; sie wird nicht müde zu betonen, dass beide Eheleute zeitlebens ihre eigenen Interessen und Wünsche zurückgestellt hätten, um den Regenten und damit dem Reich zu dienen. Ein zentraler Punkt ihrer Verteidigung ist, dass de la Gardie Offizier bleiben wollte und sich gegen die Übernahme von mehreren politischen Chargen lange gewehrt habe, schliesslich aber dem Willen der Regenten nachgeben musste³⁸¹ – womit alle Anschuldigungen wegen Macht- und Habsucht und auch Unzulänglichkeiten bei der Amtsausführung hinfällig wurden. Diese Darstellung der Dinge vertrat Magnus de la Gardie bereits einige Jahre früher in zwei gedruckten Verteidigungsschriften. Es versteht sich von selbst, dass in einer solchen Auslegung das Zerwürfnis mit Königin Christina und auch sämtliche anderen Konflikte mit den Regenten und den anderen Regierungsorganen mit Stillschweigen übergangen werden.

Maria Euphrosyna nennt den Text schon zu Beginn eine Erinnerungsschrift („ihugkommelses Skrift“), verfasst als Lob- und Danksagung an ihren Gott, der ihr stets Wohltaten erwiesen habe. Dies ist denn auch eine Hauptstütze ihrer Verteidigung: Die Tatsache, dass sie und ihr Gatte im Leben von Gott selber und – quasi in der Verlängerung von Gottes Arm – von zwei Regenten mit Ämtern, Ehren und Besitz überhäuft wurden, wird als Belohnung gedeutet und damit als Beweis für ihre Rechtschaffenheit verwendet. Sie hätten sich nie um die verliehenen Ämter und Geschenke bemüht; alle

380 Zur Finanzlage der Eheleute s. Den svenska historien 7:144, 188-189 u. 44-47.

381 Maria Euphrosyna 1682:45-46.

Wohltaten hätten sie von der Obrigkeit im Schlaf erhalten (was nicht ganz der Wahrheit entspricht³⁸²). Die Beweisführung lehnt sich deutlich an den 127. Psalm des Psalters („An Gottes Segen ist alles gelegen“): „Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht / und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen; / denn seinen Freunden gibt er es im Schlaf“ (Ps. 127:2).

[...] vy väl måge seija med Jacob, vy ähr all för ringa till all den nådh och barmheertigheet oss bevyst utaf vår Gudh, kunna säija vi intet hafva rent eller lupi efter det eller någons skade, uthan undfått det medan vy hafve sufve och regera vår Öfverheets hjerta at erkänna den trogna och flytige dienst min Herre utaf ett troge hjerta emoth sin öfverheet med all tacksamheet undfänge hafver [...] ³⁸³

Die logische Konsequenz der systematischen Verquickung von weltlicher und himmlischer Obrigkeit ist, dass die Widersacher der Auserwählten sich gegen Gott stellen, also gottlos sind. In einer solchen Argumentation wäre die ausführliche Schilderung von erlebten Misserfolgen, Leiden und Prüfungen kontraproduktiv. Dies erklärt die selektive Themenauswahl dieser Lebensbeschreibung mit, wo Erfahrungen ausgeblendet werden, die selbst aus der Rückschau noch bedeutsam erscheinen mussten – beispielsweise das selbst für die damaligen Verhältnisse erschütternde Schicksal, von elf Kindern acht sterben sehen zu müssen. Ein wesentlicher Grund für die Themenauswahl ist aber auch beim Adressatenkreis zu orten; mehr dazu später.

In dieses Denkmuster von Verdienst und Belohnung passt auch die mehrmals wiederkehrende Betonung des eigenen Fremdseins. Zunächst irritiert es bei der Lektüre, dass Maria Euphrosyna sich ständig als Fremdling in der schwedischen Aristokratie bezeichnet, also nicht die doch relativ enge Verwandtschaft mit dem Königshaus auf der Spindelseite betont, sondern das Fremdsein auf der Schwertseite. Obwohl ihr Vater aus Deutschland stammte, war sie (wie die meisten ihrer Geschwister) bereits seit ihrer Geburt in Schweden, wo ihre Kindheit eingebettet in der Elite verlief, der ihre Mutter angehörte. Im Text spricht die Mutter als erste vom Fremdsein, als sie auf dem Sterbebett den Schutz der Königin und der Übergangsregierung für ihre Kinder und ihren Mann erfleht.³⁸⁴ Die zweimal vorkommende Situierung von Schicksalswendungen an einem Sterbebett ist übrigens nicht nur literarisch wirkungsvoll, sondern gehört ebenfalls zur Argumentationsstrategie (die andere Sterbeszene zeichnet Karl X. Gustaf, der in seinen letzten Zügen das Reichskanzleramt auf de la Gardie überträgt). Indem im Angesicht des Todes Versprechen abgenommen und gelobt werden, sollen Verwandtschaftspflichten und -dienste göttlich autorisiert werden. Die Versprechenden verpflichten sich nach zwei Seiten zur Erfüllung des Gelobten: vor den Anwesenden und vor Gott. Damit erhalten die Handlungen Christinas und später auch Magnus Gabriel de la Gardies eine alles Weltliche überragende Legitimation.

382 U.a. erhielt er die letzten zwei Ämter als Hofgerichtspräsident und Reichstruchsess nur dank Maria Euphrosynas Einflussnahme. Vgl. Åslund 1992:216-222.

383 Maria Euphrosyna 1682:55.

384 Maria Euphrosyna 1682:30-31.

Doch kehren wir zurück zur Betonung des Fremdseins. Die ausländische Herkunft der Familie und die fehlende Introduktion im Ritterhaus wurde zwar später als Vorwand benutzt, um ihren Bruder Adolf Johan aus der Vormundschaftsregierung zu entlassen, doch Maria Euphrosyna selbst als Frau und als Gattin de la Gardies war davon kaum betroffen.³⁸⁵ Auch die Fremdheit ist ein rhetorisches Manöver, um die von der Cousine erhaltene Gnade und Gunst als ein Verdienst erscheinen zu lassen, das nicht auf Verwandtschaft, sondern auf persönlichen Prästationen beruht, zunächst wohl durch Hingabe und Gehorsam bei Hofe. Da dies aber nicht der vollen Wahrheit entspricht, kollabiert der Text in diesem Punkt an mehreren Stellen. Die folgenden Hervorhebungen zeigen, wie im einen Zusammenhang das Fremdsein und im nächsten die Verwandtschaft betont wird:

- [...] jag blefve medh Mine Systrar i al ähra och hedher respectera ved hofvet efter vårt Ståndh och vi som *fremlingar* undfinge utaf Regeringen genom Axel Banners recommendation åhrigen vardera till pention 3000 Dal:r Sölf:Mt. [...] (S. 31)
- [...] H:s Maj:t icke ville consendera, uthan sadhe hon vore i Sverige så mechtig, och hadhe så förnåma Herrar, som hon kunde gifva sin *Fränka* [...] (S. 32)

Noch auf der gleichen Seite steht auch Christinas Gelöbnis, sie wolle Maria Euphrosyna für ihre Einwilligung in die Hochzeit mit de la Gardie „[...] icke älska och ära som sin *Fränka* allena utan som sin *Syster*“. Im ganzen Kontext der Verheiratung bezeichnet sich Maria Euphrosyna in unterwürfigem Gestus selbst als arme Fremde, während Christina sie ihre „Verwandte“ oder gar „Schwester“ nennt (vgl. auch Maria Euphrosyna 1682:35).

Die Verquickung von Verwandtschafts- und Meritenkonzept erfährt noch mehrere Steigerungen und Variationen im Lauf des Textes. Anfänglich ist es so, dass Maria Euphrosynas Mutter die noch lebende, aber der Erziehungsverantwortung enthobene Mutter Christinas ersetzt, so dass die beiden Mädchen in dieser Phase nicht nur Cousinen zweiten Grades, sondern (Zieh-)Schwestern sind. Nach dem Tod ihrer Mutter zeichnet Maria Euphrosyna das Verhältnis plötzlich umgekehrt. Nun ersetzt die etwa gleich alte Cousine *ihr* die Mutter (man beachte auch den immerwährenden Dritten im Bunde):

- [...] sedan var jag i hofvet hos Droning KERSTIN ifrån A:o 38 Till 47, där H:s Maj:t mig så stor nådh bevyste, at jag aldrig, saknade någon Moder, uthan må väl det seya at Gudh och Droning KERSTINs Nådh och Godhet har vare min och mina syskons lycka i världen[...]³⁸⁶

Das komplizierte Konzept von Verwandtschafts- und Dienstverhältnis wird auch in den Passagen zur Regierungszeit ihres Bruders beibehalten, wobei die nun unleugbar enge Blutsverwandtschaft eine noch stärkere Betonung der Meriten beider Eheleute erfordert. Hier muss nun daran erinnert werden, dass die Förderung und Bevorzugung von Verwandten oder Günstlingen nicht per se verurteilt wurde, sondern im Gegenteil eine gän-

385 Den svenska historien 7:32.

386 Maria Euphrosyna 1682:31.

gige und aus der Sicht des Staates recht gut funktionierende Praxis war. Oft wurde selbst nach aussen kein Geheimnis darum gemacht, wer wen portierte oder wer wem verpflichtet war. Die Eheleute mussten sich somit kaum gegen grundsätzliche Vorwürfe wegen Nepotismus verteidigen, sondern gegen ausserordentliche Rückforderungen als Folge der astronomischen Höhe der geflossenen Zuwendungen und wegen Versäumnissen, Unrechtmässigkeiten und Fehlern bei Magnus de la Gardies Amtsausübung. Ihm wurde von seinen Gegnern beispielsweise die Hauptschuld dafür angelastet, dass Schweden in den Krieg zwischen Frankreich und Holland hineingezogen wurde.

Die Verteidigungshaltung der Schrift ist offenbar, doch es ist kaum korrekt, sie deshalb als eine Art Einlage in einem Rechtsverfahren zu deuten.³⁸⁷ Dagegen spricht nur schon die Tatsache, dass Maria Euphrosyna nicht die Dienste eines Sekretärs in Anspruch nahm, sondern selbst zur Feder griff.³⁸⁸ Eigenhändiges Schreiben galt für eine Dame ihres Standes als unfein und gehörte sich in offiziellen Zusammenhängen nicht. Für jede Korrespondenz, die über den Familienkreis hinausging, wurden in der Regel Schreiber oder Sekretäre beigezogen, welche oft nicht nur nach Diktat arbeiteten, sondern bisweilen die ganze Formulierungsarbeit übernahmen – an vielen Schreiben von hochstehenden Personen ist deshalb nur die Unterschrift eigenhändig.³⁸⁹ Auch wenn die Reduktionen und ihre finanziellen Folgen für die Familie thematisch zweifellos stärker im Zentrum stehen als alles andere Erlebte, sind die Adressaten nicht in einer juristischen Öffentlichkeit, sondern im engsten Familienkreis zu suchen.

Im immerhin einunddreissig Kleinoktavseiten umfassenden Drucktext dominiert die Beschreibung der materiellen Gewinne und Verluste, und daran ganz besonders, dank welcher Dienste und besonderen Umstände die einzelnen Posten in den Besitz des Ehepaars gelangt waren. Das daraus erschliessbare Inventarium umfasst Renten, Löhne, Geldgeschenke, Immobilien, Ländereien sowie Schmuckstücke, Mobiliar und Einrichtungsgegenstände von beträchtlichem Wert. Ebenfalls klargelegt wird, welche Vermögenswerte aus dem Familienerbe stammten. Zum Schreibzeitpunkt scheinen die meisten materiellen Posten bereits wieder veräussert, konfisziert oder schon an die verheirateten Kinder überschrieben worden zu sein. Andere Vermögenswerte dienten den Gläubigern als Sicherheit, waren verpfändet oder sonst blockiert.³⁹⁰

387 Dies tut Mitchell 2002:277-78: Maria Euphrosynas Text verfolge essentiell legale Ziele, auch wenn diese von der autobiographischen Schilderung überlagert seien. Auch die Herausgeberinnen der Bibliographie zur schwedischen Autobiographik von Frauen ordnen den Text in einen öffentlichen, juristischen, ja sogar politischen Kontext ein (Hættner/Larsson/Sjöblad 1991:20).

388 Die Handschrift selbst lag mir nicht vor, doch in der Einleitung zur verwendeten Druckfassung wird das zugrundeliegende Original als „eigenhändige Lebensbeschreibung“ bezeichnet. Die sprachlichen Merkmale lassen in der Tat vermuten, dass kein Sekretär hinzugezogen wurde.

389 Vgl. Losman 1993:9.

390 „[...] Clenodier med min vigering [...] men såsom jag dem sjelf intet mechtig ähr, ty dhe uthstå i Stockholm såsom Obligationerne utvysa, lærer jag och der Gudh förlene mig lyfstiden någen tydh inlösa der jag intet skulle kunna få utaf Konungen mina 7000 Dal. S:mt. åhrliga pension så länge jag lefver [...]“ (Maria Euphrosyna 1682:58).

Von den nächsten Erbberechtigten des Ehepaars lebten noch der erstgeborene Sohn Gustav Adolf, die frisch verheiratete Tochter Catharina Charlotta (an deren Hof sich Anna Åkerhielm befand, vgl. Kapitel 5.9), und die unverheiratete Tochter Ebba Hedvig, die die Eltern durch die letzten, bitteren Jahre begleiten sollte. An mehreren Stellen wird genau bezeichnet, wer die Adressaten des Inventariums sind: Die beiden verheirateten Kinder, die in den Augen der Mutter das ihnen Zustehende bei der Hochzeit bereits bezogen hatten. Maria Euphrosyna unterrichtet sie mit dieser „ihugkommelsesskrift“ mit Nachdruck davon, welche der noch vorhandenen Werte die Eltern bis zum Tod selber beanspruchen und dann an die jüngste Tochter übergeben wollen, und welche bereits nun Ebba Hedvig gehörten. Ihre Formulierungen lassen nicht erkennen, ob es rund um das Erbe bereits zum Zwist zwischen den Kindern gekommen war. Sie betont aber mehrmals, alle seien gleich gut behandelt worden, und es gebe nun leider sehr viel weniger zu verteilen als in früheren Zeiten. Weil die älteren Geschwister bereits gut versorgt seien und ihr Leben glücklich im Kreis der eigenen Familie verbringen könnten, sei es gerecht, wenn ab nun etwas mehr an Ebba Hedvig gehe, die ihre besten Jahre und vielleicht gar ihre eigene Zukunft für die Pflege der alten und sorgengebeugten Eltern opfere. Dieser Argumentationsstrang wird erstmals acht Seiten vor dem Textende aufgenommen und dann bis zum Schluss variiert und ausgebaut. Die Wiedergabe einer typischen Passage soll den angeschlagenen Ton verdeutlichen:

Det öfriga som ännu i mitt Smyckeskrin vara kan så i ett som annat skall höra och vara min yngsta k. Dotter *F. Hedy*. till och ingen af dhe annre mine barn pretendera eller hafva det ringaste derpå att säija, ty hon så väl som dhe andre intet hafva att klaga, ty jag som en trogen Moder och utaf Affection så ifrån mig skilt att jag deraf ingen vanähra hafva kan och dhe uthan någon vanähra måge och kuna under Folk komma det dhe vysa kunna det dhe utaf en sådan Her Fader Fru och Moder föde ähre, att denna min Dotter nu varandes i mitt huus på min åller sin Her Fader tjena och nu mången engslig och bedröfvad stundh hafva måtte, der min Son och min älste Dotter var med sin maka i hunga och gledje sin tydh fortbringa, det jag dem så väl som deras Macka af hjerta som en trogen och kär Moder all Guds välsignelse och välfärd önskar och det lilla dock uthan vanähra uthur sin Faders och mitt huus bekomma hafva ryckelig förmehra och välsigne, vy och gerna dem gerna mer und och gifvit hade der dhe olyckl. och många förändringar ej beröfvat hafver, ty deras Herr Faders store och trogne tjenester mycket hade kunnat lembnat och med gifva, nu hafve vy af lyckones förändringar intet mera förähra eller efterlembna än hvadh Gudh efter sitt behag vill una vy i vår åller den lilla öfriga delen behålla uti vår lifstydth.[...] ³⁹¹

Als Adressatenkreis kommt somit keine juristische oder politische Öffentlichkeit in Frage (vgl. Fussnote 387). Dieses Schreiben richtet sich an die Kinder, und auch wenn darin materielle und erbrechtliche Fragen den Vorrang haben, ist es doch ohne juristische Bedeutung. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Maria Euphrosyna nicht mit den formalen und inhaltlichen Anforderungen an ein Testament vertraut gewesen wäre; immerhin nennt sie die letzten Verfügungen ihres Bruders „sitt Testamente“, ihren eigenen Text hingegen eine „Erinnerungsschrift“. ³⁹² Es kam vor, dass Frauen, v.a. Witwen,

391 Maria Euphrosyna 1682:59.

392 Im Zusammenhang mit Karl X. Gustavs letzten Dispositionen schreibt sie „där han och

ihre Interessen vor Gericht selbst verteidigen. Dies ist von Agneta Horn überliefert, aber auch von Maria Euphrosynas Schwägerin Maria Sophia de la Gardie. Dass das zumindest im Hochadel doch eher unüblich war, zeigt allerdings Henrik Henriksson Horns Reaktion, der in seinem (hier ebenfalls untersuchten) Tagebuch mit Erstaunen festhielt, dass er etwas Seltenes erlebt habe: „iag fik bud äfter mig att gå j råde öfuer en iusticesak emillan grewinan fru Maria de la Gardie emot Herr Class Rålam[b], då iag såg någe rart, att hoon sielff plaiderade emot hånöm, män sama gången kunde inte slutas utan upskötzt till en annan gång.“³⁹³ Rålam war einer der Initiatoren des Prozesses gegen die Vormundschaftsregierung, und er war ein aggressiver Jurist. Es zeugt von viel Selbstbewusstsein und grossem Glauben an die eigene Interpretation der Dinge, direkt gegen ihn vor Gericht aufzutreten. Maria Sophia de la Gardie hatte während Jahrzehnten mehrere Prozesse offen, und damit war sie im Adel keine Ausnahmeerscheinung. Mit dem Beginn der Reduktion kam es in den betroffenen Familien zu einer Flut von Einsprachen und Prozessen. Das alles spricht dafür, dass die Frauen der von den Reduktionsleuten besonders intensiv verfolgten Familie de la Gardie sehr wohl darüber informiert waren, welche Schreibmuster rechtlichen Ansprüchen genügten, und deshalb sollte m.E. auch der vorliegende Text nicht als juridisches Dokument im engen Sinne betrachtet werden.

Die fragmentarische Darstellung des Erlebten, insbesondere der Verzicht auf die Belange des eigenen Familienkerns, kann damit erklärt werden, dass sie den anvisierten Lesern bereits bekannt waren. Maria Euphrosyna konzentriert sich denn auch hauptsächlich auf Dinge, die sich vor der Geburt oder in den ersten Lebensjahren der Kinder ereignet hatten. Sie versorgt ihre Erben mit Informationen, die ihnen zur Verteidigung gegen weitere Angriffe auf die Familienehre und das Vermögen in Zukunft vielleicht notwendig werden könnten.

Im Laufe des Schreibprozesses tauchen aber die schmerzhaften Emotionen immer wieder an die Oberfläche, und Maria Euphrosynas Entrüstung über die Anklagen und die Angriffe auf ihren Besitz entzündet sich an jedem neuen Detail ihrer Schilderung. Nach einer kurzen einleitenden Danksagung an Gott beginnt die lineare Erzählung des sozialen und materiellen Aufstiegs. Nach zwölf Seiten ist die erste Reduktion und der Tod des Bruders und damit ein erster folgenschwerer Tiefpunkt ihrer Biographie erreicht. Hier (auf S. 51) steht nun zum ersten Mal eine der langen, jammernden Passagen voller religiöser Betrachtungen, die von nun an den Erzählstrom unterbrechen und gegen das Textende immer mehr dominieren werden. In diesen Abschnitten verliert die

gjorde sitt Testamente“ (S. 47-48), „jag [Karl X. Gustav] vill gjöra min sista vilje“ (S. 48), „underskref för dem alla deras fullmacher“ (S. 50) etc. Dem eigenen Text spricht sie immer nur persönliche und arbiträre Erinnerungsfunktion zu: „ihugkommelses Skrift“ (S. 29); „nu mehra jag intet öfrigit vet att påminna mig eller mera påminna vill“ (S. 56); „såsom jag nu mehra intet vet något *påminna* mig till att uppsättja till *efterrättelse* för dhe mina“ (S. 60; Hervorhebungen SM). *Efterrättelse* konnte sowohl „Unterrichtung“, „Vorbild“, „Gehorsam“ als auch „Befehl“ bedeuten (vgl. SAOB Sp. E 205).

393 Horn 1684-1685:137 (18. März 1685). Zu Maria Sophia de la Gardies Biographie s. Björkman 1994.

Schreiberin im Strudel der Emotionen schnell die Übersicht und produziert so bemerkenswert viele inhaltliche und syntaktische Pannen. Angefangene Argumentationen werden auf halbem Weg aufgegeben, und manche Teilsätze werden zu anarchisch schiefen Satzgebilden zusammengebaut. Dies gilt aber nicht für den Gesamttext – wo das Mitgeteilte weniger konfliktbeladen ist, schreibt Maria Euphrosyna elegant, routiniert und korrekter.

Die Gefühlsausbrüche wirken ungerichtet. Maria Euphrosyna spricht nicht die Kinder, nicht potentielle Beschützer, nicht die politischen Feinde und auch nicht den unbeugsamen Neffen Karl XI. an, sondern vielmehr Gott als höchsten Souverän. Beide Eheleute waren seit jeher fromm, und Maria Euphrosynas Glaube wurde im Laufe ihres Lebens immer inniger. In den letzten, schweren Jahren schöpfte auch de la Gardie seinen Trost stärker aus der Religion. Als die Reduktion über ihrer Existenz raste, widmete sich Maria Euphrosyna der Kompilation eines umfassenden Gebetbuches. 1681 wurde es in Stockholm gedruckt. „Der geistlich-hungerigen Seelen himmelisches Manna, aus unterschiedlichen geistreichen Büchern herfür gesucht [...]“ ist ein zweibändiges Brevier, das auf über 2000 Seiten Gebete und Psalmen aus der deutschen Andachtsliteratur zusammenstellt.³⁹⁴ Es zeugt von der selben innerlichen, nicht lutherisch-reinlehri-gen Religiösität, die auch in der Autobiographie auszumachen ist. Diese Frommheit schöpft gleichermassen aus dem Fundus der Mystiker, Katholiken und Jesuiten und gilt als Vorankünderin der pietistischen Strömungen.³⁹⁵

Der sprachlich untersuchte Auszug ist jedoch kurz vor der Textmitte entnommen, wo der religiöse Impetus noch gezügelt ist. Bis zu diesem Punkt thematisierte sie noch die Umstände des Aufschwungs. Konkret geht es im Auszug nun um zwei Themen: Um die finanziellen Folgen der ersten Reduktion, die sie empfindlich getroffen habe, weil sie das Geld für die höfische Prachtentfaltung unter Christina und für die Werbung eines Heeres für Karl X. Gustav ausgegeben hätten, so dass die erhobenen Forderungen nicht nur ruinös, sondern ungerecht gewesen seien. Der zweite thematische Schwerpunkt ist militärisch, denn durch diese Heeresfinanzierung hatte sich de la Gardie den langgehegten Wunsch einer militärischen Laufbahn erfüllt. Mit der Eröffnung des Polnischen Feldzuges von 1655 wurde er Generalgouverneur über Livland und Oberbefehlshaber über die schwedischen Truppen der Ostseeprovinzen. Maria Euphrosyna preist nun seine Erfolge, die in Wirklichkeit als völliges Versagen beurteilt werden müssen. Ein drittes, marginales Thema ist der Dienst Maria Euphrosynas an der Wiege von Karl XI. Der Wortschatz kreist also vor allem um die eher männerspezifischen Themen Militärisches und Finanzielles.

Die Sprache des Auszugs ist im Quervergleich unauffällig. Verglichen mit den anderen Frauen verwendet Maria Euphrosyna lange Wörter, am wenigsten Teilsätze überhaupt und zugleich am wenigsten unvollständige Teilsätze und am meisten Personalpronomen der dritten Person Singular. Gemessen an den anderen erzählenden Texten sind ihre Teilsätze lang. In der Vergleichsperiode 2 enthält ihr Text hingegen sogar am

394 Vgl. Collijn 1942:46, Sp. 0580:03 und Åslund 1992:206, Fussnote 26.

395 Åslund 1992:202-6 behandelt das geistlich-religiöse Milieu der Familie eingehend.

wenigsten lange Formen, doch ebenfalls am häufigsten Personalpronomen der dritten Person Singular. Das letztere zeichnet sie auch im Vergleich mit den anderen Texten von Adeligen aus. Alles in allem sind die Befunde folglich etwas uneinheitlich und eher unspektakulär. Das bedeutet vor allem, dass Maria Euphrosyna sich sprachlich in den mittleren Bereichen der durch das Korpus statuierten Norm bewegt. Einzig die syntaktische Komplexität ist eher hoch und die pronominale Nennung von Männern übersteigt deutlich das Übliche.

5.8 Olaus Bodinus (1625-1691)

Olaus Laurentii Bodinus wurde 1625 als Sohn wohlhabender Bauern in Östergötland geboren. Ab 1650 studierte er in Uppsala. Nach langem Dienst als Hilfspfarrer erhielt er eine eigene Pfarrei in Västervik, wo er von 1675 bis zu seinem Tod 1691 wirkte. Obwohl er erst als 50jähriger mit einem vollwertigen Pfarramt betreut wurde, vermochte er sein berufliches und soziales Ansehen weiter zu steigern. Davon zeugen neben seiner zweiten Heirat im Jahre 1683 mit der Witwe des Västerviker Bürgermeisters, die ihn inmitten der dort tonangebenden Kaufmannsaristokratie positionierte, auch zwei Reichstagsaufgebote. Unter seinen hinterlassenen Schriften befinden sich die Tagebücher des Reichstags von Halmstad 1678 und des historisch bemerkenswerten Reichstags von 1686, an denen er als Stiftsabgeordneter teilnehmen durfte.³⁹⁶

Im Jahr vor der zweiten Reichstagsteilnahme ging in der königlichen Kanzlei ein anonymes Schreiben mit ernsten Anschuldigungen gegen Bodinus ein, das vorgab, von Pfarreimitgliedern zu stammen. Obwohl der König davon ausging, dass es sich um eine Schmähschrift handelte, liess er eine Abklärung anordnen. Als Verleumder stand schon bald der Inhaber der Nachbarpfarre fest, der als Phantast und Schwärmer berüchtigt war und nicht mehr ernstgenommen werden konnte.³⁹⁷ Trotzdem legte Bodinus grosse Energien in seine Rehabilitierung, indem er verschiedene Atteste, Gegenaussagen und Verteidigungsschriften zusammentrug. Den Aufenthalt in Stockholm wollte er für zwei persönliche Anliegen möglichst fruchtbar gestalten. Das eine war die offizielle Rehabilitierung seines Rufs und das andere, die Einkommensschmälerung auf seinem vor kurzem neu eingeschätzten Pastorat wieder abzuwenden. Er verzeichnet deshalb in seinem Protokoll immer wieder Unterredungen mit einflussreichen Personen, die ihm jedoch alle mehr oder weniger deutlich raten, die Verleumdungsgeschichte ruhen zu lassen und insbesondere den König nicht mit der längst vergessenen Sache zu belästigen.³⁹⁸

Die zwei Monate in Stockholm verbrachte Bodinus wie die anderen Reichstagsabgeordneten zu einem guten Teil mit dem Knüpfen und Pflegen von Kontakten, wie zahlreiche gegenseitige Visiten und Einladungen zeigen. Wer wie Bodinus nicht in den „Geheimen Ausschuss“ gewählt wurde – und das waren die meisten –, hatte lange Wartezeiten zu gewärtigen und auch sonst vielfach Gelegenheit zu Gesprächen. Der „Geheimen Ausschuss“, wo die wichtigen Fragen behandelt wurden, umfasste nur Delegierte der drei oberen Stände. Seine Zusammensetzung wurde vom König bestimmt. Das Ple-

396 Die biographischen Angaben stammen aus dem Vorwort des Herausgebers Folke Lindberg (Bodinus 1686:1-4).

397 Jonas Gelsenius; er soll u.a. auf den Tag genau das Nahen des Letzten Gerichts vorausgesagt und seinen Kirchgängern vor einer neuen Aussaat und – folgerichtig – der Ernte abgeraten zu haben. Nach seiner Absetzung 1690 verbrachte er seine letzten Jahre im Stockholmer Irrenhaus „Danviken“ (Lindberg in Bodinus 1686:2).

398 So konsultierte er noch vor der Eröffnung den Bischof von Västerås (Carl Carlson) und den Oberhofprediger Wirenius, später den Erzbischof Svebilius und den Kalmarer Landshöfding Hans Clerck – und vermutlich auch noch andere, die in seinem Protokoll nicht auftauchen (Bodinus 1686:7, 14, 21).

num, und damit auch Bodinus, erfuhr oft nur sehr viel später von den dort ergangenen Traktanden und Beschlüssen.

Im Tagebuch hielt er meistens die behandelten Themen der Ratssitzungen fest, selbst wenn er selbst nicht daran teilgenommen hatte. So manches schildert er aus zweiter Hand, ohne es zu vermerken. Der geistliche Stand diskutierte und regelte hauptsächlich kirchliche und kirchenrechtliche Angelegenheiten. Der Reichstag von 1686 brachte die historisch bedeutsame Erneuerung des Kirchengesetzes, die den sich seit Jahrzehnten hinschleppenden Revisionsarbeiten ein Ende setzte. Die Geistlichen wurden dabei vor vollendete Tatsachen gestellt und konnten der von einer königlichen Kommission adliger Juristen erarbeiteten Vorlage nur wenig entgegensetzen. Bodinus' Aufzeichnungen weisen zudem darauf hin, dass zumindest die Mehrheit der Standesvertreter erst am 26. Oktober erfuhr, dass das neue Kirchengesetz beschlossene Sache war.³⁹⁹ Die neue Kirchenordnung schaffte die bisher geltenden lokalen Sonderrechte ab, band die Kirche rechtlich engmaschig an den Staat, verankerte das lutherische Bekenntnis in der Verfassung und unterstellte die Kirche dem Regenten.⁴⁰⁰ Die Geistlichenversammlung des Reichstags versuchte zunächst, sich gegen das flächendeckende Kirchengesetz grundsätzlich zu wehren, doch es gelang ihnen oft nicht einmal, einzelne der Neuerungen abzuändern oder zu verhindern.

Zugleich ging von der Kommission der Impuls für die Neuübersetzung der Bibel und für eine Erneuerung der religiösen Basisliteratur aus, die im Volksunterricht gebraucht wurde. Eine wichtige Arbeit der Session bestand damit im Festschreiben neuer Ausbildungspläne für die Stiftsschulen und in der koordinierten landesweiten Drucklegung der dazu nötigen Lehrmittel. Ein weiteres Traktandum war die nötige Kommentierung der neuen Bibeledition. Der Kongress wurde auch überschattet von heftigen Disputen um den neuen Katechismus von Hakvin Spegel. Die meisten warfen ihm mangelnde Treue zu Luthers Vorgabe vor; und vor allem wenn der streitbare Theologieprofessor Henrik Schütz an den Sitzungen teilnahm, wurde „cum summa vehementia“ gefochten. Die Streithähne wurden später vom König persönlich zur Ordnung gerufen. Zur Klärung mussten alle ordinierten Geistlichen, unter ihnen Bodinus, über Nacht einen Vorabdruck des neuen Katechismus durchlesen und ihre Meinung äussern. Henrik Schütz nutzte die Debatten zur anticartesianischen Propaganda, indem er den Geistlichen den „grossen Missbrauch der philosophischen Freiheit“ ausmalte, der sich an der Akademie ausbreite.⁴⁰¹ Neben diesen Geschäften von grosser politischer Relevanz mussten auch viele konkrete Anfragen und Gesuche behandelt werden, die oft finanzielle Aspekte der Pfarreien betrafen, aber auch heikle Fragen wie das Scheidungsgesuch der Frau eines Calvinisten, das Konvertierungsgesuch eines Juden oder beabsichtigte Eheschliessungen, die mit den strengen Verschwägerungsgeboten Luthers kollidierten usw.⁴⁰²

399 Bodinus 1686:31.

400 Den svenska historien 7:146-155.

401 Bodinus 1686:20, 22, 28-29. Für eine ausführliche Darlegung dieser Vorgänge siehe Lindborg 1980:106 ff.

402 Bodinus 1686:15, 36.

Zuweilen war Bodinus allerdings in den Ratssitzungen deutlich seltener anzutreffen als in den vielen Kirchen, wo er sich mit kritischem Interesse die Predigten seiner Kollegen anhörte. Während des Reichstags bestiegen jeden Tag andere Redner die Kanzeln der Stadtkirchen. Besonders in der Storkyrka und in der Schlosskirche durften die Besucher zudem immer darauf hoffen, einen Blick auf den König oder seine Familie werfen zu können. Stets vermerkt Bodinus, welche Bibelstellen der Prediger behandelte, und in lateinischen Notizen kommentiert er die thematische, sprachliche und rhetorische Gestaltung der Predigt. Diese Voten sind allerdings nicht immer eindeutig interpretierbar, und man vermutet darin bisweilen auch leichte Häme, etwa bei „magis oblectans oculos quam aures. Ferme nil intellexi quæ a pastore secundario m:r Strauck proferebantur“, wo nicht klar ist, ob Verständnis- oder akustische Probleme im Weg standen.⁴⁰³

Es überrascht daher nicht, dass er, als er selber zum Predigen aufgefordert wurde, sich schon mehrere Tage zuvor nur noch den oratorischen und kosmetischen Vorbereitungen widmete (beide notierten Besuche in der Badstube fielen auf den Tag vor einer Rede). Die meisten Ständerversammlungen liess er hingegen verstreichen. Beim zweiten Mal wurde er gar in die Schlosskirche gerufen, um an Allerheiligen zu predigen, und ausgerechnet für diesen wichtigen Auftritt blieben ihm nur zwei Tage für die Vorbereitung. Er hörte sich selbstredend die Predigt seines „Konkurrenten“ am Vortag des eigenen erhofften Auftritts vor dem König an, und sein Kommentar ist deutlich:

Giorde itt scrutinium conscientiaë och wijd ändan een digression at berömma konungen (tog tilfälle, att i 3 söndagz evangelier war mentionerat om konungar) och skatta Sverige mycket lycksaligt aff een slijk god konung. Videbatur in os laudare, et regi displicere, qui se avertit.

„Er machte eine Gewissensprüfung und am Schluss eine Digression, um den König zu rühmen (die Gelegenheit nutzend, dass in drei Sonntagsevangelien von Königen gesprochen worden war), und um Schweden glücklich zu preisen, einen solch guten König zu haben. Es war offensichtlich, dass er [den König unverhohlen] ins Gesicht lobte, und dass er dem König missfiel, denn der wandte sich ab.“

Doch alle Vorbereitungen und Vorsichtsmassnahmen blieben unbelohnt, denn „zu seinem Unglück“ zog der König es dann vor, der Predigt eines jungen deutschen Priesters im kleineren Kreise beizuwohnen.⁴⁰⁴

Schon diese wenigen Ausführungen deuten an, dass das Protokoll zwar auch dank seiner Informationen zum Verlauf der eigentlichen Reichstagsverhandlungen lesenswert ist, vor allem aber dank der farbigen Schilderung des Abgeordneten-Alltags. Bodinus nutzte die freien Stunden zur touristischen Erkundung der expandierenden Hauptstadt. Mit Eifer besichtigte er die neuesten Kirchen und Paläste und verband dies wenn möglich gleich mit einer Visite. Sehr häufig, oft mehrmals am Tag, endete ein Besuch bei Bekannten oder ein zufälliges Treffen auf der Strasse mit einem Umtrunk, und die jeweils genau verzeichneten Mengen genossener Alkoholika zeigen (wie schon bei

403 Ungefähr „zur grösseren Freude der Augen als der Ohren. Ich verstand fast nichts von dem, was der Hilfspfarrer Magister Strauck erzählte“. Bodinus 1686:15-16.

404 Bodinus 1686:33-34.

Andreas Bolinus) eindrücklich, welche Trinksitten damals galten. Selbst tagsüber wurden grosse Mengen Wein und Brantwein konsumiert, und abends spielte man allerorten um Geld Karten; mehr als nur eine Frühmesse musste Bodinus deswegen überspringen. Er scheint ein akribischer Rechner gewesen zu sein, und von den vielen beschriebenen Einladungen gingen nur sehr wenige auf seine Rechnung.

Er prüfte das Warenangebot der Märkte und der Buchhändler, entdeckte auch bei zwei Händlern viel Interessantes und eben erst Veröffentlichtes – allein, „defuit pecunia“, es fehlte am Geld, da die Reichstagsteilnehmer die Ausgaben für den Aufenthalt in der Hauptstadt teilweise selber tragen mussten.⁴⁰⁵ Kostenlosen Lustbarkeiten war er selten abgeneigt. Die lebendigsten Abschnitte des Tagebuchs schildern solch aussergewöhnliche Erlebnisse. Als er einmal auf einem Platz viele Soldaten sah und vernahm, dass „ein armer Kerl durch den Haselwald tanzen solle“, stieg er schnell in das Haus eines Goldschmiedes, um den Rutenlauf von oben genau verfolgen zu können. Sein Kommentar zur Folterung ist ähnlich teilnahmslos, wie es bereits bei den anderen Autoren in vergleichbaren Situationen zu beobachten war: „[...] in ein Haus, um den Tanz genau zu sehen. Er machte neun Durchgänge, und es waren zweiundsiebzig Soldaten. Er war schwer zerfurcht auf dem Rücken.“⁴⁰⁶

Zu den Zerstreuungen können auch prunkvolle Begräbnisse gerechnet werden. Als erste wurden der Hofkanzler Joel Örnstedt und sein Sohn ins Grab geleitet. Bodinus erhielt Einlass in die Riddarholmkirche und wohnte dem Anlass eine Weile bei, ging dann aber nach Hause, weil er nichts hörte. Eine Woche später wurde Magnus Gabriel de la Gardie beigesetzt, und Bodinus widmete der erlesenen Pracht und Feierlichkeit der Zeremonie viele anschauliche Worte.⁴⁰⁷ Auch das aufwendige Begräbnis einer Kaufmannstochter schien ihn zu erstaunen.

Kurz vor dem Reichstagsende inszenierte man nochmals ein schillerndes Spektakel. Vier Musliminnen, Kriegsgefangene aus Ungarn, traten zum christlichen Glauben über. Es versteht sich, dass Bodinus an der Taufmesse teilnahm. Als Taufpaten hätten die höchsten Herren des Reiches geamtet, und Gräfinnen nahmen den dekorativ in türkische Gewänder gehüllten Frauen ihren orientalischen Kopfputz ab und ersetzten ihn durch landesüblichen.⁴⁰⁸

Die offiziellen Reichstagsfestlichkeiten konzentrierten sich auf die Eröffnungs- und Abschlusszeremonien. Mit Sinn für die Details und den symbolischen Gehalt der zereemoniellen Handlungen zwischen dem König, den Ständevertretern und den Ständen in corpore schildert Bodinus die ersten Tage. Nach dem Anblasen des Reichstags mit Herold, Trommlern und Trompetern am 10. September verstrichen die ersten drei Tage unter verschiedenen gegenseitigen Begrüssungen zwischen den Ausschüssen. Am 14. September zog das gesamte Plenum auf den Platz vor dem Schloss, um in der Schlosskirche und im Reichssaal die feierliche Eröffnung in Präsenz der Königsfamilie zu

405 Bodinus 1686:12.

406 „Wart swåra maserunnen på ryggen“ (Bodinus 1686:17).

407 Bodinus 1686:13, 16.

408 Bodinus 1686:36-37.

begehen. Alle Stände schickten einen Redner nach vorne, denen der König mit unbedecktem Haupt zuhörte. Unter Verbeugungen und anderen Unterwerfungsritualen versicherten sich Stände und Monarch gegenseitiger Devotion, bevor sich die Versammlung wieder in standesgemässer Reihenfolge auflöste. Die dreitägigen Abschlussfeiern vom 9.-12. November folgten der gleichen Choreographie in umgekehrter Reihenfolge.⁴⁰⁹

Bodinus verweilt in den Personenbeschreibungen nie bei äusserlichen Merkmalen wie Kleidung oder Körperbau. Einzig die diamanten- und goldfunkelnde Kleidung des Königs an der Eröffnungsfeier hält er fest – und kurz darauf den denkbar gegensätzlichen Auftritt des Bauernvertreters:

Effter honom [borgmästaren] kom een gråskeggjot bonde, upländig, med grå wamels kläder, giord sin complement med fåå ord, syntes häpna och storkna, doch kom sig om och talade några ord, gratulerade kongen och belofuede sin församling etc.

Wie die Redner der anderen drei Stände durfte auch der Bauer anschliessend dem König die Hand geben, und er sei dabei so demütig gewesen, dass er den Schuh des Königs gestreichelt habe – Bodinus schildert die Bauern als die exotischsten Wesen in dieser Umgebung, obwohl die Adelsgesellschaft sicher grössere optische Reize bot. Am Tag danach besuchte eine Bauerndelegation die Geistlichen, und Bodinus betont den starken Kontrast zum unmittelbar vorangegangenen Besuch der kultivierten Adelsdelegation. Die 20 Bauern seien von „einem grässlich grossen Mann“ angeführt worden, und unter ihnen sei sogar ein Bauer aus Dalarna in seinen Alltagskleidern gewesen.⁴¹⁰ Manch einen Pfarrer bäuerlicher Herkunft mochten solch überdeutliche Kontraste wohl unangenehm berühren.

Der untersuchte Auszug umfasst Sonntag bis Dienstag, 19. bis 21. September. Die Themenvielfalt der Quelle ist darin gut abgebildet. Der Ausschnitt behandelt vier Predigten, ein Doppelbegräbnis hoher Adelige, einen Privatbesuch und einen geselligen Abend. Hauptinhalt ist zudem ein ungewöhnlich ausführlicher Bericht über die Debatten in der Standesversammlung, wo u.a. über die drohende Einführung einer neuen Eigentumssteuer diskutiert wurde.

Diese Themenvielfalt schlägt sich im Wortschatz nieder. Bodinus' Sprache hebt sich im Quervergleich durch sehr hohe Wortschatzwerte ab. Innerhalb des gesamten Korpus dominiert er überaus deutlich in Häufigkeit und Variation aller unterscheidungswirksamen Wortschatzelemente (Gesamtlexikon, Substantive, Adjektive, Verben). Dazu zählt auch das mit Abstand grösste Hapaxvorkommen, nicht aber der Fremdwortbestand, wo andere Männer vor ihm liegen. Da er in allen Korpusgruppierungen an der Spitze steht, sammelt er sehr viele „Individualitätspunkte“. Er steht an zweiter Stelle der Gesamtskala, weist im Gegensatz zur Spitzenreiterin Yxkull allerdings hauptsächlich komplexe Spitzenwerte auf (2 einfache vs. 18 komplexe). Auffällig und auf den ersten Blick widersprüchlich zum bisher Gesagten sind die zwei Spitzenwerte bei den unvollständigen Teilsätzen verglichen mit den anderen Männertexten, und bei den weni-

409 Bodinus 1686:9 u. 37-38.

410 Bodinus 1686:10 u. 11.

gen Nebensätzen im Vergleich mit den späten Texten. Sie sind darauf zurückzuführen, dass Bodinus streckenweise einen Telegrammstil mit verblosen Notizen pflegt und viele Hauptsatzreihungen mit gemeinsamen Subjekt und Vollverb bildet. Von den Nichtadeligen verwendet Bodinus am meisten Adjektive, eng gefolgt von Bolinus.

Eine Besonderheit ohne Parallele im Korpus ist Bodinus' Gewohnheit, lateinische Sätze nahtlos in schwedische Satzgefüge einzubauen. Auch einige andere Autoren streuen bisweilen lateinische Wortgruppen ein, doch niemand wechselt so unvermittelt die Grundsprache des Satzes wie Bodinus. Geradezu normal ist das Pendeln zwischen den beiden Sprachen bei den Notizen zu den Predigten, doch auch andere Themen geben dazu Anlass. Zwei Beispiele aus dem Auszug sollen dies veranschaulichen. Im ersten Beispiel sind die lateinischen Verben noch schwedisch konjugiert, im zweiten sind die eingefügten Sätze vollständig lateinisch:

Gingo så upp på consistorium både bisper och präster. *Discurerade archiepiscopus å nyio de modo contributionis et quanto* – tå stodo prästerskapet rundt kring om bordet - och det 1) att *consentera de vigesima 5:ta parte bonorum* eller 4 rdr aff hundrade, i anseende till sölfuer, guld, penningar, jubeler, löningar aff fastan grund eller hus i ständerne.⁴¹¹

[...]

Respondebat archiepiscopus, att om de andra ständerna, adelen och borgarskapet *consentera* till huar 4:de penning aff hundrede, så lærer clerus sig intet kunna undraga, huilket förslag synes wäl lindrigt för de eenfaldige och fattige prästerne, *subest tamen timor inquisitionis ex maleuolorum et inuidorum moliminibus*.⁴¹²

Man könnte vermuten, dass die lateinischen Passagen persönliche Kommentare verbergen, die nicht für jeden Leser auf den ersten Blick zu entziffern sein sollten. Das stimmt oft, aber nicht immer. Sehr oft scheint es sich dabei einfach nur um eine semantisch nicht begründbare Schreibgewohnheit zu handeln (vgl. „*Respondebatur*, det wore een swårhet och owanligheet, men helre alla bewillia effter egendom beskattning emotaga“, S. 14).

Bodinus verhält sich in vielen Punkten stilistisch ähnlich wie Gyllenius, der andere Geistliche niederen Standes. Dazu zählen die häufigen Inversionen, die sie mit Agneta Horn teilen, und die dichte Verflechtung der solide volkstümlichen Schreibsprache mit lateinischen Bestandteilen. Lehnwörter, die auf Vermittlung durch das Französische schliessen lassen würden, fehlen bei diesen Theologen hingegen gänzlich.

411 „sich mit dem fünfundzwanzigsten Teil der Güter einverstanden erklären“ (Bodinus 1686:13).

412 „es herrscht dennoch die Furcht vor der Untersuchung in böswilliger und neidischer Absicht“ (Bodinus 1686:14).

5.9 Anna Åkerhielm (1642-1698)

Anna Åkerhielm war die ältere Schwester von Maria Agriconia. Ihr familiärer Hintergrund und die Kindheitsjahre müssen deshalb nicht mehr ausgeführt werden. Anna war dreizehn Jahre alt, als der Vater starb. Es wurde bereits weiter oben gesagt, dass Magnus Agriconius seine Kinder zu Hause weit über das Übliche hinaus unterrichtet hatte, und Anna, Samuel und Maria scheinen eifrige Schüler gewesen zu sein, wie verschiedene biographische Quellen anführen. Dass vor allem den drei mittleren Geschwistern ein grosser Bildungseifer zugesprochen wird, basiert vielleicht einfach darauf, dass sie umfangreiche Schriftstücke hinterliessen – im Gegensatz zur von praktischen Aufgaben früh eingedeckten Christina und zum Nesthäkchen Sara. Anna jedenfalls lernte mit Sicherheit Latein und später kamen mehrere europäische Sprachen hinzu, so dass sie schon bald als aussergewöhnlich gebildet galt.⁴¹³

Die von Anna Åkerhielm überlieferten Schriften entstanden allerdings sehr viel später, als sie schon über vierzig Jahre alt war. Es handelt sich um Briefe und ein parallel dazu geführtes Tagebuch, das laut Sjöblad das interessanteste weibliche schwedische Tagebuch des 17. Jahrhunderts ist. Obwohl Reisetagebücher zu den verbreitetsten Formen überhaupt gehören, ist Anna Åkerhielms Thematik einzigartig, da es ein Kriegstagebuch aus Frauenhand ist.⁴¹⁴ Zwar sind etwa ein Drittel aller bekannten Tagebücher von schwedischen Frauen Reisetagebücher, doch dies trifft nicht für die frühen unter ihnen aus dem 17. Jahrhundert zu, als Studienreisen genau so wie Dienst- und militärische Reisen den Männern vorbehalten waren. Die Studenten übten die Textsorte schon zu Hause ein, denn das Führen eines Reisetagebuchs war ein obligatorischer Bestandteil einer „grand tour“ zum Studienabschluss. Diese Diarien waren Repräsentationsobjekte und schlossen deshalb einen Grossteil privater Themen bereits von vornweg aus. Man bemühte sich, von möglichst vielen Visiten bei wichtigen Persönlichkeiten Zeugnis abzugeben und ein reichhaltiges Stammbuch voller Widmungen und Motti nach Hause bringen zu können.⁴¹⁵

Dagegen sind vom 17. Jahrhundert nur äusserst wenige Reisetagebücher von Frauen erhalten, obwohl auch viele Frauen weit und lange reisten – beispielsweise weil es vorkam, dass Soldaten und Offiziere auf Feldzügen von ihren Frauen und sogar Kindern begleitet wurden, wenn zu Hause die Existenz nicht gesichert war oder das Ehepaar sich nicht trennen wollte. 1709, nach den Schlachten von Poltava und Perevolotjna, gerieten

413 Die in der Sekundärliteratur häufigen Bemerkungen über Anna Åkerhielms Bildung greifen alle offensichtlich auf die von Daniel Tilas verfasste Einleitung zu Anna Åkerhielms Beitrag Gjörwells Anthologie „Det svenska biblioteket“ (1757-61) zurück: „Inbördes kärleken dess Syskon emellan, och åhugan om hwarannans education gick så långt, at Brodren gaf Systrarne anledning til at lägga sig efter Bokwett, hwartill i synnerhet denna Jungfru Anna Agriconia hade besynnerlig böjelse och hug, så at hon i Latiniteten och Historien gjordt wackre framsteg, samt sedermera på egen hand lagt sig efter de mäste Europäiske språken“ (S. 26; vgl. Åkerhielm 1970:50 u. Åkerhielm 1926:52).

414 Sjöblad 1992:13-14.

415 Hættner/Larsson/Sjöblad 1991:16.

nicht nur 18'000 karolinische Soldaten, sondern auch 1600 Frauen und Kinder in die lange und harte Gefangenschaft, die bis zum Frieden von 1721 dauern sollte. Im Gegensatz zu den Männern, die in ihrer Funktion als Offiziere zum Führen von militärischen Journalen verpflichtet waren und daraus oft auch eine private Gewohnheit machten, ist von all diesen Frauen aber kein einziges Tagebuch überliefert. Anna Åkerhielm und Agneta Horn gehören zu den wenigen Frauen, die überhaupt von Feldzügen berichten (Agneta Horn hatte so 1631 als Zweijährige ihre Mutter verloren. Kristina Oxenstierna war mit ihr schon sechs Wochen nach der Geburt dem Gatten in den Dreissigjährigen Krieg gefolgt; doch sie erlag schon bald der in den Feldlagern grassierenden Pest, und das unfreundliche Schicksal der zwei kleinen Kinder begann. Trotzdem folgte auch Agneta Horn selbst ihrem Mann sofort nach der Hochzeit auf Dienstreisen und Feldzüge. Der selten besprochene Schlussteil ihrer Autobiographie gibt die Aufzeichnungen aus diesem Reisejournal wieder).⁴¹⁶

Betrachten wir kurz etwas genauer Anna Åkerhielms Ruf als „gelehrtes Frauenzimmer“ und insbesondere die Angabe, sie habe die meisten europäischen Sprachen beherrscht: Die untersuchten, späten Texte zeigen, dass sie jedenfalls zum Entstehungszeitpunkt 1686 nicht nur Schwedisch, sondern auch Deutsch sehr gut schrieb. Eine Liste der Verstorbenen auf Französisch belegt, dass sie es auch als Schriftsprache ohne Unsicherheiten beherrschte; ausserdem enthalten ihre Papiere eine geschickt gezeichnete Panoramakarte des Golfs von Lepanto (Naupaktos im Golf von Korinth), deren ausführliche Legende auf französisch verfasst ist.⁴¹⁷ Die in den Texten sonst überall korrekt verwendeten und in meist originalgetreuer Orthographie wiedergegebenen Fremdwörter lassen darauf schliessen, dass sie auf jeden Fall auch gute Latein- und Italienischkenntnisse hatte. Im klassischen literarischen und historischen Bildungsgut war sie ebenfalls heimisch, wie die häufigen Anspielungen auf die griechische Antike zeigen. Zur Vorbereitung hatte sie zudem sorgfältig die neueste internationale Reiseliteratur mit wissenschaftlicher Beschreibung der griechischen Altertümer studiert.⁴¹⁸ Doch mit diesem Einschub haben wir in der Biographie weit vorgegriffen. Kehren wir deshalb nochmals zurück zu der jungen Anna, die nach dem Tod der Eltern wie ihre kleineren Schwestern bei Familienangehörigen unterschlüpfte.

Samuel Månsson kehrte 1671 von seiner langen Peregrination zurück und wurde bald darauf Sekretär beim Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie. Dort verschaffte er seiner Schwester Anna eine Stelle als Hofdame bei de la Gardies Gattin – Maria Euphrosyna.⁴¹⁹ Anna war in dieser hochkultivierten Familie gern gesehen, und mit der

416 Sjöblad 1992:8, 1993:257 und 1997:37-38; vgl. auch Åberg 1999:11.

417 Es ist allerdings schwer zu beurteilen, ob diese Karte von ihr selber erstellt wurde, da die verwendete Schrift eine französische Kursive ist, was einen Vergleich mit der gotischen Kursive des Tagebuchs verunmöglicht (mir lagen lediglich Fotokopien der Handschrift des Tagebuchs vor, die Briefe und anderen Texte (auch die Liste der Verstorbenen) waren mir nur gedruckt zugänglich).

418 Åkerhielm 1950:34.

419 Diese Reihenfolge nennt Åkerhielm 1926:36, 52 und vor ihm *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-1907, Bd. XXIII:147). Laut einer neueren

Zeit wurde sie zur Vertrauten der Tochter Catharina Charlotta, die ebenfalls als „gelehrtes Frauenzimmer“ galt. Als diese 1682 den Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmarck heiratete, nahm sie Anna als Hofdame zu sich. Von nun an begleitete sie die Gräfin auf ihren Reisen, und auch als von Königsmarck 1686 in den Dienst der Republik Venedig trat, um als Oberbefehlshaber zu Land einen in Griechenland begonnenen Feldzug gegen die Türken weiterzuführen, reisten die beiden Frauen (und ein stattlicher Hofstaat) mit. Das Ehepaar Königsmarck und Anna Åkerhielm verbanden auch intellektuelle Interessen – sie zogen zusammen aus und nutzten die Gelegenheiten zu allerhand architektonischen Feldforschungen, was wohl nicht nur in den Militärlagern mit etwas Verwunderung zur Kenntnis genommen wurde.⁴²⁰ In einem Brief an den Bruder vom 19. September 1687 schreibt sie:

Wij wille gåå längre inn i hamnen och på landet at see ett stort lejon som ståår rätt i stranden. Han [der Vizekonsul von Athen] sade wij kunde wähl giörat utan fahra. Det är af marmor och sitter, är 5 allnar högt, och har stått där uti 2.000 år, men ännu har ingen wijsat seja mig hwem som har dyt det. [...] Jag weet intet för hwem det kom underligare, oss at see oss så widt i wärlden och wyd en så namnkunnig orth, eller dem at se nordijska quinfolk på sin strand.⁴²¹

Etwa einen Monat später belagerten die venezianischen Truppen Athen. Wie andernorts hatten die Türken in ihrer langen Herrschaft Athens antike Tempel zu Kasernen und Festungen umfunktioniert, und im Parthenon lagerten riesige Pulvervorräte. Nun mussten die schwedischen Bewunderer der klassischen Architektur mit ansehen, wie ihre eigenen Bomben die Altertümer in Schutt und Asche legten. Sie schreibt ihrem Bruder:

Fästningen ligger på ett berg, som säjes wara dät slemmaste at bemächtiga sig tij ingen mine kunde giöras. Huru nödigt hans excell:s wille förderfwa dät skiöna tempel, som uthi 3.000 år hafwer stått och kallas Minervae tempel, men dät hielpte intet, bomberna giorde sin werckan och kan dät tempel aldrig i dänna werden mera uprättas.⁴²²

Als historisch und literarisch Gebildete war Anna Åkerhielm sich der geschichtlichen Dimension des täglich Erlebten bewusst. Sie befand sich als Gesellschaftsdame an der Seite der Gräfin im eigentlichen Zentrum der Ereignisse und berichtete in regelmässigen Briefen ihrem Bruder und anderen Sekretären in der Königlichen Kanzlei über die militärischen Entwicklungen. Auf diesem Weg liess sie auch die Angehörigen der etwa

Quelle (Åkerhielm 1970:12) ist Anna Agriconia bereits 1667 in die Dienste der de la Gardies getreten, als Samuel noch in Paris war; vgl. auch den Eintrag in Maria Agriconias Tagebuch: [1667] „den 8 Maij reeste Syster Anna mansdotter hem ifrån oß“.

420 Der Historiker Anders Fryxell beschrieb die architektonischen Wanderungen der Gesellschaft in Athen und auf dem Lande: „Fältlägret företedde här uppträden, som på sådane ställen voro temligen sällsynta. Man såg den lärde Fältmarskalken och hans lärda fruntimmer anställa hvarjehanda vetenskapliga och historiska forskningar.“ (Zitat aus einer nicht genauer genannten Studie in *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-1907, Bd. XXIII:145).

421 Åkerhielm 1970:70.

422 Brief vom 18. Oktober 1687 (Åkerhielm 1970:72-74).

achtzig in Griechenland weilenden schwedischen Militärs und Zivilisten über deren Schicksal informieren.⁴²³

In den älteren biographischen Nachschlagewerken gehörte Anna Åkerhielm zu den äusserst wenigen Frauen mit einem eigenen Eintrag, und es ist offensichtlich, dass sie diese Ehre ihrer Kriegsberichterstattung aus Griechenland verdankt. Diese Biographen nennen jedoch ihre aussergewöhnliche Bildung als Grund ihres Ansehens, ja gar der gegen das Ende ihres Lebens erfolgten Erhebung in den Adelsstand.⁴²⁴ Das Paradoxe an dieser Begründung äussert sich deutlich im argumentatorischen Kurzschluss des ausführlichen Artikels im *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-57, Bd. XXIII:144):

Se här en för sin egen skull adlad svensk tärna, hvilken ej behöfde låna en faders eller en makes anseende, för att eröfra ära åt sitt namn.

Om Anna Agriconnia för *sin broders anseendes* skull hade intagits i hans adelsbref, hvarför intogs ej system Maria Sophia, som ock var „väl hemma i språken“, också försökande sig som författarinna? Man kan säga, att Anna adlades för att kunna i dessa dagar tillhöra hjelten Otto Wilh. Königsmarcks och dennes Grefvinnas sällskapskrets – ty det förutan hade hennes personliga egenskaper och talanger sannolikt ej utmärkts genom adligt namn; men ändå må erkännas att hon eröfrade del i den Åkerhjelmiska skölden genom *egna förtjenster*. Ty dylik ära tillföll ej alla, som hörde till Fältmarskalk O. Königsmarcks „domesticæ“.

Weder ihre Bildung noch die Stellung bei den Königsmarcks sind für sich genommen sehr überzeugende Gründe für einen Adelstitel. Es gab selbst im Hofstaat der königlichen Familien stets auch einige Hofdamen bürgerlicher Herkunft, die meist – aber nicht immer – für konkretere Aufgaben als ihre adeligen Hofschwestern zuständig waren.⁴²⁵ Wenn ein Adelstitel für das Hoffräulein der Gräfin aus Gründen der Etikette unerlässlich gewesen wäre, hätte die Ernennung nicht erst zwanzig Jahre nach dem Eintritt in deren Haushalt erfolgen können. Viel wesentlicher dazu beigetragen hat sicher Annas Kriegsberichterstattung an den Bruder und wohl auch die Pflege, mit der sie der schwer kranken Gräfin jahrelang beistand. Darauf weist auch, dass die Verleihung des Adelstitels 1691 nach einer Audienz bei der Mutter des Königs, Hedvig Eleonora, erfolgte, deren Nichte die Gräfin war.⁴²⁶

Das Tagebuch und die Briefe liegen in lückenlosem und gründlich kommentiertem Druck vor (Åkerhielm 1970). Der militärische Hintergrund soll an dieser Stelle deshalb nicht besprochen werden. Der Feldzug und seine Vorbereitungen führten den Hof der

423 Vgl. Åkerhielm 1970:7-9.

424 So *Svenskt biografiskt handlexikon* (1906:II:771): „I sällskap med grefvinnan Königsmarck fick Anna Agriconia företaga vidlyftiga resor i Italien och Grekland och ådagalade i sin därunder förda dagbok så mycken lärdom och skarpsinnighet, att hon omkring 1692 adlades på sin broder Samuel Åkerhielm d. ä:s nummer, en utmärkelse, hvilken, så vidt man vet, blott denna enda gång vederfarits ett svenskt fruntimmer för hennes egna förtjänster.“

425 Vgl. Persson 1997:309.

426 Vgl. Åkerhielm 1970:49.

Königsmarcks 1686 zunächst nach Venedig und dann über Napoli (di Romania, Naulpia) ins Winterquartier auf die ionische Insel Zante vor Morea (Peloponnes). Die Truppen wurden von Anfang an von Infektionskrankheiten, Malaria und Pest heimgesucht, und sowohl unter den Soldaten als auch den Offizieren und ihren Zugehörigen grassierten immer wieder neue Krankheitswellen. Nach zwei Jahren, Ende 1686, kam von ursprünglich 15'000 deutschen Söldnern nur noch jeder Dritte ins Winterlager. Königsmarck konnte bei seinem Antritt die Truppen wieder auf 10'000 Mann auffüllen. Doch auch in den folgenden Monaten hörte das Sterben nicht auf. In der unmittelbaren Umgebung von Anna Åkerhielm herrschte zeitweise das Chaos; allein im engeren Umfeld und Hofstaat der Königsmarcks fielen 37 Personen den Seuchen zum Opfer. Die Gräfin und Königsmarck selber waren mehrmals schwer krank, und unter den Bediensteten gab es sehr viele Todesfälle. Anna Åkerhielm kümmerte sich um die Pflege der Königsmarcks und ordnete für die kranke Gräfin die Angelegenheiten des Hofstabs.⁴²⁷

Viele Ereignisse hielt sie im Tagebuch oder, und teilweise parallel dazu, in ihren Briefen nach Schweden fest. In den Briefen beschreibt Anna den Adressaten ihre Emotionen und Ängste ohne Umschweife, doch im persönlichen Tagebuch, das sich an kein bestimmtes Gegenüber richtet, formuliert sie die selben Ereignisse viel knapper und teilnahmsloser. Wie bei allen bisher untersuchten Autorinnen und Autoren übernimmt auch Anna Åkerhielms Reisetagebuch nicht den Part eines fiktiven Adressaten. Es dient als Gedächtnisstütze zur Datierung der Reiseetappen und der wichtigsten Ereignisse.⁴²⁸

Am 15. September 1688 starb der Feldmarschall an einer Fieberkrankheit. Die beiden Frauen organisierten nun die Rückreise nach Italien, doch es sollte noch bis Mitte Januar dauern, bis ihr Schiff in Venedig einlief. Dort mieteten sie ein Haus, wo sie bis Ende März logierten, um dann die Rückreise über die Alpen und Deutschland bis nach Stade anzutreten, wo die Gräfin mehrere Besitzungen hatte. Die Wartezeit in Venedig nutzte Anna Åkerhielm zu Bildungs- und Tourismuszwecken, und die detaillierten und lebendigen Eintragungen aus diesen Wochen lassen erahnen, um wie viel ausführlicher die Notizen in Griechenland ausgefallen wären, wenn der Krieg und die Seuchen nicht immer wieder alle Musse vertrieben hätten. Diesen kurzen Abschnitt lang verliert der Text seine spröde Sachlichkeit und wird zu einem euphorischen Reisebericht.

Doch bereits auf dem Weg durch Süddeutschland hörte Anna auf, ihr Tagebuch weiterzuführen. Im Juli 1689 waren sie zu Hause auf Schloss Agathenburg bei Stade. Gegen Ende des nächsten Jahres reiste sie alleine nach Schweden, um erst im Herbst des Jahres 1691 nach Stade zurückzukehren. Von dieser Reise ist das kurze Fragment eines Journals erhalten, das aufs Haar dem Tagebuch ihrer Schwester Maria gleicht: In den Monaten vom Mai bis Juli 1691 reiste Anna zu Besuchen bei den Verwandten in Södermanland umher, so dass wir auf die vertrauten Ortsnamen treffen. Die Knappheit von Annas Eintragungen übertrifft allerdings Marias Stil noch. Zwar waren auch die Tagebuchnotizen aus Griechenland nicht eben überschwenglich, wenn man mit dem vergleicht, was Anna in ihren Briefen an vertraute Personen bot, doch das Tagebuch-

427 Åkerhielm 1970:16-33.

428 Vgl. auch Sjöblad 1992:12-14.

fragment aus der Heimat ist noch viel karger. Mit wenigen Ausnahmen nennt Anna nicht einmal die besuchten Personen, sondern nur die Orte – von den Erlebnissen und Gesprächen ganz zu schweigen. Im August ist sie wieder in Stockholm, und die nun anstehenden Vorbereitungen für die Rückreise nach Stade geben den Eintragungen wieder etwas Farbe. Etwas ausführlicher äussert sie sich nun auch über die bereits angesprochene Visite bei der Königinwitwe.

Es ist auffällig, dass auch Anna – genau wie ihre Schwester – die jahrelang ersehnten Familienbesuche weder detailliert beschreibt noch kommentiert, obwohl die Treffen nach so langer Trennung und Ungewissheit bestimmt mit Emotionen verbunden waren. Offensichtlich erschien beiden Schwestern ein überaus nüchterner Stil angemessen für diese Art von Familientagebuch, das von vertrauten Personen und Orten und intimen Szenarien handelt. Die Notizen zielen in erster Linie auf praktische neue Informationen, Daten und Namen, und deshalb erhalten uns vergleichsweise unwichtig scheinende Dinge wie der ausgehandelte Preis für die Rückreise und der Name des Schiffers viel mehr Raum als Persönliches.

Die folgenden Jahre stand Anna Åkerhielm weiterhin ihrer Gräfin mit ihrer Organisationsgabe bei, wie verschiedene Briefe nach Schweden aus dieser Zeit zeigen, obwohl sie persönlich gerne nach Schweden zurückgekehrt wäre. Als Catharina Charlotta de la Gardie 1697 starb, blieben auch Anna Åkerhielm nur noch fünf Monate. Sie starb im Februar 1698 in Stade, wo sie zum Ordnen des Nachlasses der Gräfin geblieben war.⁴²⁹

Im sprachlichen Quervergleich nimmt Anna Åkerhielms Text oft Spitzenpositionen ein. Von allen Frauen verwendet sie am meisten Fremdwörter und bespricht am häufigsten institutionelle, in diesem Fall militärische Themen. Im Einklang mit der expliziten Textsorte stehen die wenigen Personalpronomen. Verglichen mit den anderen Tagebüchern sind ihre Adjektiv- und Verbvariation und die Anzahl Nebensätze hoch. Die einzelnen Teilsätze sind dafür kurz. Gänzlich fehlen bei ihr Schlüsselwörter rund um das Thema Familie – würde ihre Dienstherrschaft dazu gerechnet, fiel dieser Befund allerdings anders aus. Sie schreibt oft vom Ehepaar Königsmarck, und dennoch enthält ihr Tagebuchausschnitt am wenigsten Nennungen und am wenigsten Männernamen überhaupt. Das liegt daran, dass sie 27 mal von den Königsmarcks als "h:s grefl. nådh, H:s Ex:" o.ä. schreibt. Im Zusammenhang mit dieser Gewohnheit, die langen Titelbestandteile regelmässig abzukürzen, wird auch ihre erstaunlich kurze Wortlänge erklärbar (sie hat mit Agneta Horn die kürzeste Wortlänge des Korpus gemeinsam, obwohl ihr Text wesentlich längere Wörter und Schreibungen aufweist).

429 Åkerhielm 1970:47-51.

5.10 Henrik Henriksson Horn (1618-1693)

Henrik Henriksson Horn schlug schon früh die militärische Laufbahn ein. Sein Freiherrentitel und seine erste Beförderung zum Kavalleriemajor stammen aus der Regierungszeit Christinas. Auch unter den folgenden Regenten erklimmte er stetig höhere militärische und zivile Chargen – merkwürdigerweise obwohl er die ihm anvertrauten Ämter mehrheitlich gar nicht antrat oder aber an ihnen scheiterte. Seine grösste Niederlage erlebte er 1677 mit der Zerstörung der von ihm befehligten Flotte durch die Dänen, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Befehlsübernahme aufgrund seiner Unerfahrenheit im Seekrieg abzulehnen. Bereits 1666 hatte ihn die Vormundschaftsregierung mit dem Generalgouvernement über Bremen und Verden betraut. Im Krieg gegen die brandenburgische, holländische und dänische Allianz (1675-79) konnte er sein Gebiet nicht halten. Er kapitulierte und musste aus seiner Residenzstadt Stade abziehen, konnte jedoch nach dem Friedensschluss 1680 seinen Posten erneut antreten. Bis zu seinem Tod 1693 versah er in Stade dieses Amt der zivilen Verwaltung.

Der Herausgeber der Quelle musste eine Auswahl aus Henrik Horns Tagebüchern treffen und entschied sich für einen begrenzten Zeitabschnitt.⁴³⁰ Als besonders interessant beurteilte er die Periode von Januar 1684 bis Juli 1685, als Horn sich in Stockholm aufhielt, um verschiedene Angelegenheiten zu regeln. In dieser Zeit bewegte er sich am Hofe und hatte täglich Kontakt mit Karl XI. oder hohen Regierungsmitgliedern. Da er seit 1660 Reichsrat war, musste er nun in der Hauptstadt auch regelmässig an den Sitzungen des Königlichen Rates teilnehmen – meist ohne besonderes Interesse, wie seine Kommentare offenbaren. Er verbrachte viel Zeit mit der Aufwartung bei Hofe, und sein Tagebuch vermittelt viel von der Stimmung am Hof. Der Alltag bestand offensichtlich für die meisten im zermürbenden Warten auf eine gute Gelegenheit, um im richtigen Moment neben dem König zu stehen oder bei einer anderen einflussreichen Persönlichkeit die eigenen Anliegen vorantreiben zu können. Der König versammelte seine Besucher und Ratgeber in verschiedenen Räumen, zwischen denen er unvermittelt hin und her wechselte, die einen oder anderen Favoriten jeweils mit sich fort bittend. Er verlangte von seinen Räten fast ununterbrochene Verfügbarkeit, und Horn reiste ihm ständig auf die vielen Aushebungen und Musterungen nach, die der König persönlich inspizierte. In den letzten sechs Monaten seines Stockholmaufenthaltes präsidierte Horn im Kriegskollegium eine Spezialkommission zum Bau von Verteidigungsanlagen.

Der Hauptgrund, weshalb Horn sein Generalgouvernement vorübergehend in die Hände eines Stellvertreters gelegt hatte, war das Zerwürfnis mit Georg Güthrie, dem 1681 eingesetzten Direktor des Kammerwesens der bremischen Finanzverwaltung. Güthrie stammte von Stockholmer Kaufleuten ab und machte sich zunächst im Reichsrechnungswesen und später in der Reduktionsbürokratie und der Untersuchungskommission über die Versäumnisse der Vormundschaftsregierung verdient (aufgrund seiner Berechnungen wurde u.a. die Höhe der Zinsrückforderungen bestimmt). Es folgte die Beru-

430 Der hier untersuchte Auszug umfasst die vollständigen und fortlaufenden Eintragungen vom 11. bis 29. Januar 1684, abgesehen von einer Lücke vom 14.-19. Januar, deren Ereignisse der Herausgeber zusammenfasst.

fung zum Zolloberinspektor der norddeutschen Gebiete und die Ernennung in den Adelsstand. Kurz darauf wechselte er aus dem Zollwesen in die bremische Verwaltung. Schon bald nach dem Amtsantritt kam es zum Streit mit seinem über siebzigjährigen Vorgesetzten Horn, dessen Weisungen er offensichtlich missachtete und systematisch hinterging. Güthrie scheint von Anfang an auf Konfrontationen hin agiert zu haben, vermutlich weil er auf Rückendeckung von Erik Lindschöld rechnen durfte, dem einflussreichen Mann im Umfeld des Königs. Horn sah sich nach einiger Zeit deshalb gezwungen, selbst an den Hof zu reisen und auf seine Rechte zu pochen, da er wusste, dass auch sein Gegenspieler bereits persönlich vorgeladen worden war. Aus den geplanten Wochen wurden zuletzt eineinhalb Jahre, bis es Horn nach vielen Rückschlägen gelang, den Konflikt für sich zu entscheiden.⁴³¹ Die Schachzüge der beiden prestigebewussten und streitfreudigen Funktionäre sind hier nicht von Interesse. Abgesehen von der Schilderung dieses Konfliktes und der Regierungsgewohnheiten Karls XI. sind die gedruckten Tagebuchteile allerdings thematisch eher unergiebig und eintönig. Deshalb soll an dieser Stelle das Augenmerk bereits auf die sprachlichen Merkmale gelenkt werden.

Der quantitativ ausgewertete Auszug umfasst eine Folge von Tagen, die Horn hauptsächlich mit Visiten und Aufwarten im Schloss und an Ratssitzungen zubachte. Diese thematische Enge und Uninspiriertheit findet ihren Ausdruck in seinen lediglich fünf Spitzenwerten, welche dreimal die Redundanz der Substantive betreffen, und je einmal die Redundanz der Verben und das Überwiegen der Hauptsätze. Im Quervergleich ist dieser Text sprachlich unauffällig. Er bewegt sich im Mittelfeld der verschiedenen Vergleichsgruppen, und einzig die enge Thematik hinterlässt Spuren im Wortschatz.

431 Die biographischen Angaben basieren auf der Einleitung von Arne Munthe in Horn 1684-1685 passim, sowie *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* 1835-1907:VI:248-249 und *Svenskt biografiskt handlexikon* 1906:I:519.

5.11 Märta Berendes (1639-1717)

Freiherrin Märta Berendes ist eine weitere Frau aus dem Hochadel, die sich über Jahrzehnte mit religiöser Lektüre beschäftigte und selber Gebete und Betrachtungen schrieb. In den zwei Jahrzehnten vor ihrem Tod schien sie am Hof den Frauen des Königshauses und ihren Hofdamen eine innige Religion vermittelt zu haben, die den anderen Trost spenden konnte.⁴³² Sie hinterliess das knapp 350-seitige Manuskript eines Gebetbuchs, aus dem Hanselli einige Gedichte und zwei Gebete in seine Anthologie⁴³³ aufnahm. Neben Gebeten enthält die Handschrift einen autobiographischen Prosatext von vierzehn Seiten und eine sechsseitige Erläuterung der Bibelstellen, die Märta Berendes für die Predigt an ihrer Beisetzung wünschte.⁴³⁴

Auf einem Vorblatt des Gebetbuches erläutert sie, wie ihre Textsammlung entstanden ist. Nach nur drei Jahren Ehe starb ihr erster Mann – achtzehn Tage nachdem die Zwanzigjährige ihr zweites Kind geboren hatte. Um sich zu trösten, habe sie damals mit dem Schreiben begonnen und in den folgenden siebzehn Jahren nach und nach etwas hinzugefügt. Nach dem Tod ihres zweiten Mannes 1676 habe sie nochmals intensiv daran geschrieben und es abgeschlossen. Diese Datierung stimmt für den Gebetsteil und schliesst auch den ersten Teil der Autobiographie ein, der aufgrund einer Formulierung ebenfalls auf 1676 datiert werden kann.⁴³⁵

In diesem ersten Teil werden die Hauptereignisse in einem Schwung erzählt, und nur sehr wenige Aspekte erfahren darin überhaupt Aufmerksamkeit. Der Lebensverlauf wird – entsprechend seinem Titel „Optekning på mitt olykeliga leffverne födelse och ålder“ – als eine unablässige Folge von Schicksalsschlägen dargelegt. Diese fixierte Perspektive schiebt alle glücklichen Ereignisse und Lebensphasen in den Hintergrund. Bereits innerhalb des ersten Satzes spannt Berendes den Bogen von erwartungsgemässen Informationen rund um ihre Geburt gleich bis hin zum Tod ihres Vaters, der erst dreizehn Jahre später eintraf. Damals, 1652, war sie bereits Hofdame bei Königin Christina, obwohl sie lieber ihre Mutter gepflegt hätte, wie sie betont. Zweieinhalb Jahre nach dem Vater starb auch die Mutter. Die 15-jährige Märta und ihre Schwester Anna wurden nun von der Schwester der Mutter aufgenommen, Gräfin Britta Kurck. Eine andere Tante, Kerstin Kurck, war Hofmeisterin und damit Märta Berendes Vorgesetzte am Hof. 1656 konnte Märta Berendes heiraten und den Hof verlassen, doch nur drei Jahre später starb ihr erster Gatte Johan Sparre. Die nächsten Jahre verbrachte sie mit ihren zwei Kleinkindern bei der geliebten Schwiegermutter.

432 Vgl. Lindgärde 1993a zum Hofkreis, dem Märta Berendes angehörte; Lindgärde 1993b führt in ihre Autobiographie ein; Lindgärde 1994 fokussiert auf die Gebetssammlung.

433 Hanselli 1863/1878:8:1-20.

434 Das Manuskript ist in Privatbesitz (vgl. Lindgärde 1994:185-186). Fotokopien davon sind mittlerweile bei der Universitätsbibliothek Lund erhältlich – dank Valborg Lindgärde, der ich an dieser Stelle auch für die ideelle und praktische Hilfe danken möchte.

435 „[...] har han [Gud] som åffast behållet mitt hus i sin faderlige tuchtan [...] men svårast detta nu förledne åhrett. Anno 1675 inföll min salige kere man i stora mässlingen [...]“ (Berendes ≈1700:305).

1662 heiratete sie den deutlich älteren, ebenfalls verwitweten Reichsrat Gustaf Posse. Ab 1666 war er immer wieder schwer krank; ein ganzes Jahr lang litt er abwechselungsweise an Typhus, Malaria und einem Steinleiden. Die Eheleute fuhren deshalb 1668 nach Deutschland zur Kur ins Emser Bad. Diese Landreise unterbricht als einziges Thema die Serie negativer Ereignisse – allerdings ohne den leichtesten Hauch von Enthusiasmus verspüren zu lassen. 1675 litt einmal mehr die ganze Familie an einer epidemischen Krankheit, und Märta Berendes schildert, wie alle krank waren und sie selber dazu noch in ihrem letzten Kindbett lag. Wenige Monate später starb Gustaf Posse nach vierzehn Ehejahren, nur zwölf Tage nachdem sie den Tod der 13-jährigen Tochter hinnehmen mussten. Vier der neun gemeinsamen Kinder waren bereits gestorben, und nun trug sie die Verantwortung für elf Kinder aus den verschiedenen Ehen beider Eheleute.⁴³⁶ Sowohl Märta Berendes' eigene Erläuterungen als auch sichtliche Veränderungen des Schriftbildes deuten darauf hin, dass sie ihren Lebenslauf unmittelbar nach dem Tod des zweiten Mannes 1676 erstmals bis zur Gegenwart aufschrieb.⁴³⁷

Über die nächsten elf Jahre bis zu ihrer Anstellung als Hofmeisterin im Jahre 1687 schreibt sie nichts. Lindgärde berichtet, Berendes sei nach dem Tod des Mannes nach Hovsta in Södermanland gezogen, einem Gut aus ihrem eigenen Erbe. In eben diese Zeit sei die langwierige Nachlassregelung gefallen, in der Märta Berendes sich für das Familiengut zur Wehr setzen musste.⁴³⁸ Es ist erstaunlich – und nicht nur im Vergleich mit Maria Euphrosynas Text – dass in Berendes' Lebensbericht keine Silbe von diesen jahrelangen Sorgen steht. Auch das Schicksal der Kinderschar bleibt fast ganz im Dunkeln.

An diesem Punkt ist der biographische Inhalt des ersten Teils im Wesentlichen wiedergegeben. Auf den elf Manuskriptseiten sind nicht viel mehr Fakten und Details enthalten, als hier zusammengefasst wurde. Die übrige Textmasse besteht aus religiösen Betrachtungen, Kommentaren und Segenswünschen. Valborg Lindgärde untersucht eingehend die von Märta Berendes bevorzugten religiösen Bilder und deren intertextuelle Bezüge zur Bibel und der Andachtsliteratur. Was Lindgärde für die Gebetssammlung feststellt,⁴³⁹ gilt auch für den darin eingefügten Autobiographieteil: Das Lesen, aber auch das Schreiben dieser Texte sollte vor allem trösten, zuversichtlich stimmen, aus der Visualisierung durchlittener existentieller Schwierigkeiten Kraft und Vertrauen in die Fähigkeiten zur Bewältigung zukünftiger Prüfungen vermitteln. Berendes meditiert bei jedem geschilderten Schicksalsschlag aufs Neue über das persönliche Kreuz, das Gott ihr und ihrer Familie auferlegt, und im gleichen Atemzug formuliert sie stets auch ihre Zuversicht, dass sie mit der Last auch die dazu nötige Kraft empfangen durfte. Gott

436 Vgl. Hanselli 1863/1878:8:5.

437 Berendes ≈1700:311; die Einträge auf dieser Seite sind laut Datumsangaben mit elf Jahren Unterbrechung entstanden. In der Tat weicht das Schriftbild der drei letzten Seiten auch deutlich von den sie umgebenden Teilen ab. Zwar handelt es sich eindeutig noch um die gleiche Handschrift, doch sie ist grösser und unregelmässiger geworden und macht einen fahrigten Eindruck.

438 Lindgärde 1994:187.

439 Lindgärde 1994:201.

habe es immer gefallen, ihr Glück mit Trauer und Bitterkeit zu mischen – doch von den glücklichen Tagen evozieren ihre Erinnerungen nichts. Die Konzentration auf die Prüfungen, auf die ständig drohenden Krankheiten und den Tod färben das gesamte Lebensbild düster ein. Positiv und freudig schildert Berendes nur den Charakter ihrer Ehemänner und die gegenseitige eheliche Unterstützung.

Berendes engt ihre Lebensbeschreibung auf die absoluten Tiefpunkte und auf die retenden, verändernden⁴⁴⁰ Impulse ein. Ganz ähnlich wie bei Agneta Horn (mit der Berendes verwandt war⁴⁴¹), fühlt man sich auch bei dieser Lektüre zuweilen versucht, die Autorin des übertriebenen, fast rituellen Jammerns verdächtigen. Doch es ist wohl eher so, dass sie einfach die vielen und langen Zustände „dazwischen“, den emotional unspektakulären Lebensalltag, unerwähnt lässt. Aus der Beschränkung auf einige wenige einschneidende Ereignisse erwächst allerdings eine seltsam irritierende Diskrepanz zwischen dem eindringlichen Klagen über die Härte des Schicksals einerseits und dem Verschweigen der meisten erlittenen Ereignisse andererseits. Berendes scheint sich im Blick zurück vor allem auf die Erzählung der Entwicklungen zu beschränken, die für ihre Aufgabe als Witwe und Familienvorstand bedeutsam waren. Das mag erklären, weshalb sie den Tod naher erwachsener Verwandter, die ihr eine Stütze sein konnten, ausführlich behandelt, den Tod ihrer kleineren Kinder hingegen nicht thematisiert. Es darf auch nicht vergessen werden, dass sie 1676 den ersten Teil ihrer Biographie an einem wirklichen Tiefpunkt verfasste, wo sich vermutlich mancher einst heftig empfundene Schicksalsschlag schmerzlich relativiert hatte.

Ab 1687, als der Text mit deutlich veränderter Handschrift wieder einsetzt, werden die wichtigsten Ereignisse in kürzeren Abständen nachgeführt, vermutlich alle ein bis zwei Jahre. In diesem Jahr wurde Märta Berendes Hofmeisterin bei der Königinwitwe, und 1688 betraute man sie für vier Monate mit der Pflege der neugeborenen Prinzessin. Neben drei Eintragungen zu diesen Ämtern bei Hofe liegt das Hauptgewicht der Notizen nun beim Schicksal ihrer Kinder. Ihre zwei Söhne zogen im Februar 1688 in den Kriegsdienst – an eben den fieberverseuchten Feldzug, an dem Anna Åkerhielm die Listen der Verstorbenen führte. Auch die beiden jungen Männer starben nach kurzer Zeit am „hitzigen Fieber“. Nur drei Monate danach verlor Märta Berendes auch ihren Stiefsohn. Über ihre Töchter vermerkt sie, dass Maria Eleonora Posse ab 1694 Hofdame bei der jungen Königin wurde. Ebba Margareta Sparre hingegen heiratete 1696, starb aber

440 Das Wort „Veränderung“ kommt denn auch zweimal vor und bezeichnet einen Eingriff Gottes in ihrem Lebenslauf, einmal beim Tod der Mutter: „så behagade och den gode guden göra den förändringen medh migh [...]“, und dann bei der zweiten Heirat in identischer Formulierung (Berendes ≈1700:301, 303).

441 Märta Berendes war über die Oxenstiernas mit der zehn Jahre älteren Agneta Horn verwandt (ihre Mutter war Agnetas Cousine). Alle vier bekannten schwedischen Autobiographieschreiberinnen des 17. Jahrhunderts stammen aus diesem engen hochadligen Umfeld: Agneta Horn, Märta Berendes, Maria Euphrosyna und Königin Christina, die ihren Lebensbericht jedoch auf Französisch verfasste. Auch die Handschriften wurden für eine gewisse Öffentlichkeit konzipiert und kursierten innerhalb der Familienverbände; doch ob Agneta Horn und Märta Berendes ihre Aufzeichnungen gegenseitig kannten, ist nicht erwiesen (Lindgärde 1993b:280).

knapp zwei Jahre später im Kindbett. 1698 ist die letzte genannte Jahreszahl, und es ist zu vermuten, dass diese Eintragung relativ kurz danach erfolgte. Danach schwenkt die Perspektive nochmals auf das Jahr 1694 zurück, als Märta Berendes Hofmeisterin der beiden Prinzessinnen geworden war. Diesen Dienst versah sie bis zu ihrem Tod 1717, doch die biographischen Aufzeichnungen brechen nach 1698 ab. Die letzten Zeilen stehen gedrängt auf dem unteren Seitenrand, und auf der folgenden, linken Seite ist ein Abendgebet eingebunden, das sie offensichtlich bereits Jahre zuvor in einer grazileren und gepflegteren Schrift geschrieben hatte.

Der hier untersuchte Auszug entstand somit vermutlich in zwei Phasen: Der grössere Teil wurde um 1676 in einem Zug eingetragen, und die letzten drei Seiten entstanden im Abstand von jeweils eins bis zwei Jahren zwischen 1687 und wohl kurz nach 1698. Gut ein Drittel des Auszugs ist der religiösen Betrachtung nach dem Tod des zweiten Mannes entnommen. Daran anschliessend folgen die eben besprochenen chronikartigen Eintragungen.

Auch Märta Berendes' Sprache ist im Quervergleich unauffällig. Unter allen Frauen verwendet sie zusammen mit Agneta Horn am wenigsten Fremdwörter, und zusammen mit Beata von Yxkull am meisten Possessivpronomen (überwiegend der ersten Person Singular). Verglichen mit den anderen erzählenden Auszügen weist Berendes die geringste Adjektivvariation und am wenigsten Männernennungen auf. Auch im Vergleich zwischen allen Texten der zweiten Periode sticht Berendes durch geringe Adjektiv- und Verbvariation und durch wenige Hapax hervor. Sie schreibt damit einen syntaktisch und lexikalisch durchschnittlichen (und das heisst hier jeweils: gut funktionierenden) Text, der allerdings keinen Hang zur Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern romanischer Herkunft hat und so in der Verb- und Adjektivverwendung etwas stereotyp wird. Auch bei der thematischen Konzentration nimmt Berendes nie eine Spitzenposition ein, obwohl man bei der Lektüre durchaus den Eindruck gewinnt, dass überaus viele religiöse Schlüsselwörter vorkommen. Tatsächlich liegt Berendes hier aber „nur“ an zweiter Stelle des Korpus; ebenso verhält es sich bei den Abstrakta und beim Thema Körper.

5.12 Erik Dahlberg (1625-1703)

Heute sind in Schweden vor allem zwei der hier untersuchten Autorinnen und Autoren allgemein bekannt: Von den Frauen ist dies Agneta Horn, die dank ihres Lebensberichts seit mehr als einem halben Jahrhundert zum universitären Unterrichtskanon der schwedischen Sprach- und Stilgeschichte zählt. Bei den Männern ist es Erik Dahlberg, der sich in mehreren Hinsichten Denkmäler setzen konnte – mit seinem architektonischen und zeichnerischen Lebenswerk, mit seinem Einsatz im Militär und der Zivilverwaltung und mit seiner umfangreichen Autobiographie.

In kurzen Auszügen waren Dahlbergs autobiographische Aufzeichnungen schon im 18. Jahrhundert bekannt. 1823 wurden sie zum ersten Mal in etwas vollständigerer Form gedruckt, worauf Dahlberg vollends als Identifikationsfigur der patriotischen und nationalhistorischen Kreise vereinnahmt wurde. 1914 kam es in diesem Geiste zu einer erneuten Drucklegung der Tagebücher, die diesmal auch strengeren wissenschaftlichen Anforderungen genügen konnte.

Wie Agneta Horns Erinnerungen schöpft auch Dahlbergs Bericht seine alterungsbeständige Faszinationskraft aus der literarischen Qualität der erzählten Motive und Episoden. In seiner Lebensschilderung sind mehrere Stränge verflochten, die auch einzeln für sich genommen bereits eine fesselnde Geschichte abgaben. Zum ersten ist da das Aschenputtelmotiv vom mittellosen Waisenjungen, der dank seinem Talent und seinem angenehmen Wesen auffällt und sich fleissig und zielstrebig bis in die gesellschaftliche Elite hinaufarbeitet. Zum anderen wirkt auf die Nachwelt die ungewöhnliche Bandbreite seines Wirkens faszinierend. Dahlberg besass eine grosse künstlerische Begabung und verschaffte sich darauf aufbauend eine gediegene Ausbildung, die ihm schliesslich sein Auskommen, hauptsächlich im Dienst der Krone, ermöglichte.

Sein Werk und sein Nachlass zeugen von universalen Talenten in technisch-mathematischen, musischen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen gleichermassen (sein Tagebuch belegt, dass er sich neben dem Latein auch mehrere moderne Fremdsprachen mit Erfolg aneignete). Nach einigen unschlüssigen Wanderjahren in halb Europa wählte er die militärische Laufbahn und wirkte als Fortifikationsingenieur an zahllosen Festungen des Landes. Doch auch als Architekt von Planstädten, von Wohnbauten für Soldaten und Offiziere und von vielen Zivil- und Sakralbauten prägte er die schwedische Grossmachtzeit mit. Seine Neigung zur bildenden Kunst liess er in die erste, imposante Sammlung von Zeichnungen schwedischer Städte, Bauten und Schlösser münden, die später als Kupferstiche gedruckt wurden und seinen Namen auch als Künstler allgemein bekannt machten.

Erik Dahlberg war zudem ein fähiger Administrator, Diplomat und Offizier. Verschiedene militärische Operationen leitete er nachweislich mit Erfolg, doch seine wohl bekannteste Heldentat gehört in die Kategorie der historischen Mythen: Dahlbergs Bedeutung als militärischer Ratgeber Karl X. Gustavs beim Zug über den Grossen Belt im Februar 1658, wozu er eine Expertise über die Tragkraft des Eises abgab, wurde lange Zeit überschätzt. Die Überbewertung seiner Rolle beim gewagten Heerzug, der Schweden zu den bedeutenden Landgewinnen des Friedens von Roskilde verhalf, gründet auf

Dahlbergs eigener Darstellung im Tagebuch, wo er seinen Beitrag zum aufsehenerregenden Unterfangen eindeutig überhöht.

Diese Bündelung wirkungsvoller biographischer Motive und ihre ergiebige und spannende Schilderung durch Dahlberg selbst haben dazu geführt, dass sein Lebenslauf in vielen Nachschlagewerken und Monographien ausführlich behandelt wird. Erst vor kurzem diente sein Lebensbericht sogar als Ausgangsmaterial für einen erfolgreichen historischen Roman über den Dreissigjährigen Krieg. An dieser Stelle werden deshalb nur die für den untersuchten Auszug relevanten biographischen Informationen gegeben und im übrigen auf den Quellentext und die Sekundärliteratur verwiesen.⁴⁴²

1914 wurden für die Drucklegung des schwedischen Tagebuchs zwei eigenhändige Handschriften Dahlbergs zusammengefügt, die in gesonderten Archiven lagerten. Das Hauptmanuskript in der Universitätsbibliothek von Uppsala umfasst fast den ganzen Lebenslauf von der Geburt bis Ende 1697. Die Aufzeichnungen zu den beiden nächsten Jahren, d.h. 1698 und 1699, sind ins Reichsarchiv in Stockholm gelangt. Zu den letzten drei Lebensjahren scheint kein Tagebuch überliefert. Der hier untersuchte Auszug entstammt dem Stockholmer Fragment. Dies hat den Vorteil, dass er relativ genau datiert werden kann. Die Entstehung der Haupthandschrift hingegen kann zeitlich nicht festgelegt werden. Dahlberg vermochte es sicherlich nur dank seiner Gewohnheit, immer wieder Notizen und Entwürfe herzustellen und zu sammeln, die immense Datenfülle des Hauptteils, der bis in die Kindheitsjahre zurückgreift, zu memorieren und zu verwalten. Manche dieser Konzepte und Datensammlungen sind in der Tat noch erhalten. Die Schilderungen der frühen Ereignisse erhielten so erst Jahrzehnte später ihre endgültige Redaktion. Der Untersuchungsauszug indessen ist mit grosser Sicherheit jeweils am Ende des Kalenderjahres entstanden.⁴⁴³

Inhaltlich zählt der Auszug gewiss nicht zu jenen Textteilen, denen Dahlbergs Biographie ihre Strahlkraft verdankt. Seit 1696 amtierte er als Generalgouverneur in Livland und als Kanzler der Universität Dorpat. Im Tagebuch dieser Jahre hielt der mittlerweile über Siebzigjährige für die Nachwelt lediglich die wichtigeren Amtsgeschäfte und die damit verbundenen grösseren Reisen fest. Im Oktober 1697 wurde er nach Stockholm gerufen, um am Reichstag und an der Beisetzung von Karl XI. teilzunehmen. Im ersten Jahr des Auszugs, 1698, blieb er im Anschluss daran noch bis Mitte September in der Hauptstadt und auf seinen Gütern in der Umgebung. Dann musste er wieder die Über-

442 Eine von Heldenverehrung geprägte Zusammenfassung von Dahlbergs Leben gibt der Herausgeber Herman Lundström in seiner Einleitung zur Ausgabe von 1914 (s. Quellenverzeichnis). Ähnlich unkritisch übernimmt auch *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907*:IV,16-27 die Sachverhalte in der Regel genau so, wie sie von Dahlberg selbst dargestellt wurden. Distanziertere einführende Informationen bieten beispielsweise *Svensk Uppslagsbok*, Spalte 833-835 oder Larsson 1993:61-62. Der lesenswerte Roman des Historikers Peter Englund errichtet rund um die Tagebucheinträge ein eindrucksvolles Panoptikum der Lebensbedingungen in der ständischen Ordnung, in den Kriegswirrnissen des Dreissigjährigen Krieges und darüber hinaus bis ins Jahr 1656 (Englund 1993; ins Deutsche übersetzt 2001).

443 Mir lagen die Handschriften nicht vor. Die Darstellung in diesem Abschnitt beruht auf Lundströms Einleitung zur Druckausgabe (Dahlberg 1698:XXI-XXIV.).

fahrt in sein Gouvernement antreten, nachdem Karl XII. sein inzwischen eingereichtes Abschiedsgesuch nicht bewilligt hatte. Darüber hinaus verzeichnet der Auszug nur wenige nennenswerte Ereignisse: Das feierliche Begräbnis des Sohnes Carl Gustaf, der Tod der Schwester Sara Jönsdotter und der Tochter Charlotta Juliana, einige Visiten und Festlichkeiten in Stockholm, die Verlegung der Dorpater Akademie nach Pernau und die Inaugurationsfeier sowie einige Heeresmusterungen werden mit knappen Worten erwähnt. Die Empfangszeremonien, die ihm an den besuchten Orten bereitet wurden, sind ebenfalls kurz notiert. Doch der weitaus grösste Teil der untersuchten Textmasse besteht aus den exakten Angaben zu den Wegstationen und Distanzen, die Dahlberg im Zusammenhang mit diesen Ereignissen zurücklegte! Innerhalb des Untersuchungskorpus musste deshalb Dahlbergs Text am stärksten bereinigt werden, indem alle diese mechanischen Wegangaben von vorneherein ausgesondert wurden, wenn sie nicht syntaktisch in einen Satz eingebettet waren. Auch die noch verbliebenen Wegangaben wurden in einem zweiten Schritt zusammen mit den Namen und Daten aus dem übrigen Wortschatz isoliert, um den Vergleich mit den anderen Korpus-texten zu ermöglichen.⁴⁴⁴ In bereinigter Form bewegt sich der Auszug sprachlich innerhalb der Bandbreite der anderen untersuchten Protokolle, ohne jedoch auch nur annähernd das stilistische Niveau zu erreichen, auf dem Dahlberg die sorgfältig komponierten, erzählenden Episoden aus früheren Lebensjahren gestaltet hatte.

Trotz der eben gemachten Reservationen zeigt Dahlbergs Text im Quervergleich ein deutliches Profil, das immer noch zu den stilistisch komplexeren innerhalb des Korpus zählt. Dahlberg weist hohe Werte bei den Wortschatzparametern und in der Syntaxkomplexität auf. Verglichen mit den anderen Männern verwendet er am meisten lange Wörter. Einerseits verwendet er mit Vorliebe lange Lexeme und zusätzlich hält er an den orthographischen Gewohnheiten seiner Ausbildungszeit fest, was ebenfalls lange Wortkörper nach sich zieht. Auch sein Fremdwortgebrauch schwingt obenaus. Es sind vorwiegend Latinismen, die bei der Beschreibung von Amtshandlungen als Gouverneur und Universitätskanzler anfallen, die er selbstredend auch in lateinischer Sprache verrichtet hatte. Aus der Militärsprache stammen einige Lehnwörter französischer Schreibung. Lediglich mit der Nennung seiner zwei verstorbenen weiblichen Verwandten erreicht Dahlberg in dieser Korpuszusammensetzung (d.h. unter den Männern) bereits die Spitzenposition hinsichtlich der Verwendung weiblicher Personalpronomen. Sein Text umfasst am wenigsten Teilsätze, die aber relativ lang sind (11,4 Wörter nach der Bereinigung der Wegangaben; sogar 12,3 Wörter sind es vor der Bereinigung). Gemessen an den anderen protokollartigen Texten des Korpus weist Dahlberg den grössten Gesamtwortschatz und die grösste Variation der Substantive und des Gesamtwortschatzes auf. Sein Protokoll enthält am wenigsten Hauptsätze und am meisten Nebensätze.

444 Auf diese Weise konnte auch ein entstellender Eingriff des Herausgebers umgangen werden: Dahlbergs Manuskript verzeichnet die Wegstrecken nur mit Ziffern unter der Kolonne „Mihl“ am Seitenrand. Lundström fügte jede einzelne dieser zahllosen Distanzangaben nach dem Muster „[...], XY mihl“ in den laufenden Text ein. Wären sie hier nicht wieder gestrichen worden, hätten sie sich vor allem bei den syntaktischen Parametern stark verfälschend ausgewirkt.

5.13 Christiana Juliana Oxenstierna (1661-1701)

Von allen hier besprochenen Texten fand Christiana Juliana Oxenstiernas letzter Wille zweifelsohne als einziger bereits wenige Jahre nach seiner Entstehung eine breite Resonanz, denn dieses Dokument wurde der Öffentlichkeit als fulminanter Schlussakt einer jahrelang schwelenden Skandalgeschichte präsentiert.

Christiana Juliana Oxenstiernas letzter Wille ist in einer Sammlung von Schriften, Briefen und sonstigen Dokumenten abgedruckt, die ihr Gatte 1704, drei Jahre nach ihrem Tod, veröffentlichte, um allen Verleumdungen ein Ende zu machen, wie er im Vorwort schreibt. Abgedruckt ist auch ihr Lebenslauf in Paragraphenform, der an ihrer Beerdigung nach der Predigt vorgelesen wurde und mit Sicherheit nicht von ihr selbst verfasst war. Diese sogenannten Personalia folgten üblicherweise einer feststehenden Disposition, die manchmal sogar in lateinischen Marginalrubriken neben den schwedischen Texten steht: *Baptismus, educatio, conjugium, vita, crux, morbus extremus et lethargia, patientia et pietas*, d.h. sie behandeln die Taufe, die Erziehung, die Ehe, das Leben, die Leiden und Prüfungen, die letzte Krankheit und den Todeskampf, die Duldsamkeit und Frömmigkeit.⁴⁴⁵ Sie wurden oft schon zu Lebzeiten bei einem Geistlichen in Auftrag gegeben, und nicht zuletzt im Hinblick auf die dazu nötigen Daten und Informationen führte man Familienbücher, Tagebücher und Almanache. Wer es vermochte, liess die Personalia und Grabreden drucken und verteilen. Sie kursierten auch weit über die Trauerfamilie hinaus und erfüllten erbauende Funktionen. Die typische Disposition der Personalia sickerte so häufig auch in andere, autobiographische Textsorten ein.

Den Personalia ist zu entnehmen, dass Christiana Juliana Oxenstierna die Tochter des Reichsrats und Reichsmarschalls Graf Gabriel Oxenstierna von Korsholm und Wasa und der Gräfin Christiana zu Löwenstein und Scharffeneck war. Mit elf Jahren verlor sie die Mutter, ein Jahr darauf auch den Vater. Danach lebte sie abwechselungsweise bei zwei Tanten. Von 1680 bis 1684 begleitete sie ihre Tante Anna Oxenstierna auf deren Güter in Preussen. Zurück in Stockholm lebte sie weiterhin bei ihren Verwandten väterlicherseits. Zum Haushalt dieser Familie gehörte auch der junge Pfarrer Nicolaus Bergius, der die französische Kirche versah und Ende 1689 plötzlich in eine schwere Depression verfiel – wohl nicht zuletzt, weil er in seinem Kirchenamt zu scheitern drohte. Die sehr gebildete und tief religiöse Christiana Juliana Oxenstierna vermochte ihn aus der Schwermut zu führen, die ihn über ein Jahr lang in seinem Zimmer gefangengehalten hatte.

Die beiden deuteten diese Heilung als göttliches Zeichen – genau so wie die Liebe, die sich im Laufe der Zeit zwischen ihnen einstellte und von strengen Standesgrenzen gehindert wurde. Der Adel wehrte sich gegen jede eheliche Verbindung mit Personen niederer Stände, und ganz besonders die Mesalliancen zwischen Adelsfrauen und Nichtadeligen versuchte man meist mit allen juridischen und informellen Mitteln zu verhindern oder dann zu bestrafen. Es ging nicht nur darum, dem Versickern von Vermögen in ökonomisch, politisch und sozial uninteressanten Kreisen zuvorzukommen, sondern

⁴⁴⁵ Bergner, Barbro 1997:121.

auch darum, den Tauschwert, den die adeligen Frauen und Männer auf dem Hochzeitsmarkt darstellten, nicht durch eine schleichende Vulgarisierung auszuhöhlen.⁴⁴⁶ Für jede Eheschliessung über den eigenen Stand hinaus benötigte der Adel deshalb die spezielle Erlaubnis des Königs.⁴⁴⁷

Hin- und hergerissen zwischen ihren eigenen Wünschen und dem Wissen, dass ihre Familie nie in diese Verbindung einwilligen würde, vermählte sich die mittlerweile Dreissigjährige im Dezember 1691 heimlich mit Bergius. Sie kehrte jedoch zu den eigenen Angehörigen zurück und hielt ihre Heirat vorerst geheim. Erst im August des folgenden Jahres zog sie in das Haus ihres Mannes, wo sie ein halbes Jahr später ihr erstes Kind gebär.

Die Verwandten, allen voran der älteste Bruder als Vormund seiner unverheirateten Schwester, unternahmen alles, um diese eigenmächtig eingegangene Verbindung anzufragen und aufzuheben. Der Bruder zertrte das Geschehene vor das Adelsparlament und das königliche Hofgericht und pochte darauf, hier sei mit aller Strenge durchzugreifen, um einen Präjudizfall zu verhindern, der zum Verwässern der Standesgrenzen führen würde – doch er erreichte nicht den gewünschten Erfolg. Der König erklärte den Fall zur Privatsache, worauf auch das Ritterhaus das Vorhaben fallenliess, um beim Regenten kein Missfallen hervorzurufen.⁴⁴⁸

Die Anfeindungen seitens der Familie und das Gerede scheinen indessen kein Ende genommen zu haben, obwohl Christiana Juliana Oxenstierna sich von ihrer Familie zurückgezogen und ein bescheidenes Leben als Pfarrersfrau geführt habe. Bergius gab

446 Mit der Reformation trat eine neue Gruppe von Männern, die Akademiker und Geistlichen, in das soziale Tauschsystem „Ehemarkt“ ein, für die es bisher keine Gegengabe geben musste, weil sie als Zölibatäre nicht gaben und auch nicht bekamen. Ab etwa 1530 nahmen sie erstmals Frauen, doch sie waren als sozial zwar geachtete, meist aber land- und besitzlose Bevölkerungsschicht zunächst niemandem ein Gewinn und bekamen in der Regel auch nichts weiter als die Frau (d.h. sie heirateten Frauen mit unbedeutenden Mitgiften). Da sie von ihrem Dienst abhängig waren und keinen sicheren materiellen Gegenwert bieten konnten, verbanden sie sich auch in den folgenden Generationen meistens mit Mädchen und Frauen aus dem eigenen Milieu (vor diesem Hintergrund ist auch das sogenannte „Konservierungssystem“ zu verstehen (s. Kap. 4)). Für die Adeligen, vor allem für den reichen Hochadel, bedeutete eine Verbindung mit einem nichtadeligen Geistlichen einen sozialen und ökonomischen Verlust (vgl. Völker-Rasor 1993:59, 195).

447 In den hochadeligen Familien, besonders aber bei den Oxenstiernas, gab es in fast jeder Generation von neuem Streitfälle dieser Art. Am bekanntesten ist wohl Agneta Horns Verbindung mit Lars Cruus, die zu guter Letzt gebilligt wurde. Doch schon die Mutter von Beata von Yxkull, Elisabeth Oxenstierna, hatte sich 1616 ohne Konsultation des Vormunds mit dem der Familie nicht genehmen Conrad Yxkull verheiratet! Die erzürnte Korrespondenz zwischen den Brüdern Axel und Gabriel Oxenstierna anlässlich dieses Falls macht deutlich, wie hart der Adel seine Standesinteressen selbst im engeren eigenen Kreis durchzusetzen gewillt war (Oxenstierna, Gabriel Gustafsson 1611-1640:23-24 (Brief vom 25. August 1616)). Vgl. auch Englund 1989:136-137 über die Einstellung der Adelsmänner gegenüber ihren weiblichen Verwandten, die sich unter ihrem Stande vermählten.

448 Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907:II,163-165.

darum nach ihrem Tod eine Kompilation aufschlussreicher Dokumente heraus, die den Ruf seiner Frau – und nicht zuletzt auch seinen eigenen – rehabilitieren sollte. Eingebettet in Bergius' eher schwerfälliges Vorwort nach lutherisch-religiösem Schnittmuster und seine überleitenden Kommentare liegen die von Christiana Juliana Oxenstierna verfassten Texte wie schimmernde Perlen.⁴⁴⁹ Neben dem hier untersuchten Testament sind von ihrer Hand auch mehrere Gebete und eine an den König gerichtete Supplik abgedruckt, doch grösstenteils handelt es sich um Briefe an Verwandte, an Bergius und an Geistliche und andere Würdenträger.

Unabhängig von der Textsorte zeugen sie alle von einer aussergewöhnlichen Schreibbegabung, grosser Verstandesschärfe und einem gefestigten Selbstbewusstsein, das in den Anfechtungen Kraft aus der persönlichen religiösen Überzeugung schöpft. Jeder ihrer Verteidigungen legt Christiana Juliana Oxenstierna letztlich das lutherische Kernargument zugrunde, alle Menschen seien vor Gott gleichwertig. Ihre Auffassung ist aber radikaler als die Luthers, der die weltliche Ständeordnung respektiert sehen wollte. Ihre Religiosität betont die Eigenverantwortung des Individuums und verschiebt die geltenden Ordnungen zwischen den Geschlechtern und Klassen nach dem Kriterium des persönlichen religiösen Verdienstes. Sie sieht sich als Individuum nur Gott verpflichtet, die menschliche Ständeordnung ist irrelevant. Dieses potentiell staatsgefährdende Gedankengut entstammt sicherlich dem Pietismus, der sich in Schweden in diesen Jahren in den höchsten Adelskreisen verbreitete. Seit 1687 lebte sie im Wrangelschen Palast, wo Aurora Königsmarck und andere fromme Freundinnen sich kurz zuvor intensiv mit dem Schreiben und Sammeln geistlicher Lieder mit klar pietistischem Einschlag beschäftigt hatten.⁴⁵⁰

Christiana Juliana Oxenstiernas Textproben überragen meines Erachtens alle anderen Autoren dieser Untersuchung in der Eleganz des Ausdrucks und der logischen Entwicklung der zu schildernden Themen. Auf eindrückliche Weise vereinen sie eine analytische Argumentationstechnik mit eindringlichen religiösen Appellen und einer aufrichtigen und mitunter geradezu psychologisierend anmutenden Introspektion. Wer solchermassen die Kunst der Textdisposition beherrscht und seine Anliegen sprachlich so gekonnt umsetzen kann, hat sich mit Intelligenz, Begabung und Leidenschaft über seine Bücher gebeugt. Ihre aussergewöhnliche Fähigkeit beim Aufsetzen von schwedischen Texten lässt jahrelanges systematisches Schreibtraining in der Muttersprache vermuten. Das war nicht selbstverständlich; in der zweiten Jahrhunderthälfte lag das Hauptgewicht der Ausbildung bei manchen Adelsfrauen auf dem kunstreichen Verfassen von fremdsprachlichen, vor allem französischen Gebrauchstexten, während der schriftliche Ausdruck in

449 Es ist mir nicht bekannt, ob ihre Originaltexte noch erhalten sind und ob Untersuchungen zur Authentizität dieser Texte gemacht wurden. Meine Annahme, es handle sich nicht um Fälschungen, kann ich lediglich damit legitimieren, dass Christiana Juliana Oxenstiernas Testament in die Bibliographie „Kvinnors självbiografier och dagböcker i Sverige 1650-1989“ (Hættner/Larsson/Sjöblad 1991) und einer ihrer Briefe in die von Bernt Olsson edierte Anthologie aufgenommen wurden (Olsson, Bernt (Hg.) 1993).

450 Vgl. auch Sjöblad 1994:217 ff. und Hættner Aurelius (1993b).

der Muttersprache wenig bis gar nicht geschult wurde. Dies betrifft aber keine der in diesem Korpus vertretenen Adelsfrauen, die sich alle nachweislich der Lektüre und dem Schreiben religiöser Literatur widmeten. Maria Euphrosyna, Märta Berendes, Christiana Juliana Oxenstierna und auf weniger hohem Niveau auch Agneta Horn beherrschen Schwedisch als Schreibsprache und die Kunst der Textdisposition überzeugend.

Christiana Juliana Oxenstiernas auf deutsch verfasste Gebete und Briefe belegen zudem, dass sie auf höchstem Niveau zweisprachig war. Bergius berichtet, sie habe seit ihrer Kindheit die Lutherbibel als Handbibel verwendet, und dass sie mütterlicherseits von deutschen Adelslinien abstammte und mit ihrer Tante mehrere Jugendjahre in Norddeutschland verbracht hat, wurde bereits erwähnt.

Das eindrucklichste Zeugnis ihrer Schreibkunst gibt wohl ihr Brief an den Beichtvater, den sie noch vor der Hochzeit aufsetzte. Er schildert ausführlich und nuanciert die Begegnungen der beiden jungen Leute und analysiert die durchlittenen Ängste und Zweifel. Als autobiographische Quelle für die Zeit der grössten Verunsicherungen ist dieser Brief dem nur halb so langen und fast vier Jahre später entstandenen Testament deutlich überlegen.⁴⁵¹

Ihr Testament schrieb Christiana Juliana Oxenstierna am 29. April 1694, d.h. sieben Jahre vor ihrem Tod. Mehr als ein Jahr war seit dem Tod des ersten Kindes vergangen, und ihre Gesundheit war angegriffen. Nach einer Krankheit fühlte sie das Ende nahen und hielt ihren letzten Willen fest. Einleitend preist sie Gottes Vorsehung, welche die beiden Gatten zusammengeführt und ihnen eine kurze, aber glückliche Zeit miteinander gegönnt habe. Dann zeichnet sie ein liebevolles und dankbares Bild ihres Gatten und bittet um Entschuldigung für ihre eigenen Fehler und Versäumnisse. Ihm überträgt sie ihren persönlichen Besitz und die Sorge um ihre Beisetzung. Sie wünschte sich ein Begräbnis ohne Pomp und wollte zusammen mit ihrem verstorbenen Kind und später ihrem Mann ins gleiche Grab gelegt werden.

In diesem Punkt handelte ihr Mann Jahre später ganz offensichtlich gegen ihren Willen. Nicht nur sie wünschte ein einfaches Begräbnis; auch einige ihrer Verwandten verlangten, die Beisetzung habe ihrem selbstgewählten Stande entsprechend in aller Stille zu erfolgen und nicht wie bei einer hohen Adelligen sonst üblich. Bergius widersetzte sich und erreichte zuletzt, dass seine Frau und ihre Kinder feierlich im Familiengrab der Oxenstiernas beigesetzt wurden. Er scheint ein eher unnachgiebiger und streitbarer Geist gewesen zu sein, wie dieses Beispiel und auch die archivierten Dokumente rund um berufliche Konflikte in seiner Pfarrei vermuten lassen, die sich über fast alle Ehejahre hinzogen.⁴⁵² Bergius legitimiert übrigens im Vorwort seine Veröffentlichung der Dokumente rund um die Familienkonflikte damit, dies sei stets der Wunsch und Wille seiner Frau gewesen. Die von ihr erhaltenen Briefe erwecken allerdings nicht diesen Eindruck; in den Briefen an ihren Bruder äussert sie im Gegenteil mehrmals den

451 Der Brief an den Beichtvater ist in Olsson, Bernt (Hg.) 1993:382-387 abgedruckt.

452 Diese Konflikte machen den Hauptanteil des Eintrages zu Nicolaus Bergius im Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män aus (1835-1907:II,159-173).

Wunsch nach Ruhe und ihr Missfallen darüber, dass die Angelegenheit an die Öffentlichkeit gezerzt werde.⁴⁵³

Es ist ungewiss, ob und inwiefern Bergius bereits bei der Entstehung der Texte oder später im Verlauf des Druckes überarbeitend mitwirkte; weil alle Adressaten zwar nicht namentlich, für die Zeitgenossen dennoch klar erkennbar genannt und auch ihre Antworten teilweise abgedruckt werden, ist jedoch anzunehmen, dass sich Bergius bei der Veröffentlichung in etwa den Originalfassungen der Texte verpflichtet fühlen musste, wenn er nicht neue Streitereien anfachen wollte.

In seiner Überleitung zu Christiana Juliana Oxenstiernas letztem Willen betont Bergius, kein anderes Schriftstück könne besser beweisen, wie glücklich und zufrieden seine verstorbene Frau mit ihrer Wahl und ihrem Gatten gewesen sei. Das scheint sich bei der Lektüre zwar zu bestätigen, ist aber bei einem Testament aus dieser Epoche nicht anders zu erwarten. Zufrieden mit dem Lebensweg, den Gott für einen vorgezeichnet hatte, aus dem Leben zu scheiden, galt als Ziel und Krönung der Tugendhaftigkeit und war wohl das zentralste religiöse Bestreben überhaupt. Die Beschäftigung mit dem Tod dominierte die religiösen Texte des 17. Jahrhunderts nahezu ganz, und die christliche Bestattungskultur erreichte eine grössere gesellschaftliche Relevanz als je zuvor oder danach. Der Topos vom friedvollen Hinscheiden, versöhnt mit Gott und den Mitmenschen, war fester Bestandteil von Testamenten, Personalia und Grabreden und wurde auf diese Weise im Verlauf der Beisetzungen mehrmals zelebriert. Lebensbeschreibungen, die im Hinblick auf den eigenen Tod entstanden, äussern deshalb fast ausnahmslos Dankbarkeit für den zurückgelegten Lebensweg; selbst wenn er von Schicksalsschlägen und Tragödien gesäumt war, die uns jede sinnfällige Deutung schwierig machen, erkannten die Gläubigen aus der Retrospektive jeweils, dass Gott mit ihnen von Beginn an einen kohärenten Plan verfolgt hatte.⁴⁵⁴

Das bio- und autobiographische Schrifttum rund um den Begräbniskult sollte dem Ruhm der Verstorbenen und ihrer Hinterbliebenen gleichermassen Dauer verleihen. Die darin betonten Tugenden dürfen deshalb als präskriptiver Ausdruck der gesellschaftlichen Idealvorstellungen gelesen werden. Eine Analyse von hundert schwedischen Leichenreden für Frauen, die zwischen 1650 und 1680 erschienen, zeigt deutlich, welche Tugenden das ideale Rollenbild konstituierten.⁴⁵⁵ Zu den wichtigsten zeittypischen Rollenidealen gehörte ein Leben in Gottesfurcht und als Folge davon ein sanftes und zuversichtliches Sterben. Christiana Juliana Oxenstiernas Bejahung ihres Lebensverlaufs kann in dieser Stereotypie keinesfalls die Aussagekraft zugemessen werden, die Bergius in seiner Überleitung beansprucht. Dies umso weniger, als es sich beim letzten Willen um ein Dokument mit legalem Charakter handelt, in dem die Hinterlassenschaft zugunsten des Ehemannes geregelt wird.

453 Oxenstierna 1704:109-120.

454 Vgl. auch Müller 2000.

455 Die äusserst interessanten Ergebnisse dieser Studie fasst Bergner 1997 zusammen. Vgl. auch Stadin 1997:209 ff.

Doch auch ihre Schilderung des glücklichen Ehelebens zweier tiefgläubiger Christen klang in den Ohren ihrer Zeitgenossen sicherlich nicht neu und darf aus heutiger Perspektive nicht überbewertet werden. Im Begräbnisschrifttum der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts wurde der Eintracht zwischen den Ehegatten zunehmend mehr Gewicht beigemessen. Es scheint allerdings, dass für das Zustandekommen dieser Eintracht in erster Linie die Frauen verantwortlich galten, wenn denn der Umstand, dass eheliche Harmonie hauptsächlich in Texten von und über Frauen thematisiert wurde, so gedeutet werden darf. Christiana Juliana Oxenstierna jedenfalls bedient mit dieser Schilderung gleichzeitig ein Idealbild der Geschlechterrollen und einen textsortenkonstituierenden Topos. Damit soll hier nicht angedeutet werden, dass diese Schilderungen keinesfalls das wiedergeben können, was Christiana Juliana Oxenstierna wirklich dachte und empfand; als autobiographische Quelle haben solche stark formalisierten Textsorten aber einen besonders unsicheren Stellenwert inne.

Insofern ist auch der Umstand relativ bedeutungslos, dass sie das Testament sehr früh, sieben Jahre vor ihrem Tod aufsetzte, bevor der kommende Verlauf der Ehe offenbar war. Ihr Text hätte höchstwahrscheinlich ganz ähnlich ausgesehen, wenn er erst ganz am Ende ihres Lebens entstanden wäre. Für die fehlenden Informationen zu ihren letzten Lebensjahren sind wir so aber auf die Personalia angewiesen. Diese berichten, dass sie insgesamt vier Kinder auf die Welt brachte. Das erste starb 1693 wenige Wochen nach der Geburt, und ebenso das zweite 1698. 1699 kam ein Sohn zur Welt, der sie von Neuem hoffen und nach nur einem Jahr wieder trauern liess. Ein halbes Jahr später lag sie zum vierten Mal in den Wehen, und zum ersten Mal sei die Geburt leicht verlaufen. Doch nach der Entbindung bekam sie hohes Fieber und am nächsten Tag einen Schlaganfall, der ihr Gesicht lähmte. Am Tag darauf, dem 27. Februar 1701, starb sie. Der Säugling lebte nur drei Monate länger. Zu diesem Zeitpunkt war Bergius bereits als Pastor in Narva und als Superintendent, d.h. Bischof von Ingermanland betraut. Im Juli 1701 trat er Livlands General-Superintendentur und das Prokanzleramt der Akademie von Pernau an, wo er 1705 verstarb.

Christiana Juliana Oxenstiernas Testament nimmt innerhalb der hier untersuchten Textsammlung eine deutlich definierte Position ein. Im Vergleich der zwischen den Geschlechtern unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale steht sie an der Spitze der Frauen beim Wortschatzumfang, seiner Variation, der Substantivvariation und der Anzahl Hapax. Sie weist hier auch am meisten Personalpronomen auf, was mit der intimen Thematik dieses Textes zusammenhängt, der fast ausschliesslich von ihr selbst und ihrem Mann handelt und deshalb überwiegend pronominale Bezüge herstellt. Auch wo die Abstrakta sich signifikant auswirken, ist ihr Text jeweils führend.

Von allen erzählenden Texten enthält das Testament am wenigsten Hauptsätze und am meisten Nebensätze. Hierzu – und auch zur eben genannten pronominalen Tendenz – passt, dass gleichzeitig auch die meisten Subjekttilgungen im hypotaktischen Gefüge auftreten. Bei diesen Satzcharakteristiken führt Christiana Juliana Oxenstierna auch unter allen Texten der zweiten, syntaktisch differenzierteren Untersuchungsperiode die Skala an. Insgesamt rangiert folglich diese Textprobe syntaktisch an der Spitze des Korpus und lexikalisch ebenfalls im obersten Viertel.

5.14 Josias Cederhielm (1673-1729)

Die beiden letzten Autoren dieser Untersuchung, Cederhielm und Franc, hinterliessen Erinnerungen, die in der schwedischen Geschichts- und Literaturwissenschaft der Kategorie „Karolinska krigares dagböcker“ zugerechnet werden. Unter diesem Titel wurde eine lange Reihe von Kriegstagebüchern und -memoiren veröffentlicht.⁴⁵⁶ Die meisten stammen von Offizieren, die in den zwei kriegesischen Dezennien unter Karl XII. dienten und von denen viele nach der Schlacht von Poltava in die zwölfjährige russische Kriegsgefangenschaft gerieten.

Cederhielms und Francs Aufzeichnungen haben über diese gemeinsame Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte hinaus allerdings wenig gemeinsam. Wie wir sehen werden, zeichnete der Offizier Franc nach der Entlassung aus dem Dienst für den engeren Familienkreis seine Lebensgeschichte auf. Cederhielm hingegen war Sekretär in der Feldkanzlei von Karl XII. und führte in dieser Funktion laufend verschiedene Militärjournale offiziellen Charakters. Unter anderem war er von Karl XII. beauftragt, die anderen Mitglieder der königlichen Familie über die Ereignisse im Feldlager à jour zu halten. Es war aber auch Aufgabe der leitenden Männer der Feldkanzlei, die Reichskanzlei in Stockholm zu informieren und die innen- und aussenpolitische Stimmung mit der geeigneten Informationsgestaltung zu steuern. Cederhielm scheint bis etwa 1702 an zweiter Stelle hinter Olof Hermelin für das Verfassen der offiziellen Berichte zuständig gewesen zu sein.

Für mehrere Zeitabschnitte liegen zwei eigenhändige und voneinander abhängige Journalversionen vor: Version A ist ausführlicher und detailreicher; sie ist ein Tagebuchkonzept, das anscheinend als Grundlage für die offiziellen Journale erstellt wurde. In der Version B scheint Cederhielm diese Einträge nachträglich reduziert und neu gewichtet zu haben.⁴⁵⁷ Der untersuchte Auszug entstammt der Version A und ist somit als „halboffiziell“ zu werten. Cederhielm liess seine wirklich privaten Aufzeichnungen hingegen häufig in die persönlichen Briefe einfließen, die er u.a. an den Bruder Germund Cederhielm und an den Schwiegervater Samuel Åkerhielm richtete, welcher in der Staatskanzlei im Mutterland die Fäden zog.⁴⁵⁸ Es bestehen also einmal mehr enge biographische Querverbindungen zwischen den Autoren des Korpus: Jonas Cederhielm war der Sohn von Maria Stenquist; Samuel Åkerhielm war der Bruder von Anna Åkerhielm und Maria Agriconia.

456 Ausser in der zwölfbändigen Reihe „Karolinska krigares dagböcker“ sind auch im Jahrbuch des Karolinska förbundet Texte veröffentlicht, u.a. Cederhielm und Francs Texte (Karolinska förbundets årsbok 1911ff.) Weitere Augenzeugenberichte zur Schlacht von Poltava ediert Englund (Hg.) (1998).

457 Die Einteilung in Version A und B geht auf den Herausgeber Wernstedt zurück. Seiner Einleitung sind detaillierte Informationen zur Handschriftenlage und zu den Arbeitsgewohnheiten und -bedingungen in der Feldkanzlei zu entnehmen (Cederhielm 1702:51-64).

458 Diese Briefwechsel, vor allem Cederhielms Briefe, wurden grösstenteils vernichtet, da die Beteiligten der Politik von Karl XII. kritisch gegenüberstanden. Einige wenige von Cederhielms Briefen sind in Olsson, Sven W. (Hg.) 1979 abgedruckt.

Das Geschlecht Cederhielm stammte von dänischen Bauern ab und wurde erst 1686 geadelt, als Josias dreizehn Jahre alt war. Sein Grossvater war zum Bürgermeister und sein Vater zuletzt zum Landshövding aufgestiegen. Der junge Cederhielm erhielt eine zielgerichtete Ausbildung und wurde schon früh in die Staatskanzlei eingeführt, die in diesen Jahren die Kadenschmiede und das Sprungbrett für Zivilkarrieren war. Er galt als herausragende diplomatische Begabung und konnte seine juristischen, sprachlichen und politischen Talente in der Feldkanzlei in so verschiedenen Bereichen wie Dokumentation, Gesandtschaften und Vertragsverhandlungen beweisen. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft wurde er innert weniger Monate zum Staatssekretär und Reichsrat befördert, und bis kurz vor seinem Tode prägte er die schwedische Politik mit.⁴⁵⁹

Zum Zeitpunkt des Auszugs, vom 6.-8. September 1702, befand sich der König und die Feldkanzlei in einem Militärlager in der Nähe Krakaus, das im Juli erobert worden war. Hier liefen die Informationen über die militärischen und diplomatischen Entwicklungen an den verschiedenen Kriegsschauplätzen zusammen. Cederhielm hielt in seinem Journal nicht nur die militärischen Operationen und Entwicklungen fest, sondern erläutert auch die Gerüchte und Vermutungen, die sich rund um die vielen auftretenden Gesandten und deren taktischen Spiele und Verschwörungen rankten. Er selber und ein grosser Teil der schwedischen Offiziere hätte gerne ein schnelles Eintreten auf die Friedensangebote der Dänen und der Polen gesehen, doch Karl XII. liess sich Zeit und hielt seine Absichten bedeckt. In der Version A allgemein und in unserem Auszug im Besonderen nimmt eine Auseinandersetzung zwischen Cederhielm und Graf Franz Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf einen breiten Platz ein. Zinzendorf war österreichischer Gesandter und wirkte eifrig auf einen Frieden mit den Polen hin. Gleichzeitig liessen die militärischen Entwicklungen aber vermuten, dass August II. sein Friedensangebot nur vortäuschte. Cederhielm schildert in der Version A mit rhetorischer Emphase ein Streitgespräch zwischen ihm und Zinzendorf. (In der Version B sind diese Gespräche weniger ausführlich und deutlich sachlicher dargestellt. Die leidenschaftlichen Repliken sind konstatierenden Schilderungen gewichen.)

Der Auszug kreist thematisch also um militärische Manöver und vor allem um politische Erwägungen. Der Wortschatz ist weitgehend schwedischer Herkunft, doch es sind manche deutsche und vor allem romanische Lehnwörter aus der Militär- und Diplomatensprache vertreten. Im Quervergleich gehört der Text zu den syntaktisch und lexikalisch elegantesten; auffällige Spitzenwerte erreicht er nur sehr wenige. Unter den Mänbertexten führt er bei der Anzahl Pronomen insgesamt und der Anzahl Personalpronomen der dritten Person Singular maskulin an, während er hingegen wie drei weitere Männer keine Personalpronomen der dritten Person Singular feminin verwendet. Frauen und Familienmitglieder werden in diesem Militärjournal nicht überraschend ebenfalls nicht erwähnt.⁴⁶⁰ Da die hier untersuchte Passage aus einem sehr langen Erzählblock

459 Die biographischen Angaben stützen auf Svenskt biografiskt handlexikon 1906:I: 173-174 und auf Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907: III:211-213.

460 Mit einer Ausnahme: Am 6. September brachte ein Bote ein offizielles Schreiben der Herzoginwitwe von Holstein (der Schwester Karls XII.).

besteht, wurde sie trotz ihrer Protokollfunktion als erzählenden Texttyp eingestuft. Im Vergleich mit den anderen Erzählungen bildet Cederhielm kurze Teilsätze; sein Neben- und Hauptsatzverhältnis liegt auf dem Niveau der syntaktisch komplexesten Textproben. Als einzige Erzählung berührt diese Quelle nie die Themen Körper, Krankheit etc. Von allen Adeligen spricht Cederhielm am seltensten von sich selber in der ersten Person Singular und seine Adjektivverwendung liegt auf dem tiefen Niveau, das sonst für die Geistlichen typisch ist.

5.15 Maria Stenquist (1631-1712)

Maria Christoffersdotter Stenquist war die Mutter von Josias Cederhielm (5.14). Sie stammte sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits aus einer Dynastie von Geistlichen. 1658 heiratete sie den in höheren Beamtendiensten stehenden Juristen Germund Palm. Sein Grossvater, ein jütländischer Bauer, war 1615 nach Schweden gekommen; sein Vater brachte es zum Bürgermeister, und er selber wurde fast dreissig Jahre später, 1686, als Assessor im Schwedischen Hofgericht unter dem Namen Cederhielm geadelt. Von den fünf Söhnen und fünf Töchtern lebten bei Maria Stenquists Tod noch drei der Töchter und die beiden erfolgreichen Söhne Josias und der Jurist Germund Cederhielm (1661-1741).

Maria Stenquist unterschrieb die hier untersuchte Quelle mit M: C:H:, also mit dem Adelsnamen ihres Mannes; als einzige Frau des Korpus hält sie nicht an ihrem eigenen Namen fest. Dies war zur damaligen Zeit bei verheirateten Frauen mit einem unveränderlichen Familiennamen unüblich und weist wohl darauf hin, dass Maria Stenquist viel am Prestige lag, das mit dem Adelsnamen ihres Mannes verbunden war. Und obwohl jedermann in ihrem Umfeld wissen musste, dass alle vier Herkunftslinien im Stammbaum der Eheleute Cederhielm unmittelbar im Beamten- oder sogar im Bauernstand wurzelten, entwickelte Maria Stenquist für ihre mütterliche Linie eine Genealogie, die fast siebenhundert Jahre bis auf den mittelalterlichen norwegischen König Olaf den Heiligen zurückreichte. Diese kühne Linie begründete sie damit, ihr Urgrossvater mütterlicherseits sei ein Pfarrer namens Måns Kulla, dessen Familiennamen sie auf Gudbrand Kula zurückführt, den Vater der Königin Asta, die Olaf den Heiligen geboren hatte. Auf diese Weise führt Stenquist ihre Herkunft direkt bis in die Zeit der Christianisierung und der norwegischen Königssagas zurück. Selbst in den Personalia zu ihrer Leichenrede wurde diese Genealogie nochmals aufgerollt – und es ist überliefert, dass Stenquist mit ihrer Mythologisierung bei ihren Zeitgenossen weitherum Belustigung hervorrief.⁴⁶¹

Stenquists Text kann nur mit einiger Grosszügigkeit als Autobiographie kategorisiert werden. Der vollständige Abdruck im Anhang lässt erkennen, dass darin die Darstellung ihres eigenen Lebens völlig unwichtig ist. Stenquist spricht mit keinem Wort von ihrer Kindheit, Erziehung und Heirat, von den Kindern, von Schicksalsschlägen, Krankheiten und ähnlichen Punkten, die in aller Regel feste Bestandteile einer zeitüblichen Lebensbeschreibung einer Frau von Stand waren. Es geht ihr nur um den Stammbaum, und selbst bei der üblicherweise in Lebensbeschreibungen respektvoll ausgeschmückten Schilderung der Eltern beschränkt sie sich im Wesentlichen auf die Nennung der Namen. Viel ausführlicher sind die Generationen davor geschildert.

Wie schon der Titel darlegt, geht es ihr um „eine kleine Auskunft über ihre Herkunft und die Abstammung ihrer seligen Eltern“ (*En liten underättelse om min herkomst och mina sallige föräldrars affkomst*). Sehr wahrscheinlich ist diese Auflistung als Gedächtnisstütze für den Verfasser ihrer Leichenrede und der dazugehörigen Personalia gedacht. Stenquists Worte sind jedenfalls an ein „Du“ gerichtet, das zur engeren Fami-

461 Bylow 1718:18ff. (zitiert nach Englund 1989:286, Fussnote 30).

lie gehören musste, da es anscheinend in der Genealogie ebenfalls bewandert war und nötigenfalls in der weiteren Verwandtschaft zusätzliche Informationen einholen konnte:

Min Mor hette Elisabett Lod, war her Abreham's dotter uthi bättinna S kiörckioherdens, men hans släckt wett iagh intet vidare, men om du heller iag finge en gång talla med Jonas Kraak som är här's höffding uthi södramanne land, och nu bormästare uthi tårsil-lia hans far och min mor war syskone barn, hans far war min Morfars systerson, S Mor-mors som war Måns Kullas dotter, som war kiörckioherde uthi stechtåmpta *det wett du bättre än som iagh.* [Kursivierung SM]

Auch am Textende signalisiert ein „wi“ nochmals die Zugehörigkeit des Adressaten zur engsten Familie:

der effter åhr Måns nampnet komit uthi famillian, allt så kunna wij räckna os och våra barn i blan de äldsta familierna, som få wara i bland dem, som kallas våra, mera orkar iag inte skriffwa

Da der Text weder datiert noch adressiert ist, kann man nur darüber spekulieren, ob einer der beiden Söhne der Empfänger war. Aus einem ebenfalls erhaltenen Brief, der aufgrund des Inhalts auf 1698 datiert werden darf, geht hervor, dass Maria Stenquist in diesen Jahren engeren Kontakt mit dem älteren Sohn Germund als mit Josias pflegte. Es ist daher gut möglich, dass sie Germunds Unterstützung nicht nur in rechtlichen und politischen Fragen suchte, sondern ihn auch mit dem Vorbereiten ihrer Beisetzungsschriften betraute. Den Personalia jedenfalls ist zu entnehmen, dass Maria Stenquist bereits im Jahre 1691 weitreichende Details ihrer Beerdigungszeremonie geregelt hatte:

hafwandes den sahl. högwälborne frun föreskrefne liktext med psalmer af dödas betrachtellse allaredo åhr 1691 utwalt, att med des bekräftning i församlingen predikas och siungas.⁴⁶²

Es geht nicht hervor, ob sie bereits damals auch schon die Herstellung ihrer Personalia veranlasst und zu diesem Zweck den hier untersuchten genealogischen Merktzettel erstellt hatte, doch die Tatsache, dass in den Personalia das frühe Entstehen der anderen Schriften betont wird, gibt Grund zur Annahme, dass sie selber erst deutlich später aufgesetzt wurden. Das Schriftbild des Auszugs weicht zudem nicht auffällig vom um die Jahrhundertwende datierbaren Brief ab. Aus diesem Grund wurde hier der Text auf das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geschätzt.

Im sprachlichen Quervergleich fällt Stenquist vor allem bei den Personennennungen und den Themen auf. Vor den anderen Frauen tritt sie nur mit ihrer hohen Konzentration auf das Thema „Familie“ in den Vordergrund. Gemessen an den anderen erzählten Texten treten bei ihr am meisten Personen und am meisten Männernamen auf, im späten Zeitsegment sind bei ihr auch am meisten Frauennamen zu finden. Diese Punkte hängen zweifelsohne direkt mit der Fokussierung auf die Familiengenealogie zusammen. Ebenfalls damit, bzw. mit dem dadurch bedingten Ausblenden anderer Themen-

462 Personalia, S. 4 (anonymes Manuskript; ebenfalls in UUB Uppsala, X 255 ab:E).

kreise und dem weitgehenden Verzicht auf die Schilderung von Ereignissen, können die weiteren Resultate erklärt werden, die Stenquist im Vergleich mit den anderen späten Texten aufweist. Beim Umfang und der Variation des Gesamtlexikons sowie der Verwendung von Hapax besetzt Stenquist die Tiefstwerte der Vergleichsgruppe. Auch bei den grammatikalisch korrekten Subjekttilgungen, die in der zweiten Periode signifikant häufiger auftreten, verhält sich Stenquist (zusammen mit Dahlberg) noch gleich wie die Autoren der ersten Periode. Dass sie in dieser Korpusgruppierung zudem am wenigsten abstrakte Themen und Institutionen bespricht, muss wiederum mit der Fixierung auf Genealogisches erklärt werden.

Diese einheitlichen Resultate können als sprachliches Indiz dafür genommen werden, dass in der Bibliographie Hættner/Larsson/Sjöblad 1991 mit der Kategorisierung dieser Quelle als autobiographischer Text für einmal ein deutlich gruppen-inkompatibler Text aufgenommen wurde. Die Herausgeberinnen betonen denn auch in der Einleitung, dass sie die Textsorteneinteilung mehrmals etwas elastisch gestalteten, um interessante, aber nur schwach autobiographische Texte nicht ausschliessen zu müssen (wie bereits bei Yxkull und Maria Euphrosyna besprochen). Diesen Fällen ist auch Stenquist zuzurechnen. Interessant ist auch die Frage, ob Stenquist in der Gruppe der Adelligen richtig platziert ist, da sie aus einer Dynastie von Pfarrern und nichtadligen Beamten stammt und ihr Ehemann erst im hohen Alter geadelt wurde. Hierauf kann erwidert werden, dass sie (zusammen mit Berendes) als einzige keinerlei Extremwerte unter diesem Gesichtspunkt erreicht, d.h. gewissermassen völlig unbemerkt und unauffällig in der Adelsgruppe mitschwimmt.

5.16 Zachris Franc (1687-1721)

Zachris Franc wurde 1687 in Stade bei Bremen geboren, wo sein Vater Samuel Franc zwei Jahre zuvor die Nachfolge von Henrik Henriksson Horns Widersacher Georg Güthrie angetreten hatte, nachdem dieser auf Betreiben von Horn sein Amt als Staatskommissar niederlegen musste (s. Kap. 5.10). Samuel Franc war zuvor Provinzverwalter in Östergötland und erst seit 1682 geadelt.

Zachris Franc erwähnt in seiner Autobiographie, dass seine Eltern sich auch für ihre Söhne eine Karriere in der Zivilverwaltung erhofften und ihn daraufhin sorgfältig ausbilden liessen. Mit sechs Jahren habe er unter der Anleitung seines ersten Informators seine Studien begonnen. In der Folge wurde er von verschiedenen deutschen Lehrern unterrichtet, zunächst von zwei Magistern. Bei einem Kammerschreiber namens Hindrich Thebes habe er zudem das Rechnen und Schreiben gelernt. Ab dem fünften Jahr seiner Studien, 1698, lernte er bei einem Juristen Französisch, Römisches Recht und Geographie. Während sechs Jahren absolvierte er zudem täglich zwei Stunden Geometrie und Fortifikationslehre bei einem „Ingenieurleutnant“. An weiteren Disziplinen nennt Franc Latein und Rhetorik, Tanzen, Fechten, Reiten und Geigenspiel. Nun waren er und sein Bruder Johan ausreichend vorbereitet, um an die Universität Halle zu gehen. Doch die politischen Entwicklungen verhiessen mittlerweile nur den Militärs einen schnellen Aufstieg. Zachris Franc widersetzte sich dem Willen der Eltern; er sei vom Beispiel seines älteren Halbbruders abgeschreckt worden, der zunächst sechs Jahre lang vergeblich versucht habe, in Stockholm einen noch so geringen zivilen Dienst zu erhalten, und zuletzt doch in den Kriegsdienst eingetreten sei. Er trat lieber ohne Umweg als Volonteur in die Armee ein.

Von 1703 bis Ende 1719 diente er in der Armee. Die meisten Seiten seines Lebensberichts sind von den Erlebnissen dieser an Feldzügen und Schlachten wahrlich reichen Zeitspanne ausgefüllt. Mit dreiunddreissig Jahren stellte er sein Abschiedsgesuch; nach siebzehn Dienstjahren wurde er als Oberstleutnant entlassen. Die Datierungen und der Inhalt seiner Autobiographie lassen erkennen, dass Zachris Franc im ersten Jahr als Zivilist seine Notizen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgenommen und in einem Schwung seine Lebensgeschichte aufgeschrieben haben muss. In der vorliegenden Form ist der Text somit etwa um 1720 entstanden. Die Eintragungen reichen bis zum August 1719, wo sie mitten in einem Satz enden und offensichtlich einige Blätter herausgeschnitten wurden. Aus anderen Quellen geht hervor, dass Franc im Dezember 1721 heiratete und vermutlich am Tag nach seiner Hochzeit unter heute unbekannten Umständen erstochen wurde.⁴⁶³

Die Aufzeichnungen zu den Kriegserlebnissen sind nicht nur aus militärhistorischer Perspektive interessant; sie vermitteln auch manche der Kriegserfahrungen, die in den Geschichtsbüchern nicht im Vordergrund stehen. Franc erlebte in der Armee zuweilen Wochen, ja Monate sommerlichen Lagerlebens ohne die geringsten kriegerischen Ereignisse, aber auch unvorstellbar strapaziöse Feldzüge, während derer die Soldaten

⁴⁶³ Diese biographischen Angaben gründen auf der Autobiographie selbst und auf der kurzen Einleitung von Herman Brulin (in: Franc, Zachris (1709), S. 28-34).

tagelang im Morast marschieren mussten oder in extremer Kälte einer nach dem anderen während des Marsches erfroren. Wo er diese Entbehrungen und Leiden, seine Verletzungen und häufigen schweren Fiebererkrankungen schildert, entpuppt sich Franc als guter Erzähler. Mit viel Sinn für Spannung, Tempo und dennoch glaubwürdig beschreibt er die lebensgefährlichen Ereignisse in den Schlachten, in Seenot, im eisigen Winter oder auf dem Krankenlager.

Der hier untersuchte Auszug fällt auf den Winter 1708/09. Seit dem September marschierte Zachris Francs Kompanie durch Litauen bis hinunter nach Galizien. Als die ermüdeten und schlecht ernährten Soldaten und Pferde dann vom ungewöhnlich strengen Winter überrascht wurden, waren viele Männer bereits nicht mehr widerstandsfähig genug. Viele starben, die Krankenlager füllten sich. Nach dem Jahreswechsel ging der Marsch weiter ins feste Winterquartier. Die meisten Soldaten erlitten unterwegs Erfrierungen an Händen und Füßen. Die Dragoner seien jeweils nach einer Viertelstunde Ritt vor Kälte von den Pferden gefallen; deshalb stiegen sie aus Angst vor dem Erfrieren ab und gingen für kurze Zeit neben den Pferden her, bis sie vor Ermattung wieder aufsteigen mussten. Die Armee habe bald nur noch aus lauter Kranken und Lahmen bestanden, die knapp dem Tod entgangen seien. Begleitet wurden sie wie alle grösseren Truppen von umherstreifenden Räuberbanden, unter denen sich mancher entwichene Soldat befand. Diese Marodeure waren eine ständige Gefahr für jeden Proviant- und Waffentross und schlugen alle tot, die sich alleine vom Zug entfernten. Francs Pferdeknecht und zwei seiner Pferde seien damals auf diese Weise verschwunden. Auch die Quartianer, Verbände polnischer Grenzsoldaten, machten sich jede Gelegenheit zu einem Überfall zunutze. Die Bevölkerung musste alle diese Truppen gleichermassen fürchten; Franc wird zweimal ausgesandt, um in den Ortschaften mit der Hilfe von dreissig berittenen Soldaten Proviant einzutreiben. Darauf zogen die mittlerweile mit Truppen aus Pommern verstärkten Schweden gegen die Sachsen und die Russen; die letzten Abschnitte des Auszugs beschreiben, wie sich die Sachsen beim polnischen Petrikau einer Schlacht entzogen und von den Schweden verfolgt wurden.

Die Thematik des Ausschnitts umfasst also nicht nur militärische Aspekte im engeren Sinne, sondern auch Schilderungen von körperlichen Entbehrungen und menschlichem Leiden. Im Vergleich mit den anderen Quellen, die Kriegshandlungen thematisieren, Bolinus und Anna Åkerhielm, weist Franc zum Teil deutlich höhere Wortschatzwerte auf (beim Lexikonumfang, den Substantiven, Adjektiven und ihrer Variation). Dabei ist aber zu bedenken, dass Bolinus keine zusätzlichen Themen ansprach und zudem ein Tagebuch führte, während Francs Erinnerungen in Erzählform aufgearbeitet sind. Das Kriegstagebuch von Anna Åkerhielm liegt hinsichtlich des Wortschatzes zwischen diesen beiden Texten.

Francs Auszug fällt im Quervergleich aller Texte am wenigsten auf; d.h. er entspricht in den meisten Punkten der Norm, die durch das Textkorpus selbst festgelegt ist. Wie bereits am Ende des zweiten Kapitels besprochen wurde, wird die Norm allerdings zur Hälfte durch eben diese erzählenden Texte der zweiten Periode konstituiert, hingegen nur zu einem Viertel durch die vier Tagebücher der frühen Periode und sogar nur zu je einem Achtel durch die zwei Erzählungen der frühen Periode und die beiden Tagebücher

der späten Periode. So erklärt es sich, dass sechs qualitativ hochstehende Erzähltexte der zweiten Periode, darunter auch Franc, auf der „Individualitätsskala“ als unauffällig klassiert werden.

Franc weist keine unvollständigen Teilsätze auf; darin stimmt er einzig mit Bolinus und Maria Euphrosyna überein. Mit mehreren anderen Männern teilt er die Neigung, Personalpronomen der dritten Personen Singular zu vermeiden und weder Frauen noch das Thema Familie zu erwähnen. Hingegen liegt er beim Thema Institutionen an der Spitze der Männer. Zwischen den Textsorten wird die Nennung von Männernamen unterscheidungswirksam, und hier liegt Franc zusammen mit Berendes bei den Erzähltexten am Ende der Häufigkeitsskala. Drei der bisher genannten Merkmale zeichnen Franc auch im Vergleich der Perioden aus (siehe Skala), und zusätzlich zeigt sich hier auch, dass Franc bei den Pronomen der ersten Person Plural führend ist. Alle die hier genannten Spitzenwerte teilt Franc aber entweder mit anderen Schreibern oder dann muss ihr stilistischer Aussagewert als schwer interpretierbar eingestuft werden. Nach dieser Bereinigung ist er der einzige Autor ohne jeden deutbaren Spitzenwert.

Schlusswort

Die Zielsetzung dieser Arbeit war es, ein historisches Textkorpus unter bestimmten sprachlichen bzw. stilistischen Aspekten zu analysieren. Die Korpuszusammenstellung, das methodische Vorgehen und die Gliederung der Arbeit sind in der Einleitung kurz skizziert und werden auf den folgenden Seiten nicht nochmals dargelegt. Auch für die Zusammenfassung der Ergebnisse wird auf die Kapitel 3.5–3.6 zurückverwiesen, um Wiederholungen zu vermeiden. Hier nun sollen wenige wichtige Resultate der Analysen rekapituliert und besonderes Gewicht auf methodologische Erwägungen gelegt werden.

Die gemeinsame Basis aller Textanalysen wurde zunächst mit einer quantitativen Untersuchung ausgewählter sprachlicher und inhaltlicher Merkmale gelegt. Es zeigte sich, dass einige der Sprachmerkmale, die in der älteren Forschungsliteratur als geeignete Indikatoren individuellen stilistischen Verhaltens galten, im hier untersuchten Korpus keinerlei Trennung zwischen den Texten erlauben, wenn sie nicht nur numerisch erhoben, sondern die feststellbaren Frequenzschwankungen auch statistisch auf eine mögliche Zufälligkeit hin getestet werden. Diese Beobachtungen lassen vermuten, dass die hermeneutisch arbeitenden Stilforscher von ihrer „Intuition“ oft wohl leicht getäuscht wurden, so dass sie – durchaus vorhandene – Unterschiede überbewerteten. Die quantitativ und statistisch abgestützten unter den älteren Untersuchungen andererseits basierten möglicherweise auf zu wenigen Vergleichstexten, falls sie trotz systematischer Analyse auf solche Resultate gestossen waren – oder aber die Charakteristiken ihrer Textsammlungen wichen erheblich von der hier untersuchten ab. Die quantitative Erhebung hat mit den an diesem Korpus erfolglos getesteten tradierten "Stilindikatoren" eine Ansicht bestätigt, die oft geäußert und oft vergessen wird: Dass kein Sprachmerkmal in allen Kontexten "stil"-unterscheidend sein kann. Eine adäquate Parameterauswahl muss von den Korpuseigenheiten ausgehen *und* auf sie Rücksicht nehmen – und steht damit vor dem Paradox, von Anfang an viel über die Dinge wissen zu müssen, die sich erst im Lauf der Untersuchung deutlicher herausstellen werden.

Angesichts dieser grundsätzlichen Schwierigkeit ist die Frage berechtigt, ob sich der ausserordentliche Arbeitsaufwand für die Datenerhebung und -aufbearbeitung, die statistische Bearbeitung und die graphische Darstellung lohnt. Für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung muss die Antwort ohne Einschränkung "Ja" lauten. Nur auf der Grundlage der quantitativen Untersuchung konnte überhaupt eine objektive (im Sinne einer überprüfbaren) Charakterisierung von sechzehn verschiedenen Textausschnitten geleistet werden, die auf siebenunddreissig verschiedenen Sprachparametern beruht.

Der deskriptive Nutzen dieser Vorgehensweise ist unbestreitbar. Durch die so gewonnenen Beobachtungen konnten in einem ersten Schritt die individuellen Textprofile definiert werden. Erst dank diesem Vorgehen konnten die vielen Einzeltexte hinsichtlich aller Untersuchungsaspekte korrekt und nachvollziehbar mit den Kontrolltexten verglichen werden. Die ergänzenden "qualitativen" Beobachtungen und Interpretationen ihrer Eigenarten erfolgen anschliessend in der Gewissheit, dass es sich um gesicherte,

spezifische Eigenschaften des jeweiligen Textes handelt, die nicht ausschliesslich intuitiv erkannt wurden. Ein bedeutender Vorteil quantitativer Methoden ist, dass damit Intuitionen verifiziert oder widerlegt werden können.

Zum Anderen brachte aber auch die von der Statistik angebotene Möglichkeit der Hypothesenprüfung zusätzliche interessante Einsichten. Die Durchführung von logistischen Regressionen ermöglichte es, die sprachlichen Beobachtungen mit vier extralinguistischen Gesichtspunkten in Beziehung zu setzen. Die Frage lautete zunächst, ob die einzelnen beobachteten Sprachmerkmale typisch für die Texte der Frauen oder der Männer sind; analog dazu wurde überprüft, ob das Vorkommen der konkreten Sprachmerkmale mit den gewählten Textsorten, mit der Entstehungsperiode oder mit der sozialen Herkunft der Verfasser zusammenhängen könnten. Hier zeigte sich, dass siebzehn der insgesamt siebenunddreissig unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale effektiv einen Zusammenhang mit der Geschlechtszugehörigkeit der Verfasser erkennen lassen, doch jeweils gleich viele unterscheiden zwischen den erzählenden und den protokollartigen Textsorten und zwischen den früheren und späteren Texten. Nur in neun Fällen scheint hingegen das Auftreten eines Sprachmerkmals mit dem Kriterium der sozialen Herkunft zusammenzuhängen.

Neunzehn der Sprachmerkmale sind sehr aufschlussreich, da sie mit nur einem der extralinguistischen Kriterien verbunden scheinen. Die anderen achtzehn Sprachmerkmale ermöglichen zwei oder sogar drei Schnitte durch das Korpus, indem sie gleichzeitig für die Gruppierung nach mehreren der genannten aussersprachlichen Kriterien herangezogen werden können. Dies legt den Schluss nahe, dass die starke Betonung singulärer ausersprachlicher Faktoren, wie sie in der Forschungsliteratur häufig anzutreffen ist, unter dem Einbezug alternativer Erklärungsmöglichkeiten und vor allem nach einer genauen Frequenzerhebung in grösseren Korpora meist nicht aufrechterhalten werden könnte.

Durch das Beharren auf signifikanten Unterschieden und auf der Überprüfung verschiedener extralinguistischer Gegebenheiten wird die Beschränktheit von ausschliesslich „qualitativ“ bzw. intuitiv erhobenen Befunden deutlich. Als Beispiel für spekulative Annahmen können noch einmal die untersuchten, „bewährten“ Sprachmerkmale gelten, da sie einzig aufgrund überlieferter Meinungen und Versuchsanordnungen oder auf intuitiver Basis überhaupt erhoben werden. Nach der quantitativen Überprüfung gaben die meisten von ihnen tatsächlich „Resultate“, doch die statistisch festgestellten Korrelationen mit extralinguistischen Faktoren wichen mehrmals von den Erwartungen ab. Das heisst für „qualitativ“ operierende Untersuchungen, dass selbst (oder erst recht!) wenn in ihnen wesentlich komplexere Merkmale untersucht werden als unsere „grob gerasterten“, sie ein viel grösseres Risiko eingehen, falsche Annahmen nicht zu erkennen, weil sie nicht über solche Testverfahren verfügen. Mehrfach wurde in dieser Untersuchung festgestellt, dass bereits die Operationalisierung offensichtlich auf falschen Vorannahmen abstützte, etwa bei der Erwartung, lange Teilsätze indizierten syntaktische Komplexität, was im vorliegenden Korpus nicht zutrifft. Qualitativ operierende Untersuchungen haben in diesen Fällen kein Instrumentarium zur Hand, um die Validität ihrer Annahmen für ihr spezifisches Untersuchungsmaterial reliabel, d.h. zuverlässig und reproduzierbar, zu überprüfen.

Eine unübersehbare Folge des methodischen Vorgehens manifestiert sich in einer gewissen Fragmentarität und Unübersichtlichkeit mancher Ergebnisse, die nicht als Ausdruck eines methodischen Mangels gedeutet werden sollten, sondern im Gegenteil als Gewinn. Denn dieser Zugriff stellt an den Untersuchungsgegenstand eine Vielzahl "kleiner", konkreter Fragen und erhält darauf ebenso viele kurze und genaue Antworten – und mitunter eben auch widersprüchliche, die nicht mühelos in ein Erklärungsmodell integriert werden können und auch nach wiederholten Interpretationsversuchen wie rätselhafte Findlinge in der Kulturlandschaft der Interpretationen stehen. Möglicherweise wurde in einigen dieser Fälle die "Frage falsch gestellt", und die erhaltene Antwort bezieht sich auf einen anderen Sachverhalt – eine falsche Operationalisierung versperrt also die Interpretation. Vielleicht wurde aber auch die richtige Frage gestellt, und die Antwort entspricht einfach nicht den Erwartungen. Nicht-quantitativ operierende Arbeiten hingegen erwecken in der Regel einen in sich abgerundeten Eindruck, denn sie sind selten gezwungen, abweichende Fakten in ihre Interpretationen zu integrieren, weil sie sie nicht wahrnehmen müssen. Dem Erkenntnisgewinn dient dies nicht.

Beide methodischen Ansätze haben ihre Stärken, und das letzte Kapitel versucht sie in den Textanalysen und -wiedergaben gemeinsam zu nutzen. Vieles in dieser möglichen Synthese bleibt Ansatz, zuweilen folgen im Text die beiden Betrachtungsweisen etwas abrupt und unverbunden aufeinander. Aufgrund der umfangmässig bereits grossen Gewichtung der quantitativen Aspekte musste manches in diesem Stadium der Arbeit nun (zu) kurz ausfallen. Wenn von der Arbeit als Gesamtheit trotzdem Impulse für ähnliche Forschungsfragestellungen ausgehen könnten, wäre ihr Ziel erreicht.

Anhang: Textauszüge
Zu 5.1: Agneta Horn
(S. 12 ff.)

Måste wi alt så sitia kuar i stätin, alt in til at gudh gaf her iahan spare in, at han förbarma sigh öfwer oss och sände sin wagn til stätin efter oss och lät föra oss til wålgast. Och när wi kome dit mädh her jahan spares wagen, lät fru eba läyonhufwt achta på i porten och lät taga oss mädh wål vtur kareten och lät bära oss i sit hus emot her iahan spares wilia. Och war hans fru myket ondh derfore, män thet halp inte. Iag måste lel håla hunden och blifwa hos fru eba läyonhufwet. Mit i ochtober kome wi til hene. Och wore wi båda så vtswålta och ila mädhfarna, at thet war föga lif i oss, vtan wi såge vt som bara bitra döden. Och tordez då ingen gifwa oss så myket mat, som wi wile äta, vtan måste mäta åt oss maten, tÿ wi wore som di vthungradh stöfwarna, som inte weta magehof. Tÿ the wore räda, om wi skule få äta, som wi har wilat, at wi hafwa ätit wår dödh. Så stogh thet til mädh migh. Och på alt anat lade fru eba oss i en kamar, ther ala fönstran wore sönder. Och när thet snöga, så lågh thet stora snödrifwan i kamaren. Och ingen stas, der wi finge göra vp eldh. Och efter min lila bror war så myket liten och ila farin, hinte han inte til at stå vt den stor kölden, wi wore vti, vtan måste så dö, när han har warit 14 dagar hos fru eba. Män iag arma och elända barn, som är födh til myken sårgh och hiärtans wederwärtighhet, fik alena behåla lifwet efter både min kiäre fr[u] m[or] och enda bror. Och sedan begÿnte iag til at koma migh före den ena dagen mer än den andra, at iag blef fålkelick igen, och måste så lära migh gå på nÿt. Och blef iag sedan hos fru eba mången on/dag och war hos hene i 2 åhr der vte och stodh ther vt mången sur och hiärtans biter hårdh dagh och stundh och så myket ont, at iag inte så kan klaga migh. Tÿ mor war ta dödh för migh och far och ala andra mina så långt borta, at ingen anan war, som kunde taga migh til sigh, vtan min myket hårda farbrorhustru fru eba. Män i min stora hiärtans sårgh och olyka, så vnte gudh migh min enda k[iäre] farbror her klas horn, hwilken migh så högt älskade, som iagh har warit hans eget barn, och sågh intet gärna, at hon for så ila mädh migh. Tÿ förtogh han migh mången elak och ondh stundh, som migh kom til handa. Och kunde han intet lida, at någe skede mig för när, mädan han war der hos. Män hon war en vtur wise hårdh fru både emot migh och ala andra. Och hade iagh hos hene i the 2 åhran 6 dagar i hwar weka, och then siunde war söndagen, och ingen bättre än then andra. Och gik ingen af dem förbi, at iagh ick måste til thet ringasta få en gångh om dagen och stunom 3 gånger ris. Och så åfta min onda och lätfärdiga piga blef ondh på migh, så togh hon mig i min arm och kasta mig in til fru eba och sade, at iag gorde ila. Och tordes hon aldrigh gå in til fru eba mädh mig, tÿ hon begÿnte til at blifwa alt för myke fet. Män iag, arma barn, måste strax få hug for den horans skul. Thet halp mig ingen bön. Och gick thet migh så ther, at thet war migh vtur wise långa och elaka 2 åhr.

Zu 5.2: Johan Rosenhane

(S. 31 ff. (Mai 1652))

- 5 War iagh åther på Rådhussett, där Plantin och Crölen trätte, kalt
- 6 ahnkummo 3 hållenske skiep, Giärt Leffwes soon war här om Wachtmästarens imission, kalt
- 7 Biskopen och M: Class woro här och uthi deras närwaro bleff een hoorkona examinerat hwilken bekiände på prästen i Wekelax åthskilligha saker, ahnkummo 6 hållenske skiep. skreff iagh åthskillighe breeff, kalt. wäxelen till Swän
- 8 War iagh på Rådhussett, där Plantin, inladhe första gången emot Cröllen, kalt
- 9 Passerade inte annat uthan wij hörde Guds ord i kyrkian M.tt Hindrik prädikade. kalt
- 10 War iagh på Rådhussett, kām ett lybest skep in, begynt bliffwa warmt wäder.
- 11 Giärt Leffwe war hooss migh om immission för Wachtmäster, på Låpwirda socken. Capiten lieutenanten Ellerss protesterade att inte willia comparera på Rådstughun klart wäder
- 12 War iagh på Rådhussett, Ellerss bekām dilation på 3 wekors tidh, öffwerlades om Rådstughu byggningen warmt
- 13 Tullenähren Petter Pijper beswärade sigh öffwer Bårghmästaren Plantin, att han hwar dagh såffwer så längie, och ingen slipper att taala mädh hānom, Hindrick Thommass son kām iffrån Lybek, mädh någhra waror. klart
- 14 Skreff iagh breeff åthskillighe mädh posten, kām Giärt leffwe och hans Fru klart warmt
- 15 War iagh på Rådhussett, äffter middaghen reeste iagh och min hustru först till kalkungien sådan till Säini där een ny miölqwarn skall byggias, där iffrån på Hästholmen och sådan hem, klart
- 16 Dänna söndaghen prädikade M. Christer Giärt leffwe och hans Fru fölgde migh hem till måltidtz, klart
- 17 War iagh på Rådhussett, och äffter middaghen besöghte min lilla soon Carl hooss Hans Släghell, sunnan wäder.
- 18 Förhördess någhra pärsoner uthi Cantzlijet iffrån Wekelax om hoor. Bokhollaren bleff filssatt för sin försumelse. Slåtzhautbmanen Arend Jahan Soon kām iffrån Stäckholm kalt wäder
- 19 War iagh åther på Rådhussett, där ingen aff Bårghmästarna, äij eller Secreteraren wille sittia för B. Jahan Cröll skull, hwarföre nödgas iagh skriffwa där om Håffrätten till, sådan besåg iagh nya Rådstugubyggningen. Ryttmästaren Brussius fölgde migh till måltidhz äffter middaghen spatzerade iagh mädh min hustru uth på Sikaniemi. kalt.
- 20 Petter Dragon begiärade immission, H. Jöns om Domkyrkiotunnan. Stadzsecreren talade om Jahan Crölss saak, kalt.
- 21 På dänne bönedaghen prädikade Biskopen middaghs prädikan, och M: Bångdht afftons prädikan, natfrost
- 22 War iagh först på Rådstughun, äffter middagh reeste iagh och min hustru på båt till Willajocki, natfrost och kalt.

- 23 Begynte iagh mädh Landmätharen att sticka uth, een platz till sätes gården, äffter General Paikulls begiäran, äffter middaghen kām öffwersten Melin dith, stark natt-frost.
- 24 Begynte timmermännen att flyttia byggningen äffter uthstakningen, slöt iagh ett köp emillan Genneralen, och een skattebonde där i byn Hanno Pål, om hans skattehemman, för 330 dh. K: m:tt etz sädhan reeste wij där iffrån igiän och kummo hem klåckan 10 om natten, wackert warmt
- 25 Stadz Secreteraren förfråghade om Cröllen och Plantin skulle till Onsdaghen blifwa ahnslaghna. warmt
- 26 War iagh på Rådhussett, där Cröllen inladhe sin sidhsta skamlössa skriff emot Plantin, där näst inladhe och stads Secreteraren, och Borghmästaren Mänskeffwer hårda beskyllningar emoth Cröllen, bleff heela Cröllens saak till Håffretten hemstält, stor hehta.
- 27 Begroffs Slåtzhautbmans Arend Jahan Sons hustruss och Dåtters lijck, Biskopen gjorde lijkpredikan, män M. bänght gjorde middaghs prädikan stoor hehta.
- 28 Examinerares i Cantzlijet uthi Biskopens och Mäster Cisters närwaro, en hoor-kåna, och hänness man mähta hehta.
- 29 War iagh på Rådhussett, och slötz alla rättegångs saaker till äffter hälghen, stoor hehta.
- 30 Bleffwo 14 präster ordinerade, H Arffwe gjorde middaghs prädikan. continuerligh heetha.
- 31 Bårghmästaren i Lapwess strand Länter, beswärade sigh öffwer sina bårghare. och Majjoren Erick Pär son öffwer Giert Leffwe. ahnkummo 3. skiep iffrån Hålland. stor tårka

Junius

- 1 Dräffeligh heetha dänne daghen,
- 2 Förhördess någhra knechtar, uthi Cantzlijet hethan och Tårkan warar.
- 3 Giötheborske skuthan affsegladhe, hwar mädh skreffs Pär Ribbing till och sände hånöm 2 tz strömming och 4 timmer gråwærk. skieparen heth Mathijas bult. skreffs och åthskilligha andra breff mädh posten, och till b: Sk: om Ölestårp. hetha.
- 4 Majjoren Erick Pär soon begiärer hitation⁴⁶⁴ på Giärt Leffwe, och bekåm, stor hehta.
- 5 Ahnkåm posten mädh åthskilligha breeff och aviser.

464 „Felskrivning för ‘citation’.“

Zu 5.3: Beata von Yxkull(verwendeter Auszug: Januar bis 10. Oktober 1665)⁴⁶⁵

[Titelblatt von fremder Hand]

[Anteckningarna til denna Kalender äro gjorda af riksrådet friherre Erik Gyllenstjernas till Steninge enkefru Beata von Yxkull till Steninge (+1667), hwilkas dotter Elisabet blef gift 1672 med riksrådet friherre Klas Rålamb.]

[verwendeter Auszug:]

Gudh af Nådh och Barmhärthigh förlänna oß et lyckosamt fredligt och gåt åhr. I Jesu Nampnen Ammen

Dän 6 januarie kām fru Anna B[öchsöfuen ?] til Steninge

Dän 11 reste hon här ifrån igän

Samma dän 11 januarie kām min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna hit hem til Steninge

Dän 14 reste han åtter här ifrån och til Ståckhålm igän gudh beuare honnåm uäl til lif och siäl

Dän 31 januarie reste min ælskelige sån Chåndræt Gyllenstiärna ifrån Steninge och til Ståckhålm gudh beuare honnåm uäl til lif och siäl

Dän 3 februarie reste minna ælskelige sönnner Gösta och Karl Gyllenstiärnar ifrån Steninge och til Upsala gudh hiälpa och förfrämmia dām siht Nampnen til ähra och beuare dām uäl til lif och siäl

Dän 4 kām min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna hit til Steninge

Dän 6 reste han här ifrån och til Ståckhålm igän Gudh mädh honnåm

Dän 8 februarie kām Richsmarskalkens sån Gref Gösta Ochsenstiärna til Steninge och ≠ [am Rand nachgetragen: ≠ bödh] far uäl Då han utreste til sin uandring gudh gee honnåm lycka

465 Yxkulls Handschrift ist sehr regelmässig und leicht lesbar, mit einer wichtigen Ausnahme: *a* und *e* sind oft nicht zu unterscheiden. Da mir zudem nur eine Fotokopie vorlag, liess sich hier vermutlich die eine oder andere Fehllesung (vor allem an den Wortendungen) nicht vermeiden.

Dän 11 kām min ælskelige sån Chåndrāt Gyllenstiärna til Stenninge

Dän 14 reste han hädhan och til Ståckhålm gudh mädh honnām

Dän 11 Marst reste iagh mädh bådha mina döttrar ifrån Stenninge och til Ståckhålm

Dän 18 komme Vij åter hem til Stenninge igän

Dän 23 Marst komme mine ælskelige sönnar hit til Stenninge min Chåndrāt ifrån Ståckhålm och min Gösta och min Karl ifrån Upsala

Dän 31 reste min ælskelige sån Chåndrāt Gyllenstiärna åter til Ståckhålm igän gudh mädh honnām

Dän 4 april reste mine ælskelige sönnar Gösta och Karl Gyllenstiärna ifrån Stenninge och til Upsala igän gudh hiälpe och wälsingne dem sitt nampen til ähra och förlänna dām æfuigh och timmeligh uälfärdt

Dän 15 april kām min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna hit til Stenninge

Dän 17 reste han til Ståckhålm igän gudh uälsingne honnām

Dän 26 april reste iagh mädh mina bådha döttrar ifrån Stenninge och til Ståckhålm

Dän 10 Mäy kām min Gösta och Karl hit til Ståckhålm ifrån Upsala

Dän 18 julie reste min ælskeligste sån Christåfuer Gyllenstiärna mädh hans Kongeliga Mäyestät til Upsala gudh uälsingne honnām til lif och siäl

Samma dagh reste minna ælskelige sönnar Chåndrāt Gösta och Karl Gyllenstiärna och ifrån Ståckhålm och til Stenninge gudh beuare Däm uäl til lif och siäl

Dän 26 reste iagh mädh syster fru Elisabet Von Rosen och bådha mina döttrar til Hamsta samma dagh om aftån kām min sån Chåndrāt hit til Ståckhålm igän

Dän 2 agusti reste iagh och bådha mina döttrar ifrån Ståckhålm och til Stenninge

Dän 4 agusti kām min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna om mårgån kläckan fyra hem til Stenninge och reste om aftån kläckan fyra åter til Upsala igän

Dän 10 sände iagh Jöran Larssån och suän åckasån til Upsala

Dän 12 agusti blef min ælskelige sån Gösta Gyllenstiärnas förehfuande förrättat uthi Upsala actimiia

Dän 16 kām åter min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna om Mårgån klåckan 4 til Stenninge och dän 17 klåckan 4 om Mårgån reste han åter til Upsala igän samma dagh om aftån komme mina ælskelige sönnar Gösta och Karl Gyllenstiärna ifrån Upsala och til Stenninge

Dän 19 agusti reste iagh mädh bådha minna ælskelige döttrar ifrån Stenninge och til Ståckhålm

Dän 20 reste min ælskelige sån Chåndråt Gyllenstiärna til Stenninge

Dän 28 agusti kämme mina ælskelige käre sönnar Chåndråt Gösta och Karl Gyllenstiärnar ifrån Stenninge och hit til Ståckhålm gudh uare mädh däm

Dän 4 säptämber kām min ælskelige sån Christåfuer Gyllenstiärna hit til Ståckhålm ifrån Upsala mädh hans Kongelige Mäyestät Kongen

Dän 5 säptämber stogh Gref Axel lillas och Fröcken Marÿa stenbåcks Bröllåp gudh gifue til mycken lycka

Dän 17 säptämber stogh min ælskelige sån Gösta Gyllenstiärnas baal mädh fröken Poladora Christiana Wrangel utty fältherans hus på gråmunckahålm

Dän 29 säptämber reste j Jesu Nampen jagh mädh mina ælskelige sönnar Gösta och Karl och mina bådha Döttrar ifrån Ståckhålm och til Stenninge gudh uälsinge mine käre sönnar nu i Deras på begynta långa resa ack godhe gudh fortsiätia deras uandring siht helgia Nampen til ähra dem siälfua til efuigh och timmeligh uälfärdt i Jesu Nampen Ammen

Dän 3 october reste i Jesu Nampen bådha mina ælskelige käre sönnar Gösta och Karl Gyllenstiärna ifrån Stenninge och up til kåpparbärgen och sedhan mädh gudhs til hiälp än uidare at fulfölgia sinn uandring uttan lans Dän högsta gudh uare deras trogna ledsagare Wandringsbroder och Mägtige beuarare i alla deras uägar och förehafuande och låtte däm gudhs Nampen til ähra alla sina resser fulländha och lyckeligen igän hemkåmma gudh höre Nådeligen min bön J Jesu Nampen Ammen

Dän 6 october reste jagh mädh bådha mina ælskelige döttrar ifrån Stenninge och til Ståckhålm

Dän 10 october stogh Gref Tårsttensåns och Fröcken Christina Stenbocks bröllåp utty saligh her Jahan Spares hus på gråmunckahålm gudh gifue til mycken lycka

[nicht ausgewertet:]

[Dän 27 october reste iagh åtter mädh bådha mina Döttrar ifrån Ståckhålm och til Stenninge

Dän 31 october kãm min ælskelige sãn Chåndråt Gyllenstiärna och ifrån Ståckhålm och til Stenninge

Dän 2 Nouämber reste iagh mädh bådha mina döttrar ifrån Stenninge och til Ståckhålm

Dän 5 Nouämber kãm min ælskelige sãn Chåndråt Gyllenstiärna til Ståckhålm

Dän 11 Nouämber skref iagh mine ælskelige sönnner Gösta och Karl Gyllenstiärna til och sände brefue på hambårgh til Jahan Falck

Dän 18 Nouämber skref iagh Grefuinnan fru Christina Brahe til och min dåtter Christina skref och bådha sinna Brör til

Dän 9 desämber skref iagh bådha minna ælskelige sönnner til och sände brefuet på hambårgh til Jahan Falck

Dän 27 desämber reste jagh samdt min sãn Chåndråt och bådha mina döttrar ifrån Ståckhålm och til Stenninge

Dän 30 kãm Baron Ungerer och hans fru ifrån Ståckhålm och til Stenninge]

Zu 5.4: Petrus Magni Gyllenius

(S. 258, Z. 20-S. 260, Z. 27 (2. bis 15. Januar 1663))

- Den 2. fick jagh thär häst till Nordsiö, ther bodde tå en Adelssman Anders Nilson, som ägde fru Margeta Bäfferfält och jagh töffvade något hooss honom, och vij gingo till Ransäter, ther fick jagh om qvällen häst och vij foro öffver Elffven, och sedan Heedan uthføre til Rudh, och til Smidzrudh til natten myckit seent.
- Den 3. Till Olsäter, Hellekijl, Edheby och Upanda och thädan til Nyklebyn til natten.
- Den 4. om en Söndagz morgon til kyrkian, ther iagh uppehölt gudztiensten, effter som Hr. Gunnar war rester til Wassbool; först Christnade jagh Oluffzz barn j Munkebool; kalladess Oluff, Sedhan Skriffade, sångh några psalmer, och jagh predijkade j öffre Ullerösskyrkia om Christi doop, Matth: 3. och kommunicerade them som gingo til gudz bordh. Effter gudztiensten, drogh iagh til Nycklebyn, ther war Länssmannen, hanss hustru, döttrar och Torstanus, j gästebudh, ther töffvadhe och jagh then afftonen och natten.
- Den 5. Reste jagh til Nedersoknen, och jagh legde häst åth mina Saker til Kläckaregården, thädan vij gingo til Rysäter, Tiussbool och Torp och til prästegården til natten; ther war myckit folck i julekyrnessa.
- Den 6. Trettonde daghen gick jagh til kyrkian, ther iagh först Skriffade, sångh någre psalmer och predijkade, om the wijse män, Matt. 3. sedan communicerade jagh en stoor hoop, som gingo till gudz bordh. Effter gudztiensten war jagh i prästegården eller Stompnen, och till Hollerudh ther wij woro om natten.
- Den 7. fick iagh ther häst öffver Lusten till Gålssviyk, Engenääss och Noolsiötorp, sedan gick iagh til Hambrarna, och uthføre til Uffve, och östre Deije til natten.
- Den 8. om morgonen goffvo vij oss på vägen til Carlstadh, och war på elffven itt godt åkeföhre, vidh Qvarntorp gick iagh och Månss j Deije til Wijsterudh, och tädan til Grossbool j Graffva, thär vij kommo til vårt föllie och jagh utthogh ther min Sockne Rättigheet, och vij ginge till Sundstadh, som ligger på östre sijdan Elffven, the andre körde til Skijffwe, från Sundstadh gingo wij til Forssnäss, ther war begraffningz ööl effter Saligh Bengt, och thädan till Skijffve, när jagh hade thär vttagit Socknerna, gick Soolen neder, jagh war och j Vdden ett Torp, sedan om quällen elffven uthføre, och ijsen war myckit haal och glingh, jagh war och uppe i Råådalen eller Heedåhss; och wij kommo till Stadhen kl: 9. om natten, och stodh wäl til medh hustrun och barnen, gudhj skee ewinnerligen ähr och prijs. Thenne tijden fick iagh en häftigh hoosta, och bröstvärk, samt Snuffva, aff huilket hostande och flosser, förorsake sigh en ond huffvudhvärk, och stoor werk öffver bröstet neder widh magen och jagh war heela månaden opassligh aff thenna Siukdomen, och gudh skee Loff, bleff iagh sedhan sundh och frisk.
- Den 11. Middagztijdh reste jagh medh hustrun och Britta lilla til Schanum, och wij woro j Wäsehäradz prästegårdh om natten. war godt föhre på ijserna, och liuffligit Soolskeensswädher.
- Den 12. Thädan hem til Schanum och tå war Gustaff Månson och Lars Thörson hooss faar.

Den 13. Drogh Moor Annicka bittida til Christinæhampns marknat, såsom och faar och hanss barn, och om qvällen kom hon hem.

Den 15. om morgonen gick jagh til Tåffta, och war godt gångeföhre på engerna och Siön, när iagh kom tijt, lågh hustru Elin siuk aff håll; och samma hållsiuken gick widt omkringh på the ortter, och många dödde så hastigt at the icke leffde öffver en timme. Samma dagh gick jagh åther til Schanum, och war lungt och liuffligit Soolskeenss wäder; när iagh kom till Schanum war faar, och min hustru medh Brita lille j Bennebergh, tijt gick ochså jagh och Daniel Gillieson, som [war] hemkommen ifrå Stockholm, ther war jacob johanson; om qvällen sent fingo wij thär [häst] och körde til Schanum.

Den 15. om afftonen drogh jagh och Annicka til Carlstadh, wij reste åth Åhsswijkan, och på Siön foro wij wilse, och kommo til Spickerudh, sedan til Hult och Botnwiijk, ther fingo wij en dreng, som folgte oss öffver ijsen til Hofflanna, effter thet war myckitt mörkt och wij woro thär om natten, och hustru Lissbet lågh j barnsängh.

Zu 5.5: Maria Månsdotter Agriconia

(verwendeter Auszug: 28. Mai 1658 bis 23. Juni 1665)

[Titelblatt von fremder Hand:]

[Jungfru Maria MånsDotter Agriconia^e

Memorial- och Dagbok

afsluten af des enda Broder Samuel Månsson sedermera nobiliterad Åkerhielm och dog
CancellieRåd, Secreterare af Staten och ÖfverPostDirecteur.]

[Anno 1610 den 13 Februarij om morgonen emellan 4 och 5 afsomnade i herranom min sahl: kiere mormors moder Hustro anna Eriksdotter, och blef hederligen begrafwen uthi hudwichswald i helsinge land på den 18 dagen i samma månadh gudh alsmechtig hennes siel hugne och förlehne kroppen en frögdefull uppståndelse

Anno 1614 den 3 Maij om morgonen emellan 4 och 5 afsomnade i herranom min sahl: kiere mormors broder, Nils Larson, fordom kongl: Maij:ts: högloflig i åminnelse sahl: konung Carl den 9:e fältrentemestare och blef förnembligen begrafwen uthi Åboo kyrkio på den 16 Maij högste gudh ware hans siel nådig och hugne kroppen medh en frögdefull uppståndelse

Anno 1616 om en onsdagh afsomnade i herranom min Mormors broder sahl: Erich Larsson Öfwre Kopparberget fordom befaldnings mann begrofs der sammastedes Gudh förlene honom medh oß alla en frögdefull uppståndelse

Anno 1618 den 5 februarj afsomnade i herranom min sahl: kiere mormoders syster, hustro Karin Larsdotter, Camererarens Boo werningsons kiere hustru , och begrofs i Stocholms store stads kiyrkia den 22 februarj, gudh förlehne henne en frögdefull uppståndelse, lijkpredikan hölt mester Oluf i Stocholm kiyrkoherde

Anno 1618 den 11 April afsomnade i herranom min kiere mormors broder sahl Bertil Larßon Högloflig i åminnelse Hertig Johans Secreterare, hwars hustro war fruu [Nolena fremsam?]⁴⁶⁶ och blef i Norkiöping Stadskyrko med förnemblig process begrafwen den 15 Aprilis. Gudh förlähne honom på herrens stora tillkommelse dag en frögdefull oppståndelse, huusprädikan höllt hans kiyrkoherde H:r Claus i Grebij, lijkpredikan gjorde Mester Hans kiyrkoherde i Norkiöping,

Anno 1620 den 1 februarj emellan 7 och 8 om Tijsdags Mårgon afsomnade i herranom min sahl: h k Mormoder Ehreboren och dygderjke Matrona hustro Anna Larsdotter kiyrkioherde hustro i Jäder, lijkpredikan höllt i Jädres kiyrkia hans höghwyrdighet doctor Lars paulinus, och huusprädikan her Lars i Tumbo. Gudh förlähne henne med oß alle en frögdefull oppståndelse.

466 Lesung unsicher.

Anno 1626 den 29 januarj om Tijsdags Morgon klockan 8 afsomnade i herranom Mormors fadher Lars Bärtilson fordom Asector i den furstlige hoffRätt i Nörkiöping och lagförare i Närike, och blef begrafwen i Örebro, den alsmechtige för-lähne oß med honom på herrans stora tilkommelse dag en frögdefull opståndelse. Hans förfädre til fierde Man hafwa i Örebro warit BorgMestare – hans lijkprädikan gjorde Mester Nills kyrkoherde i Örebro af Simons låffsång.

Anno 1652 den 20 april om morgon klockan 8 afsomnade i herranom min k mormors broder sahl: oluf larßon fordom licentmestare uthj Narfwen, sedan han lefwet hade 62 åhr och 4 månader, han begrofs i Stocholms store stadskyrkia den 7 Majj, emellan predikestolen och altaret, lijkpredikan wardt hållen af H:s Majj:ts: öfwerhofpredikant och kyrkoherde i Stocholms stadh Höglarde Doctor Erich gabrielson, texten war af den 116 psalmen, Herren bewarar the enfaldiga, ner iagh etc.

Anno 1653 den 28 october emellan 11 och 12 om dagen afsomnade i herranom min k: mormors broder dotter, Ehreborne Hustro Maria Elisabeth bertilsdotter, och blef begrafwen i Nykiöpings westra kiörkia den 13 Novemb:, lijkpredikan gjorde mester anders julinus kiyrkoherde der sammastedes Och war texten den 12 kong dafuids psalm, såsom hiorten etc.

Anno 1654 den 6 Martj afsomnade wyrdige och höglarde mann Herr Jsmel Nicolaj Recharj kiyrkioherde uthj bälunge och begrofs den 9 aprilis uthj balings kiyrkia gudh förlehne kroppen en frögdefull upståndelse, huuspredikan gjorde mester anders julinus kiörkoherde i Nykeping, hans sahlige lekamen begrof min salige fader Magister Magnus Agriconius, texten war första pauli epistel til the Corinther 3 capitel, med den 5 til 12 versen

Anno 1655 den 9 januarj om morgonen wedh klockan 5 afsomnade i herranom min sahl: kiere fader wyrdige och höglarde Magister Magnus Agriconnius, welförordnat kiyrkoherde i Nykepings östra försambling och probst uthöfwer Röne heradh och begrofs den 29 januarij uthj Nykiöpings östra kiörka uthj sin graaf wijdh altaret, gudh alsmechtig frögde han siel och förlehne kroppen en frögdefull uppståndelse på herrans stoore tilkommelsedagh, huuspredikan gjorde hans Cappelan H: Zacharius Stutt och texten war O fader i tina hender befaller iag min anda, du hafwer migh för förlöst Herre du trofaste gudh 31 psalm lijkpredikan gjorde mester anders julinus, texten war hoos phropheten Esaias 38 Capit:

Anno 1655 den 25 Novemb: afsomnade uthi Nykiöping min kiere Moster Mann Mester Johan Ludwig Riese fordom Generalinspector öfwer alla Cronones Lust: och gårdar uthj heela Sverige och begrofs den 2 December uthj sin bestelte graaf i Nycepinges östra kiörkia, gudh förlehne kroppen en frögdefull uppståndelse på den stora herrans dagh, lijkpredikan hölt kiyrkoherden Mester Erich Enhörneo, text, jeremie klagowisa 3 cap:

Anno 1657 den [---] afsomnade i herranom [i Riga]⁴⁶⁷ min sahl: kiere broder Jsrael Jsraelis Grubb fordom landsbookhållare öfwer lifflandh sampt slottsskrifware widh Riga slott, på sitt 22 ålders åhr, och begrofs förnembligen uthj Riga [den] gudh hans siel ewinnerlig frögde och hugne kroppen medh en frögdefull uppståndelse]

[verwendeter Auszug:]

Anno 1658 den 28 Maij klockan 8 om afttonen afsomnade i herranom min sahl: hertans k. moder Ehreborne och dygderjke Matrona Hustro Sophia Kempe uthj Nykiöpings stadh och på helge trefaldigheets söndagh som war den 6 juni begrafwen uthj Östra kirkian, lijkpredikan giorde efter hennes begieran Her Zacharias Stutt, texten war uthur Joh: uppenbarelse 7 cap 13 versen alt inn til ändan gudh förlehne henne medh oß alla Christtrogna en frögdefull uppståndelse på den ytterste dagen, hon war född [den] 13 dag juul Anno 1604 uthj jäder och heele hennes lijfstijd war [---]

Anno 1659 den [---] februarj stood Magister Johannes Heultings och min hiertans kiere systers jungfru, Christine Agriconies bröllopp, uthj Nykiöping i vår gårdh wijdh lilla kiörkan

Anno 1660 den [---] föddes deras lilla sohn Magnus uthj helgestadh prestegårdh

Anno 1661 den [---] war iagh fadder åt kiörkoherdens Her Jons i tårååkres lille dotter, Kerstin, gudh lete henne uppwexa i gudsfruchtan och och [sic!] alla Christeliga dygder

Anno 1662 om Olofsmeßo daag war iagh fadder åt helena nilsdotter Cappelans i lästringe

Anno 1662 den 24 Decembris blef Camereraren sahl: Oluff pederson Krook dödh uthj Nykiöping, som war juulafton klockan 11 om om [sic!] middagen begrofs den 18 janurj [sic!] 1663 uthj Nyckepings westre kyrka wijdh Chordörren, lijkpredikan hölt mester anders julinus kyrkeherde der sammastedes

Anno 1662 den 9 Novemb: war iagh fadder åt karin andersdotter bondens i braaken

Anno 1663 den 27 februarj stodh Johan printz och Jungfru Elisabeth Rieses bröllopp uthj Nykiöping

467 Einschub.

Anno 1663 den 15 April som war dymbelonsdagh klockan 6 om aftonen afsomnade i herranom min salige kiere moders moster Ehreboren och dygderjk Matrona hustru Christina Lars dotter fordom kiyrkoherde hustru i bälinge, och wardt förnembliq begrafwen i Nykiöpings östra kiyrka den 24 Maij, gudh förlene henne medh alla Christtrogna en frögdefull uppståndelse, lijkpredikan gjorde Magister Johan Luuth, kiörkoherde der sammestädes, sedan fördes hennes salige lijk uth til bälinge kiörka uthj hennes graaf, hon war född i Örebro åhr 1587, och hennes heele ålder war 75 åhr 8 månader och 14 dagar

Anno 1663 den 18 october stoodh Claudius Sabenius och jungfru Maria Rieses bröllopp på heliestadh prestegård

Anno 1664 den 3 januarj afsomnade i herranom uthj heliestadh prestegårdh om aftonen klockan 7 min sahl: swåger fordom Ehrwyrdige och höglerde Magister Johannes Olai Heulting kiörkoherde uthj helgestadh och hyltinge församblingar, och wardt medh anseenlig prosses begrafwen uthj heliestadh kiörkia den 20 Mars lijkpredikan hölt Mester Daniel Fougdonius, kiörkoherde sampt probst uthj Strengnäs och texten war,

Der efter 8 dagar på paß efter påscha reste iag inn til Min Moster Margaretha Kiempe til Nycöping och blef hoos henne, wijdh Mittsommers tijdh den [---] Juni folgte jag Min Moster till Stochollm och logerade hoos H:r Schuttenhiällms, Barthomei dagh den 24 Augusti reeste wij från Stochollm och till Westeråhs och då war Maria rieses dotter född.

Anno 1664 den 23 februarj om natten klockan 2 föddes Johan Printz och syster Elisabeth Rieses lilla sohn, Jochim Ludwik uppå deras gård ollseröd 2 mijhl ifrån Christiansstadh i Skåne och två månader der efter blef han död.

Anno [---]

Anno 1664 den 17 april, wigdes Claudius Laurentj Sabenis til prest, uthj westeråhs

Anno 1664 den 23 Augusti föddes Claudij Sabenij och syster Maria Rieses lille dotter Margaretha, den 25 dito kom jagh medh min k Moster dijt till Westeråhs, och wore der på pass 9 weckors tijdh reste der ifrån åt Ökna och helliesta kommo hem till Nykiöping widh Simonjude tijdh, 14 dagar der efter kom prinsen med sin hustru från Stochollm och reeste efter 14 dagar uthföhr åt Skåhne. Den 24 decemb: reeste min k moster och jag til hellgestad til Lirken Hoültings bröllopp det som stodh med hans Staak den 27 decemb: som war 3 dag juuhl, då och kom ifrån Stockhollm Syster anika och Catharina medh flere goda wänner

den 30 Reeste iag medh min Moster ifrån hellgesta så wäl som Lisken Houltling och hennes Mann, Moster och Morbror på Ökna och deras barn och folgte dee oß alle tillvägs till Mallma at de i föllie wore 13 slädar och låge om Natten i gästgifvargården Örstadh, kome til Ökna den 31.

Anno 1665 den 1 Janua: wore wij i Torrsillia kyrkia, två dagar der efter folgte iag och min Mosters barn til ollevi med Staaken och hans hustru, 13 dagen så wäl som söndagen der efter war iag i Iresta kyrkia

När iag hade warit der i 8 dagar reste iag der ifrån och genom Westeråhs hwarest iag hoos Jonas frigel träffade Morbror Jahan hindrikson, war der till Middags Måltidh, folgte honom hem och blef der hoos Moster Margaretha, deß som iag tror

den 23 juni då reste iag på S Christinas begiäran till hellgesta i föllie af Moster Saras barn, och wore då på adö i ett bröllopp som Grefwinnan gjorde åt sin Rättare,

[nicht ausgewertet:]

[löhnbergerne reste efter 8 dagar hem, Christina och en tijdh efter till Stockholmlm och iag blef hoos dee andre systrarna om somaren widh hellgesta.

65 den 2 Marti föddes lisken rieses dotter Christina Maria, och blef död den 18 dito

65 om MårMeßan reeste iag medh S Christina åt Ökna, och Syster min reeste der ifrån åt westeråhs, om Juuhlhellgen kom Magister Clas medh sin hustru till Ökna och reeste wij alle

den 27 Decemb: 3 dag Juuhl till hellgesta, der wore wij medh godhe wanner i synnerheet Mesdames Fougdonier Rolige,

den 29 dito kom lisken Hyllting medh sin Man och lijthen sohn til oß, då afwittrade⁴⁶⁸ Syster Christina sina barn.

Anno 1666 den 1 Jan: gjorde Syster Christina ett Bröllopp åt sin piga Kerstin Christiansdatter och sin dräng, i Grefwens och Sockn herskapets presens,

den 3 Jan: reeste Syster anika åt värmland Moster Margretha och syster Christina follgde henne tilwägs till Blackstadh, hwarest de mötte Kiempenskiölderne der henne på vägen gjorde Confoij,

den 22 februarj war iag i Blackstadh når bægges Mester Nills döttrar wigdes.

66 om Mårmeßan reeste iag medh mina [systrar til westeråhs Marknadh då hade Maria Riese fått en Sohn, Johan ludwick benämbd,]⁴⁶⁹

468 = afwittnade (Glauben bezeugen).

469 Einschub.

den 26 September wigdes bror Grub och S Britha Sabelschiöld på Bråhullt

Effter 8 dagar reeste wij der ifrån åt Ökna och så hem, och wore wij den Juulehellgen tilsammans i hellgestadh

Anno 1667 den [---]- jan: fick iag bref ifrån Moster Margareta at iag skulle föllia henne åt Skåhne,

kynder Mesan war hans höghwyrdigheet Doctor Erick Emporagrius uth wedh hellgesta

67 den [---] kom Maria ries och Lirken Hyllting, Grubben och Moster Sara till oß till hellgesta, och Syster anika kom æfwen hem från wärmland, då kom och Madam Britha Sabelschiöld der til och wore der Roliga tilsammans deß de skildes åth.

67 den 3 Maij reeste Syster anika och iagh till Baggetorp, och så der ifrån til Råby kyrkia den 5 dito, så till Nääs, hwarest wij Råkade Syster Britha Sabelschiöld och folgte så henne hem til Tompta den [---]

den 7 Maij reeste iagh medh syster anika til Nyköping för beställningar, Madam Sabelschiöld war och medh och logerade hoos Pädher Carlson, RådMan, och reeste samma daag uth igen

den 8 Maij reeste Syster Anna monsdotter hem ifrån oß

den 12 dito reeste iag in till Hr RådMan Pädher Carlsons at hiälpa deras döttrar giöra något Smått den

28 reeste iag dädan och till Tompta den 25 maij som war Pingstafton kom Grubben hem från Stockholml annandag pingst war wij i kyrkgångs ööl hoos Lars Henningssons 4de dagen wore wij i Stecktompta kyrkia och sedan till Kempenskiölterne på Girestaberg.

67 den 12 Junij war wij på Nääs hoos fru Catharina Stormhatt, den 13 dito hem

den 14 Hujus wore i kyrkian til Herrans Nattwardh,

67 den 16 Junij reeste iagh medh broor Grubb och Syster Britha Sabelschiöld landwägen till Tällie der ifrån på Bååth åt Stockholml och komme fram til pourells der wij logerade

den 18 Junij, för oß der war syster anika,

67 den 25 Junij wardt Syster Sabelschiölds lille Sohn Carl philip född

den 11 Julij christnades han,

den [---] Augusti flytte wij i Anders Nillsson bäggares huus, widh barnhuus Trägården

den 16 Novemb: Reeste iag medh syster britha Sabelschiöld åt Nycöping, och komo
den 20 til Tompta i det elake föret

den 23 hujus war iag i Nycöping för bestellningar skull

Den 30 decemb: reeste iag medh Swante Sabelschiöld, Grubben, J Ingeborg och Britha
Sabelschiöld til Ekenäs och war der medh heele hoopen dess

Anno 1668 den 4 Jan: då reeste iag til Tompta och samma dag til Baggetorp

den 6 jan: eller 13 dagen kom Grubben och Swanthe Sabelschiöld till oß

den 7 dito reeste wij till hellgestadh prestgård till H:r Oluff, den 8 kom Syster Sabel-
schiöld från Ekenäs till oß dijt och folgdes wij alle åt den

8 jan: till Carlund den 9 reeste de andre tilbakars men Syster Christina och iag reeste til
Ökna, och hinnte inte lengre til Natten änn till Kexnääs der wij giäste en bonde
medh nampn Måns.

den 10 reeste wij derifrån och till Ökna, och funne der för oß hoos Moster, Mag: Clas
och Maja Ries dem Syster Chris: antwardade sin lilla gässe Magnus de reeste till
westeråhs den 11 och wij

den 13 Jan: och hinnte til Carlund til Natten
den 14 til Baggtorp

den 19 jan: Reeste iagh medh S Christina till ludgonäs til bröllopp, den 20 hem,
den 21 dito Christina åth Stochollm efter pourel war den [---] januarj på gatan Till döds
slagen.

den 24 Jan: reeste iag till Tompta igen,
den 9 februarij reeste Syster Britha och iag till Baggtorp at see om Christinas folkk den
10 hem igen

den 14 feb: reeste wij bägges till Ekenäs
den 16 dito wore wij i wasbro kyrkia och folgde Jean Stuard hem, der ifrån samme dag
och till Blackstadh prestegård, så till Ekenäs,

den 19 feb: Reeste wij hem igen åt Tompta och låge på Nääs om Natten, kommo den
20 hem.

den 25 dito reeste iag til Baggetorp at see om S Christinas folkk, den 29 hem igen.

A:o 1668 den [---] Martij reeste iag medh S. Britha Sabelschölld til S Christina til Baggetorp efter hon från Stockhollm war hemkommen, dagen der efter hem.

den 14 och 16 Martij war iag til Nycöping at låtha göra mig swarta kläder

den 23 martij som war annen dag Påsk reeste iag med S Britha till Ekenäas, och reeste hem den 28 i föllie af Jungfru Ingeborg Sabelschöl,

den 30 dito reeste wij för några beställningar skull til Nycöping den 31 hem igen, den 4 April reeste Jungfru Ingebor hemm.

den 27 April reeste iag till Syster Christina till Baggetorp,

den 28 rodde wij upp til hellgesta för beställningar skull

den 30 dito, Christi himmelsfärdsdaagh gick jag med S Chris: till Herrans Nattward.

den 2 majj, rodde iag opp till Skäfwöö och jonstorp, den 4 tilbakars

den 5 dito reeste iag med Syster Christina åt Tompta och komme wij fram för det elaka Mootwädret skull för än om den 6 majj

den 8 Majj reeste iag inn till Nykiöping at taga opp interessepengar af Pedher Skytte och Momman och reeste hem den 9 som war pingesafton, sedan som iag hade med Jahan Kempskiöld som reeste åt Stochollm skickat pengar till Syster anika, som i Stockholm låg siuk.

Anno 1668 den 9 junij reeste iag til Nycöping för beställningar skull och blef der hoos Rådman Peder Carolson des den 11 dito (:efter Syster britha war i Stockhollm:) Då reeste iag hem, den 13 dito kom Mesdemois: Sara och Lisken peders döttrar uth hoos mig, och reeste inn igen 15,

den 23 Junij reeste iag till Baggetorp efter Syster Christina war hem kommen från Stochollm,

den 24, Mittsommarsdag wore wij i Årdala⁴⁷⁰ kyrkia, den 25 hem igen, den 2 Julij kom H:r Swante Sabelschöl[] och reeste den 4 dito åt Småles[]⁴⁷¹

den 11 Julij reeste iag till Ekenäs, och war på Ökna hoos Jahan Stuard den 13, och reeste hem igen till Tompta den 15.

470 Lesung unsicher.

471 Lesung unsicher.

den 19 Julij reeste iag inn till Nykiöping logerade hoos Rådman Peder Carol[] och reeste hem den 20 dito.

den 26 Julij war iag fadder åt Måns i Diurnäs lille dotter Karin. Samma dag kom S Christina till mig från Nyckiöping och reeste den 27.

den 31 Julij reeste iag till BaggTorp, och den 1 Augusti follgdes wij åt till Carllund, den 2 som war söndagen reesde Syster Christina iag och Sara till Mallma kyrkia och der ifrån til Torsten Osenius, den 3 tilbakars til Carllund, och den 4 til BaggTorp. den 5 reeste iag hem till Tompta.

den 6 Till Nykiöping för beställningar, och hem.

den 7 Augusti reeste iag till Ekenäas, den 9 dito der ifrån till Dagsholm, den 10 tilbakars till Ekenäs, den 11 Augusti hem till Tompta.

den 3 october reeste iag till BaggTorp och follgde S Christina till Swänstorp och war om Söndagen som war

den 4de 8tober i ett bröllopp i dunken åt Staffan pärsons dotter J. Ingreds.

den 6 till baka till Osenius, den 7de till BaggTorp, den 8de hem till Tompta, den 25 hujus klädde iag Askungbendan

Anno 1668 den 26 October föddes här till världen klockan 2 om dagen, bror Jahan Grubbs och S Britha Sabbelschiöllds lille dotter, Sophia Elisabeth, uthi Scorpion, fadder war, Samuel Kempenschiölld, och Commiss: Anders anderson, Collins hustru i Jungfru Ebba Oxenstiärnas ställe, Jungfru Ingeborg Sabbelschiöld, jagh, och Lars Henningsons hustru.

Den 21 Novemb: Reeste iag till BaggTorp till Sara, och den 22 som war Söndagen till Fru Sophia Schutte på huuseby, den 25 tilbakars till BaggTorp den 27 hem igen till Tompta

den 29 om Söndagen war iag på Nääs i Bröllopp till Tijsdagen.

den 27 december, tredie dagh Juul reeste iag till S Christina till BaggTorp på det iag skulle som iag och gjorde föllia henne till Ludgo till Jonas Wahlbergs och Margrethe Kellmans bröllopp som skedde fierde dagen 6te dagen reeste wij tilbakars till BaggTorp.

Anno 1669 den 5 Januarij reeste iag medh S Christina åt Nycöping logerade hoos Erick Ericksons och 13 dagen som war den 6 jan. der ifrån till Stiernhollm och wore hoos Generalen Draakenhiellms dess den 19 då reeste wij tillbakars till BaggTorp den 31 Januar war iag i hellgesta kyrkia och till Jonstorp ett ärende

den 20 Februarij reeste iag medh Syster Christina och Sara till Ekenäas at mööta der Syster Britha Sabbelschiöld hwilken hade fått bref at vår bror Grubb war siuker

Anno 1669 den 20 Februarij affsombnade i herranom min Salige kiere broder Johan Grubb fordom Commissarius, i Stochollm och begrofs dersammastedes i Sancte Clara kyrkia den [---] Julij Texten war Sahlig ähr den man som toleliga etc.

den 25 Februarij reeste iag tillbaka till BaggTorp ty jag måste blifwa längre qwar än de andre efter fråsen brööt mig

den 3 Martij skref S Britha efter mig och reeste samma daag til Tompta

den 7 dito gingo wij begges till herrans Nattward i Tompta.

den 11 martij Reeste iagh inn till Nycöping för S Britas ärende skull och träffade der hoos landshöfdingens, Syster Christina, war så wedh Tompta hoos S Brita till den

20 Martij då reeste Syster Brita hem till Ekenäs och iag till BaggeTorp sedan iag hade warit på Nääs hoos fru Catarina Stormkatt Några dagar, dess förinnan komme och Sabbelschiölderne dijt en gång och der skilldes wij åt, iag reeste til BaggTorp den

4de April som war pallmsöndag.

den 28 April 1669 reeste iag från mine Systrar widh BaggTorp och åt Snestadh, och föllgde fru Helena Söllfwerstierna til Stockhollm, den

30 April kom iag til Stockhollm til H:r Generalen Draakenhiellm

skref Syster Christina til den 12 maij med kryddfröet

den 19 Septem: blef iag siuk. Och wardt bettere så wäl som Mademoisell Catharina Drakenhiellm den 17 October gudz loff

A:o 1669 den [---] Afsombnade i herranom min hiertans kiere moster Ehreboren och dygdesamme Matrona hustru Margreta Kempe uthi Christianstadh hoos sin dotter Elisabeth Riese, då hon war [---] ähr gammal

Anno 1669 den [---] afsombnade i herranom min Sahl: kiere Morbroder den edle och wälb:e H:e Samuel Kempenschiöld Till Girestadbärg, Kroppkierr och Brosääter fordom kongl: Cammar Secreterare, på sin gård Broosäter på Wärmelands Nääs, och blef begrafwen den 28 September

den [---]

Anno 1670 den 13 Februarij war iagh här i Stockholml brudsäta åt Margareta [---] som fick en båtsman medh namn Erich Larson.

Anno 1670 den 23 Februarij kom jungfru Christina Drakenhiellm till Stockholml, den 12 martij gik Lutnisten förste gången till henne, den [---] April begynnte Duben at gåå till henne

Till Maria Riese skref iag den 27 April

Till S Christina den 30 April

Till Christina den 18 May

Anno 1670 den 29 May, stodh Ehreboren och wälb:e Gabriel Karlsons och mitt syskonbarns ehrborne och dygderjke jungfru Anna Johansdotters Bröllop på Ökna i Torrsillie Sockn

Gudh gifwe dem sin wälsignelse.

A:o 70 den [---] October kom min k bror Samuel monsson hem til Swerigie andra gången af sin 6 åhrige Reesa.

A:o 70 den 24 decemb. war jagh fadder Båtsman Erich Larssons Dotter Anna uthj Sancte Catharina kyrkia hwilken straxd där efter blef dödh

A:o 1671 den 5 Martij afsombnade i herranom min sahl: k mostersdotter hustru Anna Johans dotter Ehreboren och wäl achtadh Gabriel Carlsons bångare och inwånare i Torsillia k hustru, och blef begrafwen den 26 Martij Uthj Torsillia, gudh allsmechtig fängne hennes siähl och förläne kroppen en frögdefull uppståndelse. Lembnat efter sig en då nyfödd dotter.

A:o 71 den 13 April war iag fadder åt Bookhållaren wälachtad Oluf Slöttmans lille dotter, Hedwig, uthj Sancte Jacobs kyrkia

A:o 1671 den [---] April om mårgon klåkan 4 afsombnade i herranom Min wählb. k Frende H:r Henrich Flygg, Efter den länge halfdandir åhrige siukdomb som han af ett ofwermerklig stick undfick, och blef bjsatt uthi Sanct Jacob om trediedag påsk,

tilijka medh sin bror fordom Cammar-Secreteraren Johan Flygg, och sedan förde til wärmeland och där begrafwes dem.

A:o 71 den 27 April beg^[472]de Jungfru Catrinken Drakenhiellm annan ga^[]gen at läsa bibelen, gud^[] allsmektige föröke hen^[] här uth^[...]⁴⁷³ förstånd och gifwue henn^[] salighetens kundsch^[]

Anno 1671 den 3 Septemb^[] stodh den Edle och welbor^[] H:r Crispinus Flygges och wälborne Fruu Segr^[] Ekehiellms bröllopp ^[] Ekebärg i Enhörna Gudh förläne dem wälf^[]

Anno 1671 den 24 Sept: om Morgon kl. 7 afsombnade i herranom, min hiärtans k Mosters dotter den ehreborne och dygdesamme matrona hustru Maria Riese den ehrewyrdige och höglorde herres Magister Claas Rabenius elskelige k hustru, och blef begrafwen i Järstadhs kyrkio den 5 . Novemb. lijkpredikan höllt [---]

Anno 1672 den 25 Januarij stodh uthi Christinhampn Bröllopp åt Doctor Achatius Hager, Medicine Doctor uthj Jönkiöping, och min k frencka ehreborne och dygdesamme Jungfru Margaretha Olufsdotter Jernfelldt, gudh allsmechtig gifwe dem lycka och wälsignellse.]

[Nachtrag von Samuel Åkerhielm:

den 3 Febr: 1672 slööt min sahl. k. syster Maria Månsdatter denne sin memorial book med sin dödh, och wore hennes siste ård till gud

Ditt wärck thet sijna lät aldrig förfara och din sons pijna ej förlorat wara gör i hans blode så og wattuflode oß skier^[]. hon bjsattes i Store kyrkian den 9 febr. och den 28 begrofs i Nykiöping i sijna föräldrars graf. lijkpredikan giorde Mester Jahan Luth af Hosea txt andra cap.: v. 19 och 20.

Gudh låthe oß finnas medh glädie wj skole till tig min syster.]

472 Hier und im Folgenden sind viele Stellen am Ende der Manuskriptseite unklar (Blatt umgeknickt).

473 Wortende unleserlich.

Zu 5.6: Andreas Bolinus

(1676-1678)

Aug 17.

Så träffade hans kongl. Maj:tz Armée i hoop med then Danske widh Föllebroo emillan Trönninge och Halmstadh, och så bleffwe af thee danske slagne, fångne och ruinerade 4000 mann.

Den 24. så stode wij widh Getinge.

Den 27. så bleff vårt småländska Regemente sampt några andre in commenderade på Halmstadz guarnizon.

Sept. den 5. så kom fienden till 15 tusend mann och belade Halmstadh på 3 sijdor.

Den 25. sept. så rückte fienden upp ifrån Halmstadh åt Lagholm och öffwer åsen.

Den 8. nov. så skedde commenderingh ifrån Halmstadh till Arméen.

Den 4 dec. stodh thet blodiga slagit widh Lund och den alzmechtige Guden han gaaff våra säger och Victoria öffwer fienden.

1677. Den 24 juni: Så becomm vår swänske caper een wäl fracktad skiuta under Seelandz udden.

Den 14. juli: Så stoodh thet stoora och blodiga slaget widh Tirup och Runneberga och Gudh nådeligen förlänte the swänske sägren.

Den 15. aug. Sedan som wij hade warit i Halmstadh nästan itt heelt åhr igenom så bliffwe wij tädan commenderade och reste åth Lagholm, Ilzberga, Knäre, Ååszliunga, Öreckeliunga, Odeliunga.

Den 29. så lade wij oss för Christianstadh widh Långa Bryggan och begynte Blockquera på honom.

Den 19. sept. Sedan wij hade ther een tijdh liggiat, så gick vij ifrån Långe Brodhez sijdan nordan för Christianstadh widh Filkestadh att ståå.

Oct. den 8. Så bliffwe wij commenderade på Råblööffz Herregård där att skantza omkring för Christianstadh.

Den 10. oct. så reste vår öffwerst wälb:ne herr Erick Soop heem ifrån oss att werfwa.

Nov. den 12. Så kom vår öffwerst Lieütnant wälb:ne Jacob Ogilwi ifrån Callmar medh några capiteiner till oss på Råblööffz herregårdh.

Dec. den 12. Så giorde thee itt tämmeligit uthfall ifrån staden upp till Råblööff, men the måste strax Reiterera sigh tillbaka thet snaresta thee kunne in under stycken och staden.

>Soli Deo Gloria.

In nomine Jesu!

Anno 1678.<

Den 1. jan. Så stodh thet blodiga slagit på Landt Rügen der fienden af våra bleff slagen och fången till siutusende mann.

- Den 11. jan. Så höllz tacksägelse till den lefwande, Alzmechtige och nådige Guden för den sägren och Victorien.
- Den 1. febr. Så reste Hans Kongligh Maij:t ifrån Lyngby till Halmstadh att hålla Rijgzdagh.
- Den 12. febr. Så fick wij något mehr manskap till oss på Råblööff.
- Den 7. mars. Så kom hans Kongl. Maij:t igen ifrån Rijgzdagen som ward hållen i Halmstadh.
- den 12. mars: Så gick några båter uthur Christianstadh att hämpta wedh på Lillöö, och så bekomme våra två capiteiner medh folcket tillfånga.
- Den 17. mars: Så bleff vår Öfwerste Lieutenant medh vårt och något annat commenderat folck, commenderat att gåå in och fatta påst och skantza emellan Nääsby skortz stenar och stadz wallerna in under galgen itt musqwet skåt, och den skantzen bleff kallat Mölle skantz itt musqwet skåt när staden.
- Den 31. mars: Så fattade thee påst och skantzade wid Steen skantz.
- Den 18. april: Så kom Guardiet ifrån Halland och tå war min broder Bängt med werfvet medh gewalt under capitein von Fersen.
- Den 28. april: Så suplicerade jagh till Hans Kongl. Maij:tt att han måtte fåå honom löösz; migh bleff swarat att han godwilleligen hade tagit werwe påningar.
- Den 13. maj: Så kom swänska Arméen och stälde sigh widh Hammars herregårdh till 18 tusend.
- Den 26. maj: Så fattade våra påst uppå Beckhålmén och der skantzade.
- Den 29. maj: Så stode våra widh Kiöpingh. Samma tijdz så gaffsz Helsinborghz slåt upp med Accord af våra förmedelst onda practiker.
- Den 2. juni: Så gick Hans Kongligh Maij:t medh een flygande Armée neder åth Landzchrona och Helzingborg att recognosera om fienden.
- Den 9. juli: Sedan som wij nästan itt halfft åhr hade liggiat på Mölle skantz och uthstått mycket skiutande så gick wij till Arméen widh Wää.
- Den 11. juli: Så kom vår öffwerste ifrån Calmar till oss medh sin Brigad.
- Den 5. aug.: Effter itt helt åhrs belägringh så gåffwe the danske upp Christianstadh för hunger skull, och ther marscherade uth een guarnizon som bestodh af 13 hundrade man; men först thee kommo ther in så woro the två tusende; the finge gåå uth medh sina gewer och pagagie.
- Den 6. aug.: marscherade wij ifrån Christianstadh åth Wram, Höörby, Hurre, Skaralt och Lilla Harje.
- Den 26. Aug.: Så sloge wij läger emillan Lund och Landzchrona emillan Nærra och Södra Hwidinge in under Dagztorp och tå bestod vår Armadia af 24 tusende man.
- Den 19. sept.: Så gick starck partij utaf våra in under Landzchrona och togo booskap och hästar såsom och några fånger, hwilka berättade att den danske intet hade i sinnet att hålla något feldtslagh det åhr.

Zu 5.7: Maria Euphrosyna

(S. 40, Z. 3- S. 41, Z. 28 und S. 42, Z. 5-30)

Men såsom Min herre det undfådt hafver af H:s nådh och för sina trogne tjenester icke något till H:s Maj:ts honneur gerna opsatt hafver, som hon ock sjelf det gärna ville att han så väl emoth alla fremandhe skulle vysa att en Man i Sverige och kundhe vara lycksalig och förmögen till att ähra främmandhe uthlänske Gesandter sampt andre förnåmte Herrar dem att trachtera och ähra deraf han ett nöije kunde hafva och han altså derigenom sin egendomb mycket upsatte och uthi skul råkadhe så väl igenom det han på Droning Kerstins Kröning och hennes födelsedagar och andre tydsfördrifver till hennes lust och behag och medh embets besvär ljtet tydt hade, blefvo altså med Droningens afdankandhe vy al vår välfärd quit så i gods som i guld och silfvers uthsättjande, sedan då H:s Maj:t Sal. Konungen till Regemente trådhe och Konungen råkadhe uti krig han då gerna ville vysa at han med lif gods och välfärds upsättjande för sin Konung at biespringa och federneslandet at tjena då dett öfriga Sölf och Guld utsatte och värfvade folk till Konungens och Ryksens tjenst (deremot H:s Maj:t Konungen honom den nådh och ähra bevyste till att förtro hella Lyfflenska och Litooska Arméen med Titul Leut. General af Konungen sjelf under sigh hadhe Fält-Marsch. Gösta Leyonhufvu sina bågge Bröder H. Jacob, som General och H:r Pontus som Öfverste samp flere höge Herrar som och då på nyo blef Gouverneur i Riga) derifrån geck han då med armeen åt Litaven der då Ryssen stog och Lithoyerne ville gifva sig till Ryssen men min Herre dem då öfvertalte at de gufvo sig alle under Konungen och han straxt derefter befallning feck at med största delen af Armeen begifva sig till Pryssen till Konungen, då bågge hans Bröder med földe ment H. Gösta Leyonhufva och Bencht Sköt blefve quare i Litoyen der han då för Berlin commenderade Arméen der och Fält-Marschalk Gustaf Stenbock var och tillstees och då deh lyckelige tiender erhöile af H:s Maj:ts lyckelige födelse derifrån blef min Herre åter skickat tillbakars igen efter såsom Ryssen då åter begynte låta sig höra, då Konungen honom med ett så högt och nådigt afskied ifrån sig silde gaf honom ett siönt Clenod af 7 stycken Rosenstenar hvilket ännu tillstädes är doch utsatt) der till gaf han honom så sjöna gods uthi Lithoyen med flere Caducer uthi penningar, godset var väl så stort som ett Förstedöme uthi Lithoyen till ett stort kännemärke af sin K:gl. Nådh.

[...*]⁴⁷⁴

(Han blef då lykvyst der quar då en stark Pestilens kom i hela landet och han mycket ondt der uthstog, då han nu reste bort ifrån Svergie som General öfver hela armen mig

474 *: Kürzung ausnahmsweise in der Mitte nötig, da sonst Ideallänge nicht erreichbar (sehr lange Sätze!).

[*Men då när Lithoyerne rebellerade det då åter quit voro och han till rygga kom der han en i 6 veckor en stor belägring uthstog dock så lycklig var att vid ett uthfall nödjandes fjenden at quitdera och afreda Belägringen för Riga och han då fånor och Estandarer eröfradhe dem han förskickadhe till Konungen åt Pryssen att den välgerningen Min Gud mig då bevyste och honom då frälste uthur den faran.]

då quarlemnadhe H:s Maj:t Konungen mig då förtrode att blifva och befalte med begäran uthaf min Herre att jag skulle blifva quar hos Hans Maj:t Hans Kongl. Gemål att upvachta henne uthi sin Barnsäng det jag och gärna gorde Hans Maj:t Konungen, såsom min Broder till all ödmjuk tjenst, huruväl det mig mycket svårt föll att skilja mig ifrån min Els:e Käre Herre då efter Konungens befaldning min Herres lof tog jag mig det uppå Konungens nådiga lysten och han min Herre försäkradhe det att erkänna med Kongl. nådh, han ville lembe mig ifrån sig nest all Kongl. försäkring och ynnest vyste han min Herre det han förtrodde honom den hela direction öfver Litoyen och Lyfladt, föräradhe honom ved afsked i Dalarne sin egen värja med ett siönt Deamante beslag, den Hennes Maj:t Droning Kerstin Konungen sjelf gaf, ved sin Kröning den Konungen så väl då bar, som på sin egen Kröning och Bröllop.)

Zu 5.8: Olaus Bodinus

(S. 13, Z. 4-S: 14, Z. 34 (19. bis 21. September 1686))

Söndagen 16 Trinitatis war iag intet i ottesången. Doch concionatus superior. I hög-predikan, m:r Henricus Schytz, professor theologiæ Ubsaliensis. Men jag och borg-mästaren woro i slotzkyrkian. Concionatus m:r Haquinus Spegel, episcopus Scarensis, mycket liufft och sachtmodigt. Gick först contenta evangeli igenom, omsider dreeff läran de morte spirituali ad analogiam mortis mentis et de suscitato spirituali. Ap. 14. beatis... Maiesteten war och i kyrkian med mycken adel, stort tränxel och hela gången fulpackat. In præcibus vesperi predikede een ordinatus comminister h:r Måns, troor iag. Jag kom något seent i kyrkian, ty wår wård tracterade den dagen een gamel krigzråd Palmgreen med sin fru, och wore wij it stort laag. Spenderedes wijn. Effter affton-sången, klock. 4, ansåg jag och h:r Lysing (huilken och den dagen hade predikat i S. Clara) sal. hoffcancelerens Joel Örnstedtz begrafning och hans sons. När som det begynte ringas i alla kyrkiorne, gick först mansprocessen up i Riddarholms kyrkian. Lijken stodo i kyrkian förut. Sedan söriequinfolken och fruntimbret i careter. Omsijder adelen, som gick för Maiesteterne, så konungen, ledandes sin fru moor wijd högra handen. Och guardijt stode före kyrkiedörren. Doch finge wij gå in. Tå sångz: „Når min tijd...“ Musicanter spelte på förstämde fioler och harpor ad suggestum. Concionatus m:r Bezelius, senior pastor Germanicus. Hade lång ingres. Text: Joh. 10:17... Utskiff-tes under psalmen graff skriffter. Men wij gingo hem, ty wij förstode så litit, huad som sades. Och tå war i solabärgning, alle liuscroner och plåter besatte med waxlius. Fan husens giäster fattade i sin lust och spelandes kort. Kom och att sättia til den afftonen 8 öre smt., borgmästaren wäl dubbelt der emot. Narrades så in til k. 11 om afftonen.

Måndagen concionatus ex Ps. 8:3-4, „Uthaff barnes...“, mächta ung man, aff skiöna gåfuor, men talte för hårt. Gingo så upp på consistorium både bisper och präster. Discu-rerade archiepiscopus å nyio de modo contributionis et quanto - tå stodo prästerskapet rundt kring om bordet - och det 1) att consentera de vigesima 5:ta parte bonorum eller 4 rdr aff hundrade, i anseende till sölfuer, guld, penningar, jubeler, löningar aff fastan grund eller hus i städerne. Befaltes huert stift tales wijd och säie sin mening. Då tyckte man att swåra consequentier skulle der på fölia, antingen med långwarig beskattning aff slijk egendom, och att huar och een skulle tå så noga penetrera huars och eens präst-mans förmögo, såsom och befructa någon inquisition i husen etc. Föllo derföre mäst der hän, 2) att willia heller bewilia samma hielp som belofwades A:o 1682, och der till 2 åhr, att något kunde förslå. Respondebat archiepiscopus, att om de andra ständerna, adelen och borgarskapet consentera till huar 4:de penning aff hundrede, så lærer clerus sig intet kunna undraga, huilket förslag synes wäl lindrigt för de eenfaldige och fattige prästerne, subest tamen timor inquisitionis ex maleuolorum et invidorum moliminibus. Hora 9 gick straxt utskottet up på slottet. Effter midda kummo wij ihoop hora 3, och ventilerades samma än aff och till de modo contribuendi et de qvanto. M:r Spegel gaff hårda impressioner, at man änteligen aff ytterste förmåge understödier det gemena bäste. Lade och May:tz bedyrande der til, att om krigg uppå komme, skal han intet som förra resan med blotta händer resa i krigg. Ditiores studebant se subducere. Rät som stod up

at skilias åt, hora 5, kom böndernes utskott, och för dem war Pär Olson i Gladhammar taleman, ansökiandes cleri goda informerande, råd och adsistence, och beswarades dem wäl. Strax effter kom borgerskapetz utskott, och förde borgmästaren i Gäfle ordet, Carl Falk, såsom om samma ährende och ventilation clerus hade giordt, om proiectet i dag på conferende salen, om huar spisel skulle beskattas eller landet med accijs beläggias, tullar och accijs på salt fördubblas etc. Respondebatur, det wore een swårhet och owanligheet, men helre alla bewillia effter egendom beskattning emottaga, in till kl. 6, tå stannade wij i bönen.

Tiisdagen, die Mattheij, helsade iag på erchie biscopen, hor. 7, i huset hos sin måg, m:r Jon Arnel, pastoren vtij S. Maria, ute på Sudre *Malm*, andragandes honom min saak och sökte hans inrådande och betänkiande.

Zu 5.9: Anna Åkerhielm

(S. 63, Z. 5-12; S. 64, Z. 25ff.; S. 65, Z. 26 – S. 66, Z. 26)

(8. Juni bis 18. August 1687)

Junij

- d 8 Reste H: höggrefl: ex: medh sitt folk ifrån Zante at begifwa sig till S:ta Maura till armadan lembnandes h: grefl: nådh i Zante. Hans ex: war incommoderat i sitt ben, en häst hade slagit honom, och måste låta bära sig ifrån Zellini trädgård til siös.
- d 9 Gingo till segels om morgonen bittiga andra dagen.
- d 12 Ankommo till S:ta Maura.

Julij

- d 19 och d 20 *embarquerade*.
- d 21 *kommo* under Patrasso.
- d 24 *hölt*s battallie medh turkarna. genom gudhs nådh wunno dee Cristna och brachte fienden uthi en sådan Confusion at dee stucko an sitt läger. *när* dee andra uthi Lepanto och Patrasso dät sågo at deras armee war slagen gjorde dee dät samma och lupo där ifrån lembnades altså städerne *lepanto* och *patrasso* medh dee härlige fästningarna och twenne siöslått i våras händer med 200 stora stijcken föruthan dee stijcken som våra uthi batzallien däm afhände tillika medh fanor.
- d 28 om mårgonen kom till Zante en bark som medh brachte att Castel Tornese hade giffwit sig.
- d 29 *skref iag* till min bror och påstmestaren i Stettin.
- d 27 om afftonen *kl 11* kom en bark som brachte tidender at våra hade wunnit *då* begynte alla klockor at gå och hölt^s så i Zante 3 dagar fäst löstes stijcken gjorde frögdeell^{ar} och ginge processioner.
- d 29 som war tißdagen kom dät store skepet S:t *domingo* till Zante som hans *Ex:* hade skickat effter grefwinnan.

Augusti

- d 1 om afftonen *Embarquerade* h:s Grefl. nådh och den andra om middagen ginge wij ifrån Zante
- d 3 om middagen *kummo* wij till armadan som låg innanför dardanellerna på den högra sidan widh *patrassolandet*, där strax h:s ex: kom på skepet och blef där till afftonen.
- d 4 gick hen: grefl. nådh till lands och iag folgte henne och åt med h: *Ex:* och om afftonen åter till skepet.
- d 5 åt h: *Ex:* på skepet middag och der effter strax till lands effter han wille om natten upbrijta medh Cavalleriet och gå landvägen åt Corinto. blef altså alt dät andra folket dän dagen *Embarquerat* och galeerna gingo om afftonen fort.
- d 6 om morgonen lijfte wij ankar och tillika medh dee andra skepen gingo fort.
- Komme d 7 om morgonen till landet för Corinto. staden sijnes till siön men turkarna wore dagen tillförende, 10000 gångna där ifrån med hustru och barn och håfwor när dee fingo see skepen *kumma* och gjorde en *Eld* hwar effter turkarna rättade sig. *i*

Corinto hade de alenast lembnat några gamla gubbar och kierungar och siuka. Hade och mäst förbränt uthi Corinto. Infanteriet desbarquerade, och Camperade uthan för Corinto.

- d 8 om afftonen kom seglandes en barque ifrån Syracusa förbi vårt skepp som sade at h:s *Ex*: hade gjort byte på vägen och fått 50 slafwar och at h:s *Ex*. lærer i morgon bittiga komma. *men hans Ex*: medh cavalleriet kom intet förr än
- d 10 som war söndag. wij lågo der effter widh Corinto till d 19. i medler tidh war h:s *Ex*: uthe till *gißmo* at bese dän gamla muren hwilken tillförende war begijnt af *darius* och andra flera att göra graf emellan begge gålfen och hafwa Morea kringflutit, hwilket nu war i sinnet att fullborda om dät hade warit giörligit, men som h:s *Ex*. intet fant dät så lätt som man för ment, blef resolverat at troupparna skulle gå landvägen til dän andra golfen som ähr 8 milia ifrån Corinto. Skeppen och galeerna skulle gå omkring hela Morea och mötha widh Athen, hwilket ähr 600 milia, och wij måste och gå omkring på vårt skepp. *Hans Ex*: war mestadehls en gång om dagen hoß grefwinnan på skepet effter grefwinnan war opaßlig.
- d 18 om afftonen sent kom h:s *Ex*: och bödh h:s grefl. nådh far wäl. I denna natt gudh gifwe till lijcka gå wij till segels.

Zu 5.10: Henrik Henriksson Horn ⁴⁷⁵

(S. 127, Z. 5-S. 129, Z. 5 (11.-29. Januar 1684))

11. Tillbrachte iag mäst mäd visiter.
12. Dess lijkest och war iag hooss Rijkzmarschalken till midag och afftånmåltijd.
13. War iag på slätte till predikan och hoos änkedråningen till måltijd. Dröigde och där till aftånsången, till huilken sig och Hänes Kongl. Maiet. unge drånningen infan, doch halffkläd som en patient. Äfter gudztjänsten fik iag lägenhet att kyssa Heness maietz. hand[d] och göra min underdånigste compliment.
- [...]
20. War iag åm mårån tilig hoos K.M. wed frukosten, och, sedan däd bestelt war, befalte Hans Mait. mig föllia sig i en annan kammar, där mig frågades åm landzens tillstånd och andra ärender, serdeles åm Gütris compartement, huarpå iag swarade, huad iag tiänlig fan, och wed sama tillfelle öfuergaff ett underdånigst memorial milisen och garnisonerna angående. Sedan höltes bön, och iag foor hem igän och sedan mäd Rijkzmarschalken till Stäcke j ett gott compani, huarist han åss tracterade.
- 21.
22. War iag up på slätte för måltijden och achtade up i audienssahlen, till dess kongen gick öfuer till drånningen. Földge iag honom och war hoos däd kongl. borde till måltijd, strax däråfter fulgde iag Kon[g]l. Maiet. tog greff Benkt Oxsenstiärna apart och talte mäd hånöm. Sedan han gik bårt, aproscherade Kongl. Maiet. till mig, och påminte sig, huad iag genom mitt memorial hade förebracht och frågade åm ett och annad, särdeles om folk och festningar, och huru tale föll, så märkte iag wäl, att kongen swärlig lär remidera de brister iag sökt hafuer. Mäd sama legenhet öfuergaff iag Kongl. Mait. Generalmaior Wangelin suplic.
23. War iag för midagen upå slätte, fölgde kongen öfuer till drånningen, och åt midag hoos Rijkzmarschalken. Äfter midagen gjorde iag Kongl. råde Ehrensten en visit.
24. War wij tillsagde att koma i råde, huarist jag mig och infan, män där vart int förhandlat än iustice och revisions saker, iblant annad war någe sälsamt, att en sak ännu förrekom, som har warid affdömt i alle instantier ifrån dän ned[r]igste till dän högste emillan Oliwenkrans och Renstiärna, huar wed dän förste ännu inte aquiessera wille, sedan war iag j fruentimmer [?] till måltjdz.
25. War Pauli åmwendelsedag och en wacker klar dag män tämelig kall. Iag war up på slätte till prädikan och hoos Rijkzmarschalken till måltijd.

475 Fortlaufende, vollständige Eintragungen sind nicht erhältlich.

26. War iag tilig up på slätte och upwachtade Kongl. Maiet. wed frukosten, och som iag fan Kongl. Maiet. wed gått humeur öfuer gaff iag Kongl. Maiet. min underdånigste suplic, huilken nådeligen antogs. Följde sedan kongen j råde, huarist en revisionssak före war, och war hoos greff Nils till måltjids. Äfter måltiden skreff iag min hustru till.
27. War iag upå slätte till prädikan och hoos kongen till måltijd mäd greff Nils.
28. War iag så wäl som de andra aff råde bådade att koma klockan 8 j råde, män, såsom iag war occuperad mäd andra bestellninga, som hörde till min depesch, let iag göra min unschyllan genom Rijkzmarschalken. Och fik den deduction angående Gütris actioner inte ferdig fören klåckan 5 åm afton, då iag strax begaff mig up på slätte att söka lägenhet sådant Kongl. Maiet. att öfuer gifua, män såsom däd drögde intill klockan 7 och kongen ändå inte kom ut, begaff iag mig hem igän, och comun[i]cerade sådant Herr Anders Lilliehöök; befunne altså wed igenomläsande, att såmlige städes wäl borde corrigeras. Sama afton wart aff wachtmästaren åter ansagt att koma i måran klåckan 8 j råde.
29. War iag åter bodat j råde. Jag gik och up på slätte tilig och achtade up wed frukosten. War och j bönen, män, då Hans Kongl. M. gik öfuer j råde, tog iag en annan weg hem igän, emädan iag war occuperad mäd dän förbemelte deduction, som skulle åmskrifuas.

Zu 5.11: Märta Berendes

(verwendeter Auszug von S. 309, Z. 23 – S. 313, Z. 17 (vor 1687 bis nach 1698))

[S. 300] Optekningh på mitt olykeliga leffwerne födelse och ålder

Anno 1639 ähr iagh födh på min mödernas gårdh den 21 januari Hedensiö, och untte gudh migh den hugnad att få niuta bäge mine föräldrar in till,

Anno 1652 den 5 februarij kallade gudh i en saligh stund min salige kere Fader, min kere moder och oss barnen till största sårgh och affsaknad

Då iagh samma åhr om hösten i ochtober kom i håffwet till hennes Maiestet Dråtningh Christina och der war till des hon quiterade Regemente då kom iagh hem till min siuka och aff hierta bedröffwade moder, ehuru wäll iagh den tiden, iagh skulle wara i håffwet, mera war hemma min siuka och bedröffwade moder till tröst och biståndh ähn på slättet emedan iagh och sielff den tiden war många stora och swåra siukdomar underkastat

älist war icke heller mitt sinne att komma i håffwet eij heller wille min salige kere moder gärna släpa migh ditt, men som hennes Maiestet begerade migh tillika medh flera andra altså dristade min salige kere moder sigh intte att neka dråningen

[S. 301] i min salige kere moders huss war iagh alt stadigt sådan så länge gudh untte migh den hugnan att niutta henne men som dän gode guden behagar att föra sina barn effter sitt råd, och låtta dem i tidh wänia sigh wedh att mottaga aff hans faderliga handh hwadh han tekes oss att inskenkia ehwad dedh ähr liufft heller lett, så behagade och den gode guden göra den förändringen medh migh i dedh han

Anno 1654 den 5 ochtober i en saligh stundh aff en långsam siukdom kallade min salige kere moder, min syster och migh till största sårgh och affsaknad som intte många åhr tillförende wore så olykelige och miste vår far att wij sådan måste sakna beges deras faderlige och moderlige omvårdnat, då wij och straxt effter min s moders dögh bäge min syster och iagh kommo till vår moster den grewinan fru Brita Kurk som war så godh och dygdigh emot oss att wij intte saknade någon moderligh omvårdnat hoss henne, så wij wäll kunde skönia att herrens ordh ähro sanna der han låffwar sigh draga omsårgh för fader och moder lösa barn, der wij och bege förbleffwe till gudh försörgde migh medh ett christeliget ägtenskap

[S. 302] ächtenskap hwilket skede,

Anno 1656 den 18 Maij stodh mitt brölöp i Ståholm medh den högh wälborne herre her Jahan Spare, och har iagh orsak att taka gudh för för [sic] för den kårta och ringa tiden för ett gått och liuffliget ächtenskap och en from och dygdigh maka den iagh i grudsfruktan och all sämia och enighet leffde tilhopa medh, men som gudh altidh har behagat blanda min hugnatt medh sårgh och bitterhett, så måste iagh och de få åhren inttet heller wara dem föruttan i i dedh gudh underkastade min salige kere man medh en stadigh ohelsa hwilken och till min vidare sårgh och olyka lyktades medh den gryma döden hwilket skede

Anno 1659 Den 19 April i en saligh stundh gudh hans ädla och kere siell hugne och frögde i sitt ewiga

för godh och dydgigh man han war emott migh doch välsignade gudh vårt ägtenskap medh två barn, en son och en datter som ähn leffva, så länge gudh will, gudh dem nådeligen regere medh sin selige anda migh olykelige till tröst och hugnatt, i dedh olykelige änkio ståndet war iagh alt stadigt hoss min salige och mycket dygdige swärmor den högh wälborne fru fru Ebba Oxenstierna, hwilken migh som sitt eget barn aff ett trogett hiertta älskade och wet gudh att iagh i mitt hierta ingen åtskilnat wiste emedan den

[S. 303] kärlek iagh bar till min egen moder och henne dedh iagh och hade stor orsak att göra, för hennes goda ocj dygdige hierta emot migh både i mädhgångh och mottgångh,

och som gudh behagade att göra den förändringen medh migh att iagh andra gången skulle träda i ett Christeligett och låffligt ächtenskap som skede

Anno 1662 den 9 juli då stodh mitt brölöp med den högh Wälborne herre her Gustaff Posse, dedh iagh har orsak att taka gudh för hwar dagh och timma som dedh har waratt, för dygdigh och from maka gudh ga migh igen, att iagh wäll må säia hans liuflighett och dygdh, såsom och kärlek emott mina föra barn, ga migh orsak att glömma bårt all min föra sårgh och olyka, ehuru wäll gudh intte förgätte oss i vårt ächtenskap medh den gästen huskårs, både igenom döden siukdommar och andra tilfällen hölt oss stadigt under sin faderligar aga och tickt, men så föll alt lätt att draga, så läng gudh untte oss wara bäge om att bära vår bördan så mykt lättare, straxt effter vårt brölöp som war

Anno 1663 kallade gudh min salige kere swärmor den högh wälborne fru Ebba Oxenstierna den iagh så högt älskade som min

[S. 304] egen moder, och straxt der på

Anno 1664 den 5 April kallade gudh min kere och dygdige swärfader den wälborne herre her Knut Posse, hwilken migh den kårta tiden iagh hade den hugnan att niutta honnom sådan iagh bleff hans sons hustru så hierteligen älskade och medh all godhett omfattade, men som herren gudh intte länge behagade att låtta migh niutta den hugnan kallade gudh honom ifrån denna onda wärden uttij en saligh stundh gudh hans siäll ewinerligen frögde

Anno 1666 inföll min dygdige kere salige man i en stark fläckfeber hwilken siukdom honnom hella dedh åhrett uthöll för så snart han begynte och skolla sittia oppe aff den siukdomen inföl han uttij Chwartan feber och nähr iagh hopades att den siukdomen der medh skolle ha taget en ända, så begynte först dedh som wärre och långsamare war i dedh han då måste plågas aff den leda sten, så att han då ingen lisa kunde få aff den, uttan för den stora pinan och plågan skull som han dagligh deraff ledh, måste han resolvera sigh att resa utt till tyskland till baden och brunnarna hwilket och skede Anno 1668 in maij landwägen igenom danmark och tyskland till wij kome till den brun ditt wij oss har ährnat som hette Swalbach och badet hette Emser badh sådan ginge wij renströmen uttföre ått köllen

[S. 305] och landstege wedh en stadh som då hörde fransosen till hette Wäsell sedan reste wij igenom osnebrygh och Mönster och så ått hamborgh och igenom danmark och hem igen och komme i oktober till iönekiöpingh gudh ware ähra som migh hielpte medh den hugnan hem igen som iagh då kom, och någerlunda lisade den stora plågan

aff den siukdomen, men som den gode gudh altidh har behagat att låtta migh förfara myken och stor ångest har han som åfftast behålett mitt huss i sin faderliga tuchtan då medh siukdomar på min kere dygdige salige man och då på migh och barn men swårast detta nu förledne åhrett

Anno 1675 inföll min salige kere man i stora mäslingen myket hefftigt och illa då han war gången uppå sitt 50 åhr, doch war gudh så nådigh och halp honnom der ifrån och då hörde min och mina små barns ödhmiuka bön som då och alla låge tillika medh aff samma siuka så att min salige kere man lågh siellf nionde och iagh samma tidh i barnsängh medh, doch hugnade den nådefulla guden migh den gången och gaff migh rum att pusta innan dedh drygesta och swåraste migh öfwerföll 4 aff våra kere barn har och gudh behagatt att taga till sigh föruttan många andre wederwärdiheter och olyker som man intte må om röra både igenom dedh och andra olykliga tilfäle

[S. 306] så iagh intte wett något åhr, som icke gudh uttij vårt warande ächtenskap, har behagat att låtta oss kenna wedh sigh, dedh wij ähro hans barrn, emedan dedh igenom kårsett bäst kan rönass och den gudh har kär tienar alt till dedh bästa ska dedh och wara min tröst i alt mitt älende, men som alt har wari drägeliget fast dedh har wari myke swårtt, så länge gudh unte migh den hugnan och få niutta en så godh och dygdigh man, som migh fägnade både utte och inne, men som en mäniskia aldrih kan beröma sigh aff lykan för ähn hon har uttgangen altså ähr och migh olykeligh quina wederfaret, som iagh altidh har leffwat i fruchtan och rädhoga, har iagh och stanatt i olykan och altidh, dedh enna onda rächt handen till dedh andra, att iagh intte har hintt pusta, under dedh enna för ähn min gudh har behagat fulfölia medh ett drygare såsom och nu i inewarande åhr ähr skett i dedh gudh nu

Anno 1676 den 1 April kallade gudh vår älsta datter Ingebor Gustaffiana som min senare kere man och iagh hade ihop, som wij bäge tyckte wara oss ett mycke stort kårss, effter hon redan war kommen till de åhren att wij tyckte dedh wij såge all vår hugnat på henne, men stanade intte min olyka der medh, uttan war man en beredelse till att emott taga dedh som drygare och swårare war

[S. 307] i dedh den gode guden behagade samma åhr migh till stor hiertans sårgh och affsaknat

Anno 1676 den 12 Aprill om mårgonen klåkan 8 pålägia min kere och dygdige man en häfftigh och oförmodheligh siukdom nämbiligen slaget som hans wänstra sida rörde och så häfftigt honom angrep att han intte hintte härda utt der medh mer ähn i 24 timar, uttan dagen effter som war den 13 klåkan 8 om mårgonen kallade gudh honnom till sigh i en saligh stundh, migh och våra olykeliga barrn till hiertans sårgh och osäieligh affsaknat

Dock uttij all min sårgh och olyka ahr dedh min endeste tröst, att fast döden honnom hastigt öfwerföll, fan han honnom icke oberedh heller owäntandes emedan han gudh ware ährat altidh så leffde att nähr döden skole komma han då medh ett willigt hierta kunde wara reda att fölia medh, hwilket nådh herren gudh och gaff honnom att han i den hefftiga och starka swagheten feck i några timar niuta sitt måll och medh gått förståndh förlika sigh medh sind gudh

[S. 308] och till sin tross styrkia bliva delagtigh aff sin frälsares Jesu Christi sanna lekamen och blodh, och migh sin förlåtna och älenda hustru medh sinna liufflige doch för migh bedröfweliga ordh trösta, lättandes förnima huru wäll han wore nögdh medh guds wille emedan han wiste sigh höra honnom till i liffwet och döden, och badh migh medh nöias herrens willie som sillf [sic] har migh detta pålagt wille och wara den som för migh och mina faderlösa skolle wäll söria, den samma nådefulle guden will iagh och förtro migh i händer som sielff säger att han will wara en fader för de faderlösa och en domare för änkien

han draga icke sin handh ifrån migh uttan ware migh biståndigh uttij mine nödh och sörie han för migh och mine förlåtna, gudh som sielff läger oss arma mäniskor bördan på han hielpe och migh olykelighe Chreatur att bära,

J wårt kårta doch liufflige ächtenskap har gudh wälsignat oss medh nijo barrn 3 söner och 6 döttrar aff hwilka en son och 4 döttrar ähn leffua så länge gudh behagar men 2 son

[S. 309] sonner och 2 döttrar ähro i herranom affsombnade, gudh dem som nu leffua regere welsigne och beware att de må tilwäxa hans nampn till ähra och migh i all min bedröfwelse till tröst och hugnat,

gudh frögde min dygdige kere Mans ädla siell i den ewiga glädien för from och dygdigh man han war emott migh att iagh fritt kan säia dedh gudh ett så kårt och liuffligt ägtenskap har untt migh att aldrig ett affwigt ordh skolle komma ur hans mun uttan medh mildhett och sagtmodighett emott alla mäniskor, men särdeles emott migh och sina barrn medh kerlek och liufflighett, som wij nu alt för högtt och myket gudh bättre sakna, och som denna onda wärden för dätta, har giortt migh alt för mätt, och nu dätta stora sårett kommet der åffwen uppå, tror iagh wist att iagh icke försyndar migh mott min gudh om iagh medh Paulo säger Doch iagh åstundar att skilias hädan och wara medh Christo [...]

[verwendeter Auszug:]

...] doch will iagh alt hemställa hans gudhomlige maiestet och medh ett ödhmjukt hierta bidia den nådefule

[S. 310] guden om den helige andes biståndh att alt effter hans helige willie medh ett gått och christeliget tållamodh att bära, och will effter min förmågo aff den nådh som min gudh mig giffwandes warder taka honnom för alla dellar, både lyka och olyka som migh i minne bedröfwade dagar ähro wederfarne, han handle och framdeles medh migh som en nådigh gudh och fader, så länge honnom behagar att holla mig under sitt faderlige ok och tuchtan uttij denna wärdene, så tror iagh ähn då att han mitt under olykan ähr migh en nådigh gudh, och tror wist att min frälsare Jesus Christus hielper migh att ingen mottgångh kan heller skall draga migh ifrån honnom, förtij han ähr min högste tröst och honnom ähr dedh och bäst kunnigt, att iagh hierteligen åstundar att skilias hädan, och wara hos honnom, gudh styrke migh i tron och tålamode in i ändan och unne migh en salligh stundh, när dedh ähr hans gudhomelige willie, så döden kan fina migh medh ett willigt och beret hierta när

[S. 311] min gudh behagar att fodra migh hädan aff denna iemmerdalen till sigh, och der iagh finer alla mina i en ewigh frögdh och herlighet dedh hielpe migh min gudh till Anno 1687 den 7 juni behagade hennes Maeistet rix Enkedråningen begere mig till håffmestarina i sitt håff hwar till iag och straxt bleff antagen den högste gud låte allt wara sket sitt helige nampn till ähra min öfwerhet till nådigt nöie och behag och mig och mine kere barrn till hugnat och gledie

Anno 1688 den 23 januarj bleff vår lilla nådige Prinses Uldrika föd då iag och hade den nåden och i 16 wecker effter hennes födelse upwartade henne samma åhret den siste februarj reste bäge mine Enda och kere söner ut till Morea att sökia sig dienst och framdeles kunna betiena

[S. 312] sitt fädernas land, guds helige änglar lagre sig om dem på alle deras vägar och stiger och beware dem ifrån all olyka, och hielpe mig med all hugnat och gledie till få se dem igen

Anno 1689 den 18 september behagade gud att tillskika mig den hiertas sårgen och hedankalla min Endeste käre son effter min sista man Charel Gustaff Posse i Morea och Negro Ponto aff en hetsig feber gud hans [sic] fröide hans edle siel i sitt ewiga rike och tröste mig arma mor

åhret der effter som war Anno 1690 den 5 ocktober bleff mitt olykelige bedröffwelses mått än vidare upfylt i ded gud då behagade hedankalla den endeste son som iag hade igen Axel Jahanson Spare i Chorinto och aff en hettsig feber gud hans ädla siel fröide ewinnerlig och tröste mitt sårade hierta

samma åhret 1690 den 28 dedsember kalade gud min kere styffson Lennart Posse som war den siste effter sin far så at bege mine k mäns söner på ett åhr bleffwe uthdöde och kan iag säia denne till beröm att han war så dygdig emot mig som han har warit mitt eget barrn, gud fröide hans siel så wisst i sitt ewiga rike

[S. 313] Anno 1694 i ochtober kalade gud min kera datter Maria Elionora Posse her i Ståholm på slättet hwilken hade den nåden att wara antagen för jungffru i hennes Mtz: unga dråninges håff gud fröide hennes kere siel

Anno 1696 gjorde iag brölop ått min k datter Ebba Margreta Sparre misomars dagen wed håffsta men den hugnan Gud bättre warade inttet lenge i ded gud behagade Ao: 1698 den 15 April effter en swår och hård barns börd uthi en salig stund kalla henne hedan tillika med ded kere barnet, som kom dött till werden gud tröste både man och mig och fröide hennes siel i sitt rike

[nicht ausgewertet:]

Åo: 1694 nyåhrs dagen beffalte hans Mt: kungen att iag skule som hoffmestarinna achta på bege de kungelige Prinsesorna tillika med ded att iag gjorde min underdånige upwachtning hos hennes Mt: dråningen gud låtte alt wara sket till sins nampns ähra och min öfwerhets nöie.

Zu 5.12: Erik Dahlberg

(Auszug ohne Wegangaben; S. 282-284 (1698))

[A:o 1698] Gudh förläne ett frögdefult, gott nytt år.

Den 2 januarij reeste jag ifrån Stroppsta till Stockholm igen, 4 1/2 mihl.

[...]

Den 12 maij gofwe begge printzerne af Brunsswijk, hertig Ferdinandt och hertig Ernst mig första visiten. Den 22 maij bleef min elskelige käre son grefwe Carl Gustaff Dahlberg medh tillbörlige solennitæter och uthij femb förstlige och många höga så mann- som qwinsspersohners och enn stoor frequens närwaro i Ridderholms kiörkan i Stokholm begrafwen.

Gudh förläne honom een frögdefull uppståndelse för Christi Jesu skuldh. Amen.

Den 29 maij gaf Hans Förstl. Durchl., regerande hertigen af Hollsteen, hertig Friedrich mig visite.

Den 2 Junij, Christi himmelsferdsdag, stod hertig Friedrichs af Holsteens bijläger medh den äldesta kongl. prinsessan Hedwig Sophia på Carlbergh. Den 20 junij reeste jag medh mine käre barn till Stroppsta, 4 1/2 mihl. Den 26 dito reste h. öfverstlieutenant Beijer och h. assessoren Adlerbergh medh mine käre döttrar ifrån Stroppsta till Smålandh.

Den 3 julij reeste jag till Stokholm igen, 4 1/2 mihl.

Den 2 augusti gofve begge hertigerne af Brunsswijk printz Ferdinandt och printz Ernst mig afskeedz visiten. Den 15 augusti gaf den regerande hertigen af Holsteen hertigh Friedrich så och des herr broder, printz Christian, migh visite och toge afskeedh. Den 16 dito reste Hans Maij:tt sambt änkedrottningen, begge hollsteenske hertigarne, princessorne och heela hofwet ifrån Stokholm. Den 21 aug. reste jag ifrån Stockholm till Stroppsta, 4 1/2 mihl.

[...]

Den 3 septemb. om aftonen klåckan åtta år min elskelige, käre syster, den edle, ähreborne och mycket dygdesamme matrona, Sara Jönsdotter, på min gårdh Skeenäs i Herranom christeligen afsombnat. Gudh glädie hennes dygdige siäl ewinnerliga!

Och ehuruwäl jag hoes Hans Kongl. Maij:tt åtskilligt i underdånigheet anhållit för min höga ålder att blifwa dimmitterat ifrån det swåra lijflandska general gouvernementet, eenkannerligen emedan lufften dersammastädes är mig emot, och jag der ingen hälsodagh hafft, men som Hans Maij:t der till icke welat consentera, dy embarquerades den 12 septemb. mitt folk, hästar och bagage opå örligskeppet Wissmar, som Hans Kongl. Maij:tt till transporten förordnat att dermedh öfwerå till Riga. Men jagh stegh den 24 septb. i Herrens namn opå Hans Kongl. Maij:tz egen jagt Chatrina och fortsatte samma dag min reesa ifrån Stockholm allenaste för contrarie windh 1/2 mihl. [...] Den 27 för ankar på een fiähl, 4 mihl.

[...]

I medlertidh hafwer den Allerhögste Guden behagat den 6 october om klåckan igenom een salig stundh vthur detta timmeliga lifwet till een ewigh glädie hädankalla min älskelige, mykett kiäre dotter, den högwälborne fröken Charlotta Juliana Dahlbergh,

hwilken jagh wedh min afreesa myket siuk i Stockholm effter migh lemnade. Den allerhögste Guden frögde och glädie hennes edle och dygdige siähl ewinnerliga för Frälsarens Jesu Christi skull. Amen.

[...]

hwarest borgmester, rådth och een stoor deel af borgerskapet till häst wäl munderade och med 36 stykskått beneventerade migh. Den 19 octob. blef jag medh samma ceremonier beledsagat till Autewalla, 1 1/2 mihl.

[...]

Den 24. octob. till Narfwen, hwarest commendanten med dee förnembste officererne, burgrefwen och borgmäster och rådth iempte ett compagnie af borgerskapet till häst migh inhemptade, warandes heela garnisonen och borgarskapet i gewähr, och löstes 36 styken, 1 mihl.

[...]

hwarest jag med samma ceremonier som förr blef undfången, 6 1/2 mihl. Den 31 octob. medh slijke ceremonier beledsagat till Terrefehr, 3 mihl.

[...]

Den 5 novemb. igenom dens Högstes tillhielp till Riga, hwarest jag medh stykernes löösande bleef beneventerat, 1/2 mihl.

Denn högste Guden ware ewigh ähra!

[A:o 1669] Den Allerhögste förläne ett frögdefult åhr.

Alldenstund Hans Kongl. Maj:tt nådigst hade befalt, att accademien, som konung Gustaf Adolf anno 1632 hade instaurerat i Dorpat, skulle för ortens obeqwemlighets skuldh transporteras till Pernou och mig som cancellario pålagdt att förätta des inauguration, dy reste jag den 18 augusti ifrån Riga till Zanikou, 3 1/4, och så till Byrings krogh, 3 1/2, 6 3/4 mihl.

[...]

Den 28 augusti skiedde inaugurationen af mig lycklig och wäl, medh behörig pomp och ceremonier, Gudi ährat, till mitt störste berömm.

Den 2 septemb. reeste jag ifrån Pernow till Suris krogh, 3 1/2, och till Kurkum krogh, 3, 6 1/2 mihl.

[...]

Den 13 sept., sedan jag hade mönstratt och exercerat guarnisonen sambt öfwerste Tysenhusens lijf-compagnie, ryttmester Glasenapps och Fijtinghofs compagnie cavallerie, reeste jag till Perrifehr, 3, och till Ringen, 6 mihl.

[...]

Den 19 sedan jag hade mönstratt ryttmester Grabous, Tysenhusens och ryttmester Diedrichs compagnie af öfwerste Tysenhusens regemente cavallerie, reste jag till Wrangelsshoff till ryttmester Fabian Tysenhusens begrafning, 1 1/4, till Trikatens kiörka, 1 1/2, och tillbaka till Wrangelsshoff, 1 1/2, 4 1/2 mihl.

[...]

Den 23 sedan jag hade mönstratt och excerserat 4 compagnier af adelssfaanan vnder öfwersten Fitinghoff, nembl. Lijf-compagniet, öfwerst leutenant Tysenhusens, Roosens och Helling Wrangells compagnier, reste jag till Rännebergs slått, 3 mihl. [...]

Den 11 octob. reste jag till Nymynde att hålla generalmönstring medh guarnisonen och öfwerste Buddbergs Nylands regemente, 2 mihl.[...]

Zu 5.13: Christiana Juliana Oxenstierna

(S. 124, Z. 15 – S. 128, Z. 12)

(„Letzter Wille“, verf. 1694, gedr. 1704)

Såsom jag märcker min Gudh mig wil igenom denna opaßlighet påminna / at jag thetta timmeliga torde snart öfwergifwa / och uthi et bättre tilståndh och lif / för Christi skul försatt blifwa; så har jag först orsak in til min död / och så länge jag min tunga röra kan / ärkiänna / bekiänna och prijsa Gudz barmhertiga och underliga / likwäl nådiga försyn / och omwårdnat om mig / som mig i werldenes ögon sälsamt / men i sanning alt ifrån barndomen nådigt förddt; mången synd tålt och hulpet mig ärkiänna: och det sinnet och tilfälle gifwit / at jag alt bort åth kunnat betrachta alt werldzligt obestånd / så at werldenes förmåner och föracht / hennes beröm och loff / mig lika gullit; och nu på sidstone / effter mången ängslan och motstånd / som oß wid mit gifftermåhls begynnande syntes hota / den lilla tiden wij samman lefwat / unt mig et roligt och stilla nöje. Som Gud wet at ingen kättia / heller werldzlig orsak oß samman fört / så har han det så skickat / at jag oaktad den förtret man oß sökt at tilfoga / har kunnat rät förnögd och helt obekymrat / frögda mig åth min Gudz barmhertighet / och si huru säkert thet är / at kasta al sin omsorg på honom: ty han förger för oß / har och sörgt för mig på många sätt / särdeles i thetta gifftermåhl / då han mig emot min tancka / den til man beskiärt / som jag af hans hand emottagit / och för många orsaker skull wördar och älskar: hwar til han mig och igenom en Christelig och förnuftig wandel mehr och mehr förbundit / at jag wäl der Gud så hade behagat / hade ännu hafft lust med honom lefwa. Men efter det min Gudh nu annorlunda torde behaga / tackar jag Gudh och min Man / för den lilla tiden; jag gifwer honom Gud igen / then mig honom gifwit / och ber at ha[n] intet wille medh förtret de swagheter och fehl sig påminna. som hos mig i vårt ächtenskap torde wara förlupna; emedan jag ty vår gierna bekiänner / mig intet ha kunnat fulgiöra min skyldighet emot min Gudh / min Man / eller de fattige barn wi hos oß hafft / och intet kan mena mig hafwa warit där i en trogen hushållarinna / så har doch wiljan intet fattats. Jag önskar nu Gudh wille regera honom / och hielpen gå sin mödosamma werld så igenom / at wi må få bli och wara efter detta lifwet ihop / och lofwa vår Gudh i ewighet: då wi först lære rät kunna ärkiänna och prijsa hans underliga gierningar. Som jag i werlden intet stora förmåner åstundat / slipper jag och all hennes omsorg / och önskar de mina Gudz wälsignelse; men lemnar intet kiärare än min Man / den jag wil och åstundar skal allena behålla / det ringa jag lämnar / efter jag weet honom wara så sinnat / at i fall några af mina Bror barn / wille lita till honom / och behöfde hans råd / han sig då intet undandrager / det han redan nog wist / och de af de ringa medel och rikedomar wi hafwe / redan så mycket åthniutit / som de kunde prætendera. Jag wet mig intet hafwa / det jag ärft / uthan det min Moder och Faster Fr. Christina mig i lifwet gifwit. Min krop kan ingen bättre omwårdnad ha / än den min Man lærer behaga ther om taga. Jag åstundar koma i jorden med minsta fiäs / och om ske kan / at mina / hans och vår lilla Sons been / må få hwila ihop i en graf [...]

Zu 5.14: Josias Cederhielm

(S. 90, Z. 15 – S. 93, Z. 13 (Redaktion A))

D. 6. war Kl. M:t till Gyllenstierna och kom dagen effter tillbakars, gaf ordres att rycka närmare, hade med sig öf:lieut. Stahl, hwilken war med bref från enkie hertiginnan af Hollsten.

D. 7. sept. kom bref från Stuart i Mitow, huru man fått kunskap, som ärnade sig ryssen åth Riga och att föra det swåraste artilleriet på Dünen utföre. Han hade fördenskull skickat ett partie åth Duneburg sådant att hindra samt giort elliest anstalt, huru fienden på all händelse måtte göras motstånd.

Samma dag kom bref från Mejdell, att han ärnade taga wägen åth Brest, hwarpå han fick befallning att skynda sin marche till Kl. M:t utan att låta ombragere af ett eller annat; den som kom med brefwet sade, att Mejdell hade sändt ett detachment föruth att fatta post wid Brest, men att han på denne sijdan hade mött en 500 saxer, som jemwähl ärnade sig dijt utan twifwel i mening att hindra passagen. Så blef jemwähl berättat, att konungen i Pohlen hade från Warschow skickat ett detachment till att slå en brygga öfwer en ström, hwarest man kunde komma närmast åth Mejdell. Nu, som Zinsendorff wille tahla med mig, att iag måtte skrifwa til Stralenheim, att det intet wore, som baron Giörtz hade skrifwit, att gr. Zinsendorff blifwit förhatelig, effter han trängt inutj vårt läger med saxiskt fältteken, så fick iag med det samma lägenheet att föreställa honom ofwanstående rykten om konungens i Polens förehafwande. Jag wijste honom, huru lijtet på sådant sätt det wore att bygga på hans ord, samt hwad tort han med en sådan bedrägelighet giorde keijsaren och hans ministrer, hwilka han brukat att föra des ord och derföre cautionera, där han dok således skulle göra twert däremot. Posito nu att H:s M:t så mycket hade reflecterat på hans, Zinsendorffs, andragande, att han derföre hade inställt den destinerade marchen d. 15 augusti åth Warchow, hwilken, om han hade för sig gådt, hade konungen i Pohlen ej fått tid sig där att sättia, mindre att sökia upp Mejdell, skulle fuller Kl. M:t finna sig wara wähl rådder? Jag lemnade det till hans egen efftertanka. Han sade wara sant, om konungen i Pohlen brukade emot förmodan med ett sådant streck, så worde han aldrig mehra talandes för honom, utan twert emot hålla honom owärd att blifwa trodd, sedan han således brutit sine ord och prostituerad dem, som för honom trogit arbetat, men han wore lijkwähl af den mening, att Mejdell ej skulle attaqueras utan med all höflighet bemötas, hwarom han wille ytterligare skrifwa till gr. Stratman. Hwad ochså manskapet angår, så kunde föga mehra lijda med deras marche än till Warschow, en närmare wäg kunde dee intet gå, effter dee hade då kunnat blifwa couperade; och änskiönt nu en del torde taga wägen åth Preussen, så lærer åthminstone så stort antahl gå åth Slesien, som han har låfwat åth keijsaren och de allierade, beklagandes att hehla wärket måste jmedlertijd på sådane rykten harpra, hwilka han förmodade finnas osanne, till deras confusion, som dermed rändt hafwa.

D. 8 sept. kom ett rykte, att polakarne annalkades på 3 sijdor, Lubomirski på en, gen.m. Brandt på den andra, och [...] på den tredie, men desseinen wiste man intet.

Det war på förslag, att ett universal å nyo skulle utgå om Kl. M:ts dessein och rätt därtill, samt hwarföre man ej kunde förlijta sig på konungens i Pohlen offerter, men som sådant 1) tilförne öfwerflödeligen är skrifwit, 2) man borde af det man redan sedt troo, att gemöterne deraf mehra skulle förbittras, 3) afskures konungen i Pohlen dermed alt hopp till förening, hwilket rebus sic stantibus wore skadeligit och skulle maturera dee widrige consilierne emot Kl. M:tt ju wähl i Pohlen som dee, hwilka hoos andra puissance drifwas, altså blef samma universal tilbakars ousatt.

Zu 5.15: Maria Stenquist

(S. 1 – S. 4, Z. 12)

En liten underättelse om min herkomst och mina sallige föräldrars affkomst

1 Jagh ähr föder uthi södramanland, uthi en by flackersta benembd, uthi fårs socken belägen på västra Reckarna, min fader war S. H. Christopher Siggeson kiörckio herde uthi uthi [sic!] Eskilstuna sampt fårs och klåster socknar, sampt probst på öffwre västra Reckarna, min fader fader war S. H. Sigge Christopherson kiörckio herde och probst der samma stedes, och min far fick både gjället och prosterij effter sin fader, och ligia bäge begraffne uthi fårs kiörckia, uthi den södra körskiörckian, sedan min far bleff tvungen att taga up sina föräldrars lick uthur sin rätta och egen graff som war mittför altaret der prästen stogh när han mäsade, men bleff tvungen aff ståthallaren wthermarck att taga dem dedan och måste så låtta mura sigh en graff uthi kors kiörckian der de nu sampteligen liggia, gud lätte deras been nu få huilla med roo till den rätta upståndelse-dagen den wij alle med längtan förwäntta

2 min fader faders fader war den S. wällb.ne herre H Christopher landshöffdinge uthi hällsingeland och och [sic!] Mädepa, fören han till den lyckan kom, war han först Cape-ten under konungens liffgardij som iag menar war det uthi konungs Johans tid, sedan bleff han Comendant uppå ett skep, och så öwerste öffwer ett regemänte krigsfälck emot rysen uthi Narwen, och sedan bleff han landshöffdingh öffwer hälsinge land och Mädelpa, han hade ock en broder som heette Johan heller Lars Siggesån, som war lands höffdinge uthi Kalmar och gouvernör öffwer hella småland, detta haffwer min S farfar skriffwitt up, med sin egen hand, och gaff min s fader ner han tyckte sig intet längre kuna leffwa, han hade flera bröder som och war förnäma Män, och wore brukade till Mediatores emellan S.K. Carl och K. Sigge Mundus, men dem wet iag intet Nampn på, uthan de kallas Siggesönerna, och finnas i gamla K Carls och gamla K Gustaff krönicka, A [...]

Min Mor hette Elisabeth Lod, war her Abrehams dotter uthi bättinna S kiörckioherdens, men hans släckt wett iagh intet vidare, men om du heller iag finge en gång talla med Jonas Kraak som är härs höffding uthi södramanne land, och nu bormästare uthi tårsil-lia, hans far och min mor war syskone barn, hans far war min Morfars systerson, S Mormors som war Måns Kullas dotter, som war kiörckio herde uthi stechtåmpta det wett du bättre än som iagh, Men iagh haffwer funnit uthi den Nåreska krönickan, att konungh harall grönske fick en förnäm mans dåtter till dråttning som heett asta, astas fader hette gudbrand kulla⁴⁷⁶, med henne han en son [sic!], som hette oloff, han bleff konungh och kallas oloff den digre, och han bleff sedan kallat kung oloff den den [sic!] hellige, han gjorde många under tecken, de som rörde wid hans lick, som siucka heller

476 [Am Rand]: En myndigh norsk Adelsman

blinde woro finge sin syn och wortte helbrägede, han fick en son som heett mangnus, han bleff konung effter sin far, kung oloff fördreff hedendommen och förtte Jn den Christna läran uthi dallarna och i upland, och många andre stedes och han war den förste som lätt gräffwa sluser i stäckholm, han bleff konung i Norie åhr effter Christi börd 1015, hans son effter honom 1034, han bleff dö barnlös, effter honom bleff K oloffs halffbroder harald och denne konungh haralsd [sic!] war konungh Sigurs son som fick konungh oloffs Moder dråttningh Asta effter konungh harald grönske, och war han allt så konung oloff halff-broder, han fick konungens datter i rysland och fick med henne 3 sonär och alla worte konungar i Norie den enna hett Sigurd, den andra oloff, den 3: Mangnus, der effter åhr Måns nampnet komit uthi famillian, allt så kunna wij räckna os och våra barn i blan de äldsta familierna, som få wara i bland dem, som kallas våra, mera orckar iag inte skriffwa

M. C: H:

Zu 5.16: Zachris Franc

(S. 52, Z. 4 – S. 54, Z. 18 (1709))

[Anno 1709]

I begünnelsen af åhret begünte vår marsch igen ofwer Bugstrommen, såm då alldeles war frussen, och marscherade wij emellan Lublin och Chelm till Samosch och derifrån igationåm Beltz till Lemberg, warest wij bekummå wora winterquarteer, men såm en dehl af armeen aldeles wore händer och fåtter affrussne och meste dehle ferkühlte, creperade icke allenast manskapet utan och hestarna för den långa elendiga marschen, so att mesta armeen af schiucka och ferlahmade bestog, såm ifrån döden wore öfwerblefne. Det elende, som på denna marschen war, ehr obeskriflig, emedan dragonerne icke en fierdendehls tiema kunde sittia på hestarne, utan moste mest för den penetrante kölden gå, hwarigiönåm de blefwe så uthmattade, att de sieg igen till hest begiefwa moste, då de straxt stehlade och af hestarna füllå. Jag för min person tackar den högsta Guden, såm mieg denna gången so nådeligen halp, att jag ingen skada feck, allenast det jag högra fåten noget lijte ferkühlte, såm sedernehro straxt blef curerat. På denna marschen fermistade jag en dreng med twenne hestar, såm förmodeligen för köld inkrupet i noget huss och af de schelmiska båndrana ihjel schlagen worden. I desse quarteren cantonerade wi till d. 3 maij, då armeen för manquement av vivres marscherade till Jarislau, hwarest wi i et regullier campement kåm att stå, och såm generallieutenant Ridderhielm, hwilcken då med en renfort af 12'000 man infanterie war underwegen, sieg med os att conjungera, och alredan utur Pommern i Pohlen war inrückt, blef armeen her en tied stående. Af denna orten blef jag med Ristmeren Weichel af Pommerska cavallerie commanderat till Tarnowo att indrieffa pengar och proviant, och såm samma district war för honåm allena för mucket, so att han åmögligen schielf alt kunna förretta, blef jag med 30 man, såm jag med bondehstar giorde beridne, af hånöm commanderat ofwer Donaitzströmmen in till Ungerska gebirget, sammastedes proviant att indrieffa, hwilcket jag och med största hastighet giorde och ferrettade. Men såm quartianerne allastedes derikring med deras parten streuffade, moste jag mieg wehl taga i acht, och åm dagen liggia i skogerne och om nätra ferretta min bestelning, hwilcket jag soledes ij 3 wickors tied continuerade och lyckl. med wehl ferrettade commando till Tarnowa ankåm. Derifrån marscherade wij igen tilbackas oth armeen, såm emedlertid war marscherat till Opatowitz wied Weichselströmmen, hwarest ofwersten Schultz, såm den nua renforten commanderade, sieg med oss conjugerade.

Her bekåm general Krassau af konungen, såm den tiden i Bender sieg ophölt, befalning med armeen såm hastigast skie kunde sieg att retirera till Pommern, emedan hela Russiska armeen effter Bultawiska accion war i anmarsch, och Sachserna och utur Sachsen med 10'000 man våre opbrutne, gick fördenskul hela armeen wied Opatowitz öfwer Weigseln, och schidde marschen såm hastigaste skie kunde war dag 4 miel till Petricau och Warta, hwarest armeen en ordres de batallie rangerat blef, emedan Sachsiska armeen en half miel derifron ståg och öfwer Wartan söckte att unnankåmma. Det blef och lössen med twenne canonskott till batallie giefwit, men Sachserna achtade det

icke, utan söckte sieg med nattens tilhielp öfwer strömmen Wartan att retirera. Andra morgen bittia blefwå 1'000 man af cavalleriet commanderade, hwilcka infüllå i det fiendliga arrierguardie, dem schloge och en öfwersteliutenant med ett par 100 man tilfångar tåge. Och såm Russiska armeen alredan wied Warschau war ofwer Weichseln gångit, bekummå wij icke tied Sachserna wiedare att ferföllia, allenast att wi her wied staden 2:ne dagar oss uthråade. Herifrån bröte wi up och marscherade till Calisch och Posen utan nogen rastetag. Under denna marschen hadde wij othskilliga rencontres med quartianerne, hwilcka altied jempte armeen marscherade, och der de bekummå tillfelle, fulle de i bagagie och gjorde stor skada, ibland bekumme de och braf strück och moste monge effter sieg quarlembna.

Quellenbibliographie

- Berendes, Märta (ca. 1700). Optekningh på mitt olykeliga leffwerne födelse och ålder. (Ungedr. Manuskript in Privatbesitz; Fotokopie in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Lund [*Bönbok*, Märta Berendes, S. 300-313]).
Ausgewertet: S. 309, Z. 23 – S. 313, Z. 17 (Entstehungszeitpunkt nicht exakt bestimmbar, s. Kap. 4.11).
- Bodinus, Olaus (1686). En Stockholmsskildring från Karl XI:s tid. Olaus Bodinus anteckningar från 1686 års riksdag. Utgivna och kommenterade av Folke Lindberg. In: Studier och handlingar rörande Stockholms historia, utg. av Nils Ahnlund. 1. Stockholm/Uppsala 1938, S. 5-39.
Ausgewertet: S. 13, Z. 4-S: 14, Z. 34 (19. bis 21. September 1686).
- Bolinus, Andreas (1678). En dagbok från 1600-talet. Utg. av E. Brunnström. Stockholm 1913.
Ausgewertet: S. 72, Z. 23-S. 76, Z. 20 (nur vollständig wiedergegebene Eintragungen; 17. August 1676 bis 19. September 1678).
- Cederhielm, Josias (1702). Josias Cederhielms dagboksanteckningar 1700-1706 (1709). Utg. F. Wernstedt. (= Särtryck ur Karolinska Förbundets Årsbok 1925). Lund 1926.
Ausgewertet: S. 90, Z. 15 – S. 93, Z. 13 (Redaktion A).
- Dahlberg, Erik (1698). Dagbok 1625-1699. Utg. Herman Lundström. Uppsala/Stockholm 1912.
Ausgewertet: S. 282-284 (1698).
- Franc, Zachris (1709). Överstelöjtnant Zachris Francs självbiografiska anteckningar 1687-1719. Meddelade av Herman Brulin. In: Karolinska förbundets årsbok 1927, S. 28-72.
Ausgewertet: S. 52, Z. 4 – S. 54, Z. 18 (1709 (1720)).
- Gyllenius, Petrus Magni (1663). Diarium Gyllenianum eller Petrus Magni Gyllenii Dagbok 1622-1667. Med understöd af statsmedel i tryck utgiven af Finska Statsarkivet genom Reinh. Hausen. Helsingfors 1882.
Ausgewertet: S. 258, Z. 20-S. 260, Z. 27 (2. bis 15. Januar 1663).
- Horn, Agneta (ca. 1657). Beskrivning över min vandringstid. Utg. med inledning och kommentar av Gösta Holm. (= Nordiska texter och undersökningar 19). Stockholm 1959. [Manuskript: Uppsala universitetsbibliotek; X 240 Horn].
Ausgewertet: S. 12-S. 13, Z. 15.
- Horn, Henrik Henriksson (1684-1685). Ett stycke karolinsk vardag. Ur Henrik Henriksson Horns dagboksanteckningar från Sverigebesöket januari 1684 – juli 1685. Utg. Arne Munthe. (In: Karolinska förbundets årsbok 1946. S. 112-155). Stockholm 1946.
Ausgewertet: S. 127, Z. 5-S. 129, Z. 5 (11.-29. Januar 1684).

- Maria Euphrosyna (1682). Riks-Canzl. Gr. Magn. Gabr. De La Gardies Frus, Pfals-Grefvinnan Maria Euphrosynas egenhändige Lefvernes-Beskrifning, efter Originalet på Tidön. In: *Handlingar til uplysning af svenska historien*, hg. von E.M. Fant, Uppsala 1789, S. 29-61.
Ausgewertet: S. 40, Z. 3- S. 41, Z. 28 und S. 42, Z. 5-30.
- Oxenstierna, Christiana Juliana (1704). Kort Beskrifning Af then Högwälborna Frus Christiana Juliana Oxenstiernas Lefwernes Lopp; Then Sal. Frun Til wälförtient ähreminne och odödeligit Beröm / Then ärbare werlden til sanferdig effterrättelse uthgifwen af Nicolao Bergio. Stockholm 1704.
Ausgewertet: S. 124, Z. 15 – S. 128, Z. 12 („Letzter Wille“, verf. 1694, gedr. 1704).
- Rosenhane, Johan (1652). Johan Rosenhanes dagbok 1652 - 1661. Utg. Arne Jansson. (= Kungl. Samfundet för utgivande av handskrifter rörande Skandinaviens historia. Handlingar del 18). Stockholm 1995.
Ausgewertet: S. 31-S. 33, Z. 17 (5. Mai bis 5. Juni 1652).
- Stenquist, Maria Christoffersdotter (ca. 1710?). Självbiografi och bref till sonen Germund. Manuskript: UUB Uppsala, X 255 ab: E.
Ausgewertet: S. 1 – S. 4, Z. 12 (autobiographisch-genealogischer Teil).
- Yxkull, Beata von (1665). Almanacksanteckningar för året 1665. Manuskript: KB Stockholm, Rål saml. 174 b I g.
Ausgewertet: Eintragungen von Januar bis 10. Oktober 1665.
- Åkerhielm, Anna Måns Dotter Agriconia (1687). Fragmenter af Jungfru Anna Agriconiae Åkerhielms håldne Dag- och Resebok. 13 September 1686-6 Maj 1691. In: Åkerhielm, Samuel (1970): Anna Åkerhielm (Anna Agriconia). (= Åkerhielmska släktföreningen. Meddelanden 3). Lund. (Manuskript: KB I å 1).
Ausgewertet: S. 63, Z. 5-12; S. 64, Z. 25ff.; S. 65, Z. 26 – S. 66, Z. 26 (8. Juni bis 18. August 1687). Die Auszüge entsprechen den (unpaginierten) Manuskriptseiten 6 – 10, Z. 6.
- Åkerhielm, Maria Måns Dotter Agriconia (1658-1665). Jungfru Maria Måns Dotter Agriconiae Memorial- och Dagbok (afsluten af des enda Broder Samuel Månsson sedermera nobiliterad Åkerhielm och Cancellie Råd [...]). Manuskript: KB Stockholm, I å 1.
Ausgewertet: Handschriftl. Eintragungen von 28. Mai 1658 bis 23. Juni 1665.

Bibliographie der Sekundärliteratur

- Abraham, Ulf (1996): *StilGestalten. Geschichte und Systematik der Rede vom Stil in der Deutschdidaktik.* (= Reihe Germanistische Linguistik 161). Tübingen.
- Admoni, Wladimir G. (1967): Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Ende des 18. Jhs. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache* 89, S. 144–199.
- Åberg, Alf (1999): *Karolinska kvinnoöden.* [Första pocketutgåvan]. Stockholm.
- Ågren, Kurt (1976): Rise and Decline of an Aristocracy. The Swedish social and political elite in the 17th century. In: *Scandinavian Journal of History* 1, S. 55–80.
- Åkerhielm, Erik (1926): *Åkerhielmska släktboken.* Stockholm.
- Åkerhielm, Samuel (1970): Anna Åkerhielm (Anna Agriconia). (= *Åkerhielmska släktföreningen. Meddelanden* 3). Lund.
- Altmann, Gabriel (1972): Status und Ziele der quantitativen Sprachwissenschaft. In: *Jäger* (1972), S. 1–9.
- Altmann, Gabriel / Grotjahn, Rüdiger (1988): Linguistische Messverfahren. In: *Sociolinguistics. An international Handbook of the Science of Language and Society* (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.2), S. 1026–1039. Berlin/New York.
- Ambjörnsson, Ronny / Gaunt, David (Hgg.) (1984): *Den dolda historien. 27 uppsatser om vårt okända förflutna* (= *Människan i historien*). Stockholm.
- Ambjörnsson, Ronny (1980): Från slott till koja. In: *Lindberg* (Hg.) (1980), S. 134–166.
- Andersson, Roger / Åström, Patrick (Hgg.) (1997): *Till Barbro. Texter och tolkningar tillägnade Barbro Söderberg den 23 september 1997.* (= *Meddelanden från Institutionen för nordiska språk vid Stockholms universitet MINS* 45).
- Ankarloo, Bengt (e.a.) (Hgg.) (1991): *Maktpolitik och husfrid. Studier i internationell och svensk historia tillägnade Göran Rystad.* Lund.
- Artéus, Gunnar (1984): Våldets makt. In: *Ambjörnsson / Gaunt* (Hgg.) (1984), S. 345–362.

- Asker, Björn (1993). Från godsägarstat till ämbetsmannastat. Byråkraterna, officerarna och enväldets införande. In: Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) (1993), S. 68–85.
- Åslund, Leif (1992): Magnus Gabriel de la Gardie och vältaligheten. (= *Studia Rhetorica Upsaliensia* 1). Uppsala.
- Bacher, Johann (1996): Clusteranalyse. Anwendungsorientierte Einführung. 2., erg. Aufl. München/Wien.
- Backes, Herbert (Hg.) (1972): Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag. (= Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 94. Sonderheft). Tübingen.
- Backlund, Janne (1993): Indelningsverket och bönderna. In: Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) (1993), S. 233–248.
- Bailey, Richard W. (1969): Statistics and Style. A historical survey. In: Doležel / Bailey (Hgg.): Statistics and Style. (= Mathematical linguistics and automatic language processing 6). New York.
- Barz, Irmhild / Lerchner, Gotthard / Schröder, Marianne (Hgg.) (2003): Sprachstil – Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag. (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik / Germanistik 25). Heidelberg.
- Bergman, Gösta (1968). Kortfattad svensk språkhistoria. Stockholm.
- Bergner, Barbro (1997): Dygden som levnadskonst. Kvinnliga dygdeideal under stormaktstiden. In: Österberg (Hg.) (1997), S. 71–124.
- Bernheiden, Inge (1988): Individualität im 17. Jahrhundert. Studien zum autobiographischen Schrifttum (= Literarhistorische Untersuchungen 12). Frankfurt.
- Best, Karl-Heinz (2001): Quantitative Linguistik. Eine Annäherung. (= Göttinger Linguistische Abhandlungen 3). Göttingen.
- Betten, Anne / Riehl, Claudia M. (Hgg.) (1990): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989 (= Reihe Germanistische Linguistik 103). Tübingen.
- Biber, Douglas / Conrad, Susan / Reppen, Randi (1998): Corpus linguistics. Investigating language structure and use. (= Cambridge Approaches to Linguistics). Cambridge.

- Bylow, Anna Fickesdotter (1718): *Chronicon genealogicum eller: Underwisning på någon gammal slächt, med åthskilliga tidahändelser [...]*. Utg. av Johan Peringskiöld. Stockholm.
- Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män / Biografiskt lexikon öfver namnkunnige svenske män (1835–1857). 23 Bde + Register. N.M. Lindh, Uppsala. [Ny följd. (1857–1907). 9 Bde. + Register. Stockholm].
- Björkman, Gun (1994): *Maria Sophia de la Gardie. Kvinna i stormaktstiden*. Helsingborg.
- Björnsson, C.H. (1968): *Läsbarhet*. Stockholm.
- Boder, David P. (1940): The Adjective–Verb Quotient: A contribution to the Psychology of Language. In: *Psychological Record* 3, S. 310–343.
- Bolz, Norbert (1984): Gewinnung und Auswertung quantitativer Merkmale in der statistischen Stilforschung. In.: *Spillner (Hg.) (1984)*, S. 193–222.
- Bortz, Jürgen (²1985): *Lehrbuch der Statistik für Sozialwissenschaftler*. Berlin [etc.].
- Brinker, Klaus (1997a): Zum Zusammenhang von Text– und Stilanalyse am Beispiel eines offenen Briefes von Günter Grass. In: *Fix / Wellmann (Hgg.) (1997)*, S. 195–206.
- Brinker, Klaus (1997b): *Linguistische Textanalyse: eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. (= *Grundlagen der Germanistik* 29). 4. durchges. u. erg. Aufl. Berlin.
- Brückner, Tobias (1989): „Gibt es einen sprachlichen Fingerabdruck? Kritische Anmerkungen zum forensischen Textvergleich.“ In: *Sprachreport* 4/1989, S. 14–16.
- Bühl, Achim / Zöfel, Peter (1995): *SPSS für Windows Version 6.1. Praxisorientierte Einführung in die moderne Datenanalyse*. (2. Aufl.). Bonn [u.a.].
- Busemann, Adolf (1925): *Die Sprache der Jugend als Ausdruck der Entwicklungsrhythmik*. Jena.
- Bussmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Zweite, völlig neu bearb. Aufl. (= *Kröners Taschenausgabe*, Bd. 452). Stuttgart.
- Cassirer, Peter (1970a): *Deskriptiv stilistik. En begrepps– och metoddiskussion*. (= *Nordistica Gothoburgensia* 4). Göteborg.

- Cassirer, Peter (1970b): Stilen i Hjalmar Söderbergs "Historietter". (= Nordistica Gothoburgensia 5). Göteborg.
- Cassirer, Peter (1974): Text i bruk 2. Pär Lagerkvist: En hjältes död. In: Teleman / Hultman (Hgg.) (1979), S. 229–257.
- Cassirer, Peter (1979): Stil, stilistik, stilanalys. Stockholm.
- Collijn, Isak (1942–46): Sveriges bibliografi. 1600-talet. 2 Bde. Uppsala.
- Dahlgren, Stellan / Florén, Anders / Karlsson, Åsa (Hgg.) (1993): Makt och vardag. Hur man styrde, levde och tänkte under svensk stormaktstid. Stockholm.
- Den svenska historien (1966/78). Bd. 7: Karl X Gustav, Karl XI. Krig och reduktion. Stockholm
- Doležel, Lubomír / Bailey, Richard W. (Hgg.) (1969): Statistics and Style. (= Mathematical Linguistics and Automatic Language Processing 6). New York.
- Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6. Aufl. (= Duden Bd. 4). Mannheim [etc.] 1998.
- Ellegård, Alvar (1962): A statistical method for determining authorship. The Junius letters, 1769–1772. (= Acta universitatis Gothoburgensis. Gothenburg Studies in English 13). Göteborg.
- Elleström, Lars (et al.) (Hgg.) (1994): I diktens spegel. Nitton essäer tillägnade Bernt Olsson. (= Litteratur Teater Film 10). Lund.
- Elze, Reinhard / Repgen, Konrad (Hgg.) (1974): Studienbuch Geschichte. Stuttgart.
- Englund, Peter (1989): Det hotade huset. Adliga föreställningar om samhället under stormaktstiden. Stockholm.
- Englund, Peter (1993): Ofredsår. Om den svenska stormaktstiden och en man i dess mitt. Stockholm. [Dt. Übersetzung: Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreissigjährigen Krieges. Stuttgart (2001)].
- Englund, Peter (Hg.) (1998): Minnet av Poltava. Ögonvitnesskildringar från Karl XII:s ryska fälttåg. Stockholm.
- Enkvist, Niels Erik (1973): Linguistic stylistics. (= Janua linguarum. Series critica 5). The Hague/Paris.

- Fix, Ulla (1991): Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik. In: Zeitschrift für Germanistik 1991, S. 299-310.
- Fix, Ulla / Wellmann, Hans (Hgg.) (1997): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik / Germanistik 15). Heidelberg.
- Fried, V. (Hg.) (1972): The Prague school of linguistics and language teaching. London.
- Fucks, Wilhelm (1955): Unterschied des Prosastils von Dichtern und anderen Schriftstellern. In: Sprachforum 1, S. 233–244.
- Gerritsen, Marinel (1990): The use of sociolinguistic methods in historical syntax. In: Betten / Riehl (Hgg.) (1990), S. 163–181.
- Gjörwell, Carl Christoffer (Hg.) (1757–61). Det swenska biblioteket. Stockholm.
- Glauser, Jürg / Sabel, Barbara (Hgg.) (2002): Skandinavische Literaturen der frühen Neuzeit. (= Beiträge zur Nordischen Philologie 32). Tübingen/Basel.
- Grimm, Christian (1991): Zum Mythos Individualstil. Mikrostilistische Untersuchungen zu Thomas Mann. (= Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 6). Würzburg.
- Grahn, Lars (1964): Undersökning av tidningsspråk 1890 och 1964. Stencilrad utgåva, Stockholm. [Unpubliziert; Besprechung in Vallhov 1971.]
- Grolimund, Christoph (1995): Die Briefe der Stadt Basel im 15. Jahrhundert. Ein textlinguistischer Beitrag zur historischen Stadtsprache Basels. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 69). Tübingen/Basel.
- Grotjahn, Rüdiger (1979): Linguistische und statistische Methoden in Metrik und Textwissenschaft. (= Quantitative Linguistics 2). Bochum.
- Guiraud, Pierre (1954): Les caractères statistiques du vocabulaire. Paris.
- Gumbrecht, Hans Ulrich / Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.) (1986): Stil: Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselementes. Frankfurt/M.

- Gyllenius (1962). *Diarium Gyllenianum eller Petrus Magni Gyllenii dagbok 1622–1667*. Hg. v. C.J. Gardberg u. Daniel Toijer. (= Särtryck ur: Värmland förr och nu). Karlstad.
- Hættner, Eva / Larsson, Lisbeth / Sjöblad, Christina (1991): *Kvinnors självbiografier och dagböcker i Sverige 1650–1989. En bibliografi*. (= Litteratur Teater Film. Nya serien 6). Lund.
- Hættner Aurelius, Eva (1993): *Under faderens lov. Om Agneta Horn*. In: *Nordisk kvindelitteraturhistorie I*, S. 267–276.
- Hættner Aurelius, Eva (1993b): *Guds skrivare. Religiöse selvbiografier i 1700-tallets Sverige*. In: *Nordisk kvindelitteraturhistorie I*, S. 152–162.
- Hættner Aurelius, Eva (1996): *Inför lagen. Kvinnliga svenska självbiografier från Agneta Horn till Fredrika Bremer*. (= Litteratur Teater Film. Nya serien 13). Lund.
- Hagman, Marta (ca. 1765). *Marta Hagmans självbiografi*. In: *Personhistorisk tidskrift* 1908, S. 12–17.
- Hallberg, Peter e.a. (Hgg.) (1966): *Litteraturvetenskap. Nya mål och metoder*. Stockholm.
- Hanselli, P.[er] (Hg.) (1863/1878): *Samlade vitterhetsarbeten af svenska författare från Stjernhjelm till Dalin / efter originalupplagor och handskrifter utgifna af P. Hanselli*. 22 Bde. Uppsala.
- Hansson, Stina (1986): *1600-talsalmanackan – allemansbiblioteket?* In: *Lychnos* 1986, S. 29–53.
- Hansson, Stina (1993): *Salongsretorik. Beata Rosenhane (1638–74), hennes övningsböcker och den klassiska retoriken*. (= Skrifter utgivna av Litteraturvetenskapliga institutionen vid Göteborgs universitet nr 25). Göteborg.
- Herdan, Gustav (1960): *Type–token mathematics. A textbook of mathematical linguistics*. (= *Janua linguarum. Series maior IV*). s'Gravenhage.
- Herdan, Gustav (1962): *The calculus of linguistics observations*. (= *Janua linguarum. Series maior IX*). s'Gravenhage.
- Hillman, Rolf (1962): *Gustaviansk retorik. Stilstudier i Svenska Akademiens med stora priset belönade äreminnen 1786–1803*. Stockholm.

- Hirsig, René (1996): Statistische Methoden in den Sozialwissenschaften. Eine Einführung im Hinblick auf computergestützte Datenanalysen mit SPSS für Windows. (Bd. 1). Zürich.
- Hirsig, René (1997): Statistische Methoden in den Sozialwissenschaften. Eine Einführung im Hinblick auf computergestützte Datenanalysen mit SPSS für Windows. (Bd. 2). Zürich.
- Holm, Gösta (Hg.) (1959): Agneta Horn. Beskrivning över min vandringstid. (= Nordiska texter och undersökningar 19). Stockholm.
- Holm, Gösta (1967): Epoker och prosastilar. Några linjer och punkter i den svenska prosans historia. (= Lundastudier i nordisk språkvetenskap, serie A nr. 17). Lund.
- Holm, Gösta (2000): Uppväxtmiljö och språk. Agneta Horns språk i dialektgeografisk belysning. Ett bidrag till textlokaliseringens metodik. (= Acta Regiae Gustavi Adolphi 75). Uppsala.
- Hřebíček, L. / Altmann, G. (Hgg.) (1993): Quantitative Text Analysis. (= Quantitative Linguistics 52). Trier.
- Jäger, Siegfried (1972): Linguistik und Statistik. (= Schriften zur Linguistik 6). Braunschweig.
- Jägerstad, Hans (1964). Sveriges historia i årtal. Koncentrerad historisk uppslagsbok. Stockholm.
- Jakobs, Eva-Maria / Rothkegel, Annely (Hgg.) (2001): Perspektiven auf Stil. (= Reihe Germanistische Linguistik 226). Tübingen.
- Jansson, Arne (Hg.) (1995). Johan Rosenhanes dagbok 1652 – 1661. (= Kungl. Samfundet för utgivande av handskrifter rörande Skandinaviens historia. Handlingar del 18). Stockholm.
- Karolinska krigares dagböcker (1901–1921). (= Karolinska krigares dagböcker jämte andra samtida skrifter). 12 Bde. Hg. von August Quennerstedt. Lund.
- Karolinska förbundets årsbok (1911–). Hg. von Karolinska förbundet. Stockholm.
- Klemming, Gustaf Edvard / Eneström, Gustaf Hjalmar (1878-79): Sveriges kalendariska litteratur. 2 Bde. Stockholm.

- Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hgg.) (1996): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd.1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt/New York.
- Kluge, Friedrich (1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebold. 23., erw. Aufl. Berlin/New York.
- Köhler, Reinhard (1995): Bibliography of Quantitative Linguistics. Amsterdam.
- Köhler, Reinhard / Altmann, Gabriel (1989): Status und Funktion quantitativer Verfahren in der Computerlinguistik. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 4, S. 113–119. Berlin/New York.
- Köhler, Reinhard / Rieger, Burghard B. (Hgg.) (1993): Contributions to Quantitative Linguistics. Proceedings of the First International Conference on Quantitative Linguistics, QUALICO, Trier 1991. Dordrecht/Boston/London.
- Kühlwein, Wolfgang / Raasch, Albert (Hgg.) (1982): Stil: Komponenten – Wirkungen. Bd. 1. (= Kongressberichte der 12. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik GAL, Mainz 1981). Tübingen.
- Kunø, Mette / Larsen, Erik Vive (Hgg.) (1995): 5. Møde om Udforskningen af Dansk Sprog. Aarhus Universitet 13.–14. oktober 1994. Århus.
- Larsson, Lisbeth (1985): Kvinnors självbiografier och dagböcker. In: Palmvig (Hg.) (1985), S. 156–168.
- Larsson, Lars-Ove (1993): Vem är vem i svensk historia. Från forntid till år 1900. Stockholm.
- Lebart, Ludovic / Salem, André / Berry, Lisette (1998): Exploring Textual Data. (= Text, Speech and Language Technology 4). Dordrecht/Boston/London.
- Lagerqvist, Lars O. / Nathorst-Böös, Ernst (1997): Vad kostade det? Priser och löner från medeltid till våra dagar. Stockholm.
- Liiv, Heino / Tuldava, Juhan (1993): On Classifying Texts with the Help of Cluster Analysis. In: Hřebíček / Altmann (Hgg.) (1993), S. 253–262.
- Lindberg, Bo (Hg.) (1980): 17 uppsatser i svensk idé- och lärdoms historia. Uppsala.
- Lindberg, Bo (1980a): Från prästskola till högskola. In: Lindberg (Hg.) (1980), S. 10–39.

- Lindberg, Bo (1980b): Teokratisk åskådning och naturrätt. Samhällsidéer i Sverige under 1600- och 1700-talen. In: Lindberg (Hg.) (1980), S. 113–133.
- Lindborg, Rolf (1980): De cartesianska striderna. René Descartes och den vetenskapliga revolutionen. In: Lindberg (Hg.) (1980), S. 82–112.
- Lindegren, Jan (1984): Knektänkornas land. In: Ambjörnsson / Gaunt (Hgg.) (1984), S. 363–375.
- Lindgärde, Valborg (1993a): Om kongedatteren der ofres i mændenes krig. Hofkredsen kring dronning Ulrika Eleonora. In: Nordisk kvindelitteraturhistorie I, S. 311–316.
- Lindgärde, Valborg (1993b): Nu skal også Herren optage mig. To selvbiografiske tekster fra 1600-tallet. In: Nordisk kvindelitteraturhistorie I, S. 277–285.
- Lindgärde, Valborg (1994): "Som en ensam fogel på taket". Om en bönbok från 1600-talet. In: Elleström (e.a.) (Hgg.) (1994), S. 185–203.
- Lindroth, Sten (1975). Svensk lärdomshistoria. Stormaktstiden. Stockholm.
- Linke, Angelika (1999): „Wer sprach warum wie zu einer bestimmten Zeit?“ Überlegungen zur Gretchenfrage der Historischen Soziolinguistik am Beispiel des Kommunikationsmusters ‚Scherzen‘ im 18. Jahrhundert. In: Sociolinguistica 13/1999, S. 179–208.
- Lönnroth, Lars / Delblanc, Sven (Hgg.) (1987): Den svenska litteraturen. 7 Bde. Stockholm.
- Losman, Beata (1984): Kvinnorna och makten eller vart tog sköldmöra vägen? In: Ambjörnsson / Gaunt (1984), S. 13–32.
- Losman, Beata (1993): Kvinnoröster ur arkiven. (= Arkiv i väst 4). Göteborg.
- Matovic, Margareta (1993): Utförsåkning, bergsbestigning eller berg- och dalbana? Kvinnans ställning i äldre tid. In: Sjöstedt (Red.) (1993), S. 9–18.
- Mitchell, Stephen A. (1985): Job in Female Garb: Studies on the Autobiography of Agneta Horn. (= Skrifter utg. av Litteraturvetenskapliga Institutionen vid Göteborgs universitet 14). Göteborg.
- Mitchell, Stephen A. (2002): Women's Autobiographical Literature in the Swedish Baroque". In: Glauser / Sabel (Hgg.) (2002), S. 269–290.

- Müller, Silvia (2000): „Herren sargar och läker, han slår och hans hand helar. Konfliktbewältigung in den autobiographischen Texten von Marta Hagman (1765), Sophia Elisabet Brenner (1722) und Christina Regina von Birchenbaum (1651).“ In: Skandinavistik 1/2000, S. 1–20.
- Muller, Ch. (1968): *Initiation à la statistique linguistique*. Paris.
- Nilsson, Sven A. (1993): *De stora krigens Sverige. Statsbygge och samhällsförändring*. In: Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) (1993), S. 23–67.
- Nordenmark, Nils V. E. (1959): *Astronomiens historia i Sverige intill år 1800*. (= Lychnos-Bibliotek 17:2). Uppsala.
- Nordin–Grip, Imber (1942): *Pintorpafrun*. (= Sörmländska handlingar 8). Eskilstuna.
- Nordisk kvindelitteraturhistorie (1993–98) (Red. Møller Jensen, Elisabeth (e.a.)): I: I Guds navn. 1000–1800. II: Faderhuset. 1800–1900. III: Vide Verden. 1900–1960. IV: På jorden. 1960–1990. V: Liv og værk. København.
- Noreen, Adolf (1903). *Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning*. I. Lund.
- Nübold, Peter (1974): *Quantitative Methoden zur Stilanalyse literarischer Texte. Ein Bericht über den Stand der Forschung in der Anglistik* (= Braunschweiger Anglistische Arbeiten. Heft 5). Braunschweig.
- Oakes, Michael P. (1998): *Statistics for Corpus Linguistics*. (= Edinburgh Textbooks in Empirical Linguistics). Edinburgh.
- Österberg, Eva (1993): *Knektänkor och jordbrukare – stormaktstidens kvinnor i verkligheten*. In: Sjöstedt (Red.) (1993), S. 42–45.
- Österberg, Eva (Hg.) (1997): *Jämmerdal och fröjdesal. Kvinnor i stormaktstidens Sverige*. Stockholm.
- Oksaar, Els (1972): *Stilstatistik und Textanalyse. Bemerkungen zu Helmut Heißenbüttel*. In: Backes (Hg.) (1972), S. 630–648.
- Olsen, Mark (1993): *Quantitative Linguistics and Histoire des mentalités: Gender Representation in the Trésor de la langue française, 1600–1950*. In: Köhler / Rieger (Hgg.) (1993), S. 361–381.

- Olsson, Bernt (Hg.) (1993): Svensk litteratur. Bd.1: Från runorna till 1730. Stockholm.
- Olsson, Bernt (2002): Renaissance, Barock und Klassizismus in der schwedischen Literatur. In: Glauser / Sabel (Hgg.) (2002), S. 97–119.
- Olsson, Sven W. (Hg.) (1979): Samuel Agriconius Åkerhielms brev till Josias Cederhielm och Mauritz Vellingk 1700–1702. Utg. genom Sven W. Olsson. (= Kungl. Samfundet för utgivande av handskrifter rörande Skandinaviens historia. Handlingar del 5) (= Åkerhielmska Släktföreningen Meddelande nr 4). Stockholm.
- Ong, Walter J. (1971): Rhetoric, romance and technology. Studies in the interaction of expression and culture. Ithaca.
- Ong, Walter J. (1982): Orality and literacy. The technologizing of the word. London.
- Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen.
- Oxenstierna, Gabriel Gustafsson (1611–1640): Gabriel Gustafsson Oxenstiernas bref 1611–1640. In: Rikskansleren Axel Oxenstiernas skrifter och brevrexling 2:3. Utg. Per Söndén. Stockholm 1890.
- Palmvig, Lis (Hg.) (1985): Lysthuse. Kvindelitteraturhistorier. Charlottenlund.
- Persson, Fabian (1997): „Dog utlefwad cammarfröken“. Det svenska hovfruntimret under stormaktstiden. In: Österberg (Red.) (1997), S. 306–333.
- von Platen, Magnus (1959): Så tuktar en argbigga. In: Biktare och bedragare. Litterära essäer. Stockholm, S. 16–38.
- von Platen, Magnus (1981): Privatinformation i skolan. En undervisningshistorisk studie. (= Acta Universitatis Umensis. Umeå Studies in the Humanities 34). Umeå.
- von Platen, Magnus (1998): Agneta Horn än en gång. In: Samlaren (119) 1998, S. 100–111.
- Platzack, Christer (1979): Om läsbarhet. In: Teleman / Hultman (Hgg.) (1979), S. 149–171.
- Pieper, Ursula (1979): Über die Aussagekraft statistischer Methoden für die linguistische Stilanalyse. (= Ars linguistica 5). Tübingen.

- Pieper, Ursula (1982): „Möglichkeiten und Grenzen einer quantitativen Stilistik.“ In: Kühlwein / Raasch (Hgg.) (1982), S. 100–105.
- Pitkänen-Koli, Taina (1986): Analysmodell för stilistiska undersökningar. Manual för kvantitativ analys. (= FUMS rapport 130). Uppsala.
- Püschel, Ulrich (1995): „Stilpragmatik. Vom praktischen Umgang mit Stil.“ In: Stickel (Hg.) (1995), S. 302–328.
- Püschel, Ulrich (2000): Text und Stil. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16:1, S. 473–489. Berlin/New York.
- Rensky, Miroslav (1972): The frequency of word classes as a function of style and linguistic structure. In: Fried (Hg.) (1972), S. 224–233.
- Rosenhane, Schering (1944): *Oeconomia*. Utg. av Torsten Lagerstedt. (= Lychnos-Bibliotek 8; = Sörmländska handlingar 9). Uppsala.
- Sanders, Willy (1995): Stil und Stilistik. In: Stickel (Hg.) (1995), S. 386–391.
- Sandig, Barbara (1984): Ziele und Methoden einer pragmatischen Stilistik. In: Spillner (Hg.) (1984), S. 137–161.
- Sandig, Barbara (Hg.) (1988): Stilistisch-rhetorische Diskursanalyse. (= Forum Angewandte Linguistik 14). Tübingen.
- Sandig, Barbara (1995): „Tendenzen der linguistischen Stilforschung.“ In: Stickel (Hg.) (1995), S. 27–61.
- Santesson, Lillemor (1988): Några förändringar i svensk ortografi under 1600-talet. In: *Svenskans beskrivning* 16. Utg. av Per Linnell (e.a.) (= Studies in Communication 21). Linköping, S. 401–414.
- Saporta, Sol (1960): The Application of Linguistics to the Study of Poetic Language. In: Sebeok (Hg.) (1960), S. 82–93.
- Scheuer, Jann (1995): Hans hustru och hennes bryster. In: Kunøe / Larsen (Hgg.) (1995), S. 246–256.
- Schlobinski, Peter (1996): Empirische Sprachwissenschaft. (= WV Studium 174). Opladen.

- Schmitz, Ulrich (2000): Statistische Methoden in der Textlinguistik. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16:1, S. 196–200. Berlin/New York.
- Sebeok, Thomas A. (Hg.) (1960): *Style in Language*. Cambridge/Mass.
- Selting, Margret (2001): Stil – in interaktionaler Perspektive. In: Jakobs / Rothkegel (Hgg.) (2001), S. 3–20.
- Siegel, Sidney (1985): *Nichtparametrische statistische Methoden*. 2., durchges. Aufl. Eschborn bei Frankfurt a.M.
- Sjöblad, Christina (1992): Från släktbok till dagbok. Framväxten av en ny genre. In: Karolinska förbundets årsbok 1992, S. 7–22.
- Sjöblad, Christina (1993): Slægtens kreds og venskabets tempel. Om kvindens plads i slægtbøger og stambøger. In: *Nordisk kvindelitteraturhistorie I*, S. 257–266.
- Sjöblad, Christina (1994): "Att förändra stånd kåstade på". Förlovning och bröllop i några kvinnliga texter från 1740-talet. In: Elleström (et al.) (Hgg.) (1994), S. 205–223.
- Sjöstedt, Lise (Red.) (1993): *Kvinnornas historia. Den osynliga historien*. (= Forskningsrådsnämnden. Rapport 93:2). Stockholm.
- Sowinski, Bernhard (1988): Zur individualstilistischen Variation von Textkonstituenten. In: Sandig (Hg.) 1988, S. 41–48.
- Sowinski, Bernhard (1991): *Stilistik: Stiltheorien und Stilanalysen*. (= Sammlung Metzler 263). Stuttgart.
- Sowinski, Bernhard (2003): Zur Stilerfassung historischer Texte – Beispiel: Hildebrandslied. In: Barz / Lerchner / Schröder (Hgg.) (2003), S. 295–303.
- Spencer, J. / Gregory M.J. (1964): An approach to the study of style. In: Spencer (Hg.) (1964), S. 57–105.
- Spencer, J. (Hg.) (1964): *Linguistics and style*. London.
- Spillner, Bernd (1974): *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart.
- Spillner, Bernd (1995): Stilsemiotik. In: Stickel (Hg.) (1995), S. 62–93.

- Spillner, Bernd (1997): Stilvergleich von Mehrfachübersetzungen ins Deutsche (ausgehend von Texten Dantes und Rimbauds). In: Fix / Wellmann (Hgg.) (1997), S. 207–230.
- Spillner, Bernd (Hg.) (1984): Methoden der Stilanalyse. Tübingen.
- Stadin, Kekke (1993): Kvinnoideal under stormaktstiden. In: Sjöstedt (Red.) (1993), S. 39–41.
- Stadin, Kekke (1993b): Stormaktskvinnor. In: Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) (1993), S. 177–196.
- Stadin, Kekke (1997): Hade de svenska kvinnorna en stormaktstid? Stormaktstidens svenska stat och konstruktionen av genus. In: Scandia 63:2, S. 193–225.
- Stenbock, Magnus / Oxenstierna, Eva (1913–14): Magnus Stenbock och Eva Oxenstierna. En brefväxling. (1689–1714). Utg. af Carl Magnus Stenbock. 2 Bde. Stockholm.
- Steinfeld, Torill (1985): Front mot det kvinnelige. Om utelukkelsen af kvinner og kvinnligheten i den lærde tradisjonen og i opplysningstradisjonen. In: Palmvig (Hg.) (1985), S. 16–43.
- Steinfeld, Torill (1986): På skriftens vilkår. Et bidrag til morsmålsfagets historie. Oslo.
- Stickel, Gerhard (Hg.) (1995): Stilfragen. (= Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1994). Berlin/New York.
- Stolt, Birgit (1984): Pragmatische Stilanalyse. In: Spillner (Hg.) (1984), S. 163–173.
- Stolt, Birgit (1995): Kommunikative Stilanalyse. In: Stickel (Hg.) (1995), S. 379–385.
- Strand, Hans. (1984). Nusvenskt tidningsspråk. Kvantitativa studier av reportage i morgon-, kvälls- och veckopress. (= Acta universitatis Stockholmiensis. New series 17). Stockholm.
- Strand, Hans. (1988): Metodproblem i samband med kvantitativa stilstudier. In: Svensson (Hg.) (1988), S. 92–119.
- Stubbs, Michael (1996): Text and Corpus Analysis. Computer-assisted Studies of language and Culture. (= Language in society 23). Oxford.

- Svenske, John (1993): *Skrivandets villkor. En studie av dagbokskrivandets funktioner och situationella kontexter utgående från Backåkers Eriks dagbok 1861–1914.* (= Skrifter utgivna av institutionen för nordiska språk vid Uppsala universitet 32). Uppsala.
- Svensson, Jan (Hg.) (1988): *Nordistiken som vetenskap. Artiklar om ämnets historia, teorier och metoder.* Lund.
- Svenskt biografiskt handlexikon (1906). *Alfabetiskt ordnade lefnadsteckningar af Sveriges namnkunniga män och kvinnor från reformationen till nuvarande tid af Herman Hofberg. Ny uppl. [...] af Frithiof Heurlin, Viktor Millqvist och Olof Rubenson. 2 Bde.* Stockholm.
- Taussi Sjöberg, Marja (1996): *Rätten och kvinnorna. Från släktmakt till statsmakt i Sverige på 1500- och 1600-talen.* Stockholm.
- Teleman, Ulf (1974): *Manual för grammatisk beskrivning av talad och skriven svenska.* Lund.
- Teleman, Ulf (Red.) (1985): *Det offentliga språkbruket och dess villkor i Sverige under 1700-talet.* (= Nordlund 7. Småskrifter från Institutionen för nordiska språk i Lund). Lund.
- Teleman, Ulf / Hultman, Tor G. (Hgg.) (1979): *Språket i bruk.* (= Skrifter utgivna av Svenskläraryöreningen 153). Stockholm.
- Těšitelová, Marie (1992): *Quantitative linguistics.* (= Linguistic and Literary Studies in Eastern Europe 37). Amsterdam/Philadelphia.
- Thavenius, Jan (1966): *Kvantitativa metoder i stilistiken.* In: Hallberg (e.a.) (Hgg.) (1966), S. 37–62.
- Thavenius, Jan (1972): *Stil och vokabulär. En undersökning av formord i lyrik och prosa.* (Litteratur teater film 1). Lund.
- Thelander, Mats (1970): *Fiktionsprosa och sakprosa. Jämförande stilanalys med kvantitativ metod* (= Ord och stil. Språkvårdssamfundets skrifter 3). Lund.
- Thelander, Mats (1990): *Språkdrag och språkarter.* In: Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala årsbok 1990. Uppsala, S. 65–91.
- Toijer, Daniel (1977): *Diarium Gyllenianum och dess författare.* In: Värmländsk historia i arkivens belysning. (= Värmland förr och nu 75), S. 47–52.

- Tottie, Gunnel (1991): Negation in English Speech and Writing. A. Study in Variation. (= Quantitative Analyses of Linguistic Structure). San Diego [etc.].
- Tuldava, Juhan (1995): Methods in quantitative linguistics. (= Quantitative linguistics 54). Trier.
- Tuldava, Juhan (1998): Probleme und Methoden der quantitativ-systemischen Lexikologie. (= Quantitative linguistics 59). Trier.
- Ulfsparre, Anna Christina (1991): 1600-talets kvinnoroll. In: Ankarloo (e.a.) (Hgg.) (1991), S. 77–84.
- Vallhov, Birgit (1971): Olika kriterier för läsbarhet. En jämförelse mellan två metoder att mäta olika texters läsbarhet. In: Nysvenska studier 50 (1970), S. 202–245.
- Voigt, Johann-Henrich (1665): Alten und neuen Styli Sonderbarer Christen-Kalender Auff das MDCLXV. Jahr Christi [...] Gedruckt und verlegt durch Caspar Holwein / Königl: Schwed: Buchdruckern und Formschneidern. Stade.
- Völker-Rasor, Anette (1993): Bilderpaare – Paarbilder. Die Ehe in Autobiographien des 16. Jahrhunderts. (= Rombach Wissenschaft. Reihe Historiae Bd. 2). (Diss.). Freiburg i.Br.
- Wallenstedt, Catharina (1995): Allrakäraste. Catharina Wallenstedts brev 1672–1718. Kommenterade och i urval av Christina Wijkmark. Stockholm.
- Wessén, Elias (1926). Några anteckningar om språket i „Agneta Horns leverne“. In: Nysvenska studier 1926, S. 21–40.
- Wessén, Elias (1965). Svensk språkhistoria. Vol. I: Ljudlära och ordböjningslära; Vol. II: Ordbildningslära; Vol. III: Grundlinier till en historisk syntax. Stockholm.
- Westman, Margareta (1969): Läsbarhet. In: Språkvård 1969:1, S. 7–10.
- Westman, Margareta (1974): Bruksprosa. En funktionell stilanalys med kvantitativ metod. Lund.
- Wikström, Tage (2001): Margareta Hvitfeldt och hennes testamente. <<http://www.hvitfeldt.educ.goteborg.se/historia/margareta.html>>. Rev. 2001-08-04.
- Wollin, Lars (1995): Konungastyrelsen – en edition i tiden? In: Språk och stil, S. 121–151.

Yule, G. Udney (1944): The statistical study of literary vocabulary. Cambridge.

Zheltukhin, Alexander (1997): Renässansskolor och stavningsnormer. In: Andersson / Åström (Hgg.) (1997), S. 129–140.

Zipf, G. (1949): Human behavior and the Principle of Least Effort. Cambridge/Mass.